Das Ehrenbuch der SA



Dem

unbekannten

SA Mann



Das Ehrenbuch der SA

Karl W. H. Koch
Obersturmführer 31/1

Titelbild: Prof. Humer, Düsseldorf

 — Lucasdruck, Wuppertal-Elberfeld



Viktor Lutze, Stabschef der SA

Es ist in der letzten Zeit sehr viel von Helden gesprochen und sehr Schönes über Heldentum geschrieben worden. Die meisten von uns haben wirkliches Heldentum in den letzten Jahren selbst beobachten können. Der Reservist oder Landwehrmann, verheiratet, Frau und Kinder mit ganz kleiner Unterstützung zu Hause, der selbst nur seine karge Löhnung hatte und dann jeden Tag, Monat für Monat, Jahr um Jahr in der Front stand, tagsüber als Posten, nachts bei Wind und Wetter Essen holte, Balken heranschleppte, bis zum Leib in Dreck und Wasser watend, Unterstände aushob, schanzte und dann wieder Posten stand, und dies alles in Dreck und Speck 4 Jahre lang, ohne Aussicht auf Beförderung, ohne Aussicht, es jemals besser zu bekommen, das ist für mich der wirkliche Held des Weltkrieges.
Und hierzu gibt es eine Parallele. Der SA-Mann, verheiratet, mit kleinem Einkommen, der sich Abend für Abend für die Idee und die Bewegung einsetzte, seine Stellung verlor, erwerbslos wurde und kaum wußte, auch nur das Nötigste für seine Familie zusammenzubringen, der sich trotzdem sein braunes Hemd noch selbst anschaffte, ja selbst die Fahrten zu Versammlungsschutz oder Aufmärschen selbst noch bezahlte, zu einer Zeit, als andere tanzten und sich amüsieren konnten, und der immer und immer wieder pünktlich seinen SA-Dienst machte, auch ohne eine Aussicht auf Beförderung oder es je besser zu haben, darüber hinaus aber noch im Dunkeln von Meuchelmördern aufgelauert wurde und immer damit rechnen mußte, daß er angestochen oder angeschossen wurde, auf den von der Polizei, weil er nur irgendein Stückchen Braunes an sich trug, Jagd gemacht wurde und der dann in die Zellen gesperrt wurde und trotzdem immer wieder sich einsetzte, 5, 6, 7, 8, 9 Jahre lang, das ist für mich der Held des Kampfes um die deutsche Freiheit.

Lutze

„Das Ehrenbuch der SA"



Einleitung

Ja, es gibt Menschen in Deutschland, die sagen, nie habe es, da ein Gegner fehlte, eine nationalsozialistische Revolution gegeben.

Was wissen diese Menschen von der SA?

Sie wissen nichts von ihr, der großen Trägerin dieser Revolution. Sie wissen nichts von ihr, weil sie hinter herabgelassenen Rolläden und bürgerlichen Scheuklappen verborgen, nichts sehen wollten von dem Kampf, dem Ringen und der unwiderstehlichen Opferfreudigkeit jener Männer, die einzeln aus dem Dunkel einer wirren, versklavten Zeit hervorstoßend, zusammenflossen gleich den Rinnsalen eines Gebirgsbaches, hervorbrachen mit der reißenden Macht ihres damals mißachteten Führers und mit ihm eins wurden zu dem sieghaften Strom, der dieser Zeit ihr Gepräge gab und der Zeit kommender Geschlechter ihr Gepräge geben wird.

In der SA war nichts von der feigen Zaghaftigkeit jener, die abseits standen, weil sie nichts begriffen und nichts begreifen wollten, die zu jener namenlosen Partei gehörten, die nicht für eine Idee zu sterben vermag. Das aber ist das Entscheidende für die Bewertung der Menschen und teilt sie in zwei große Lager. Die SA entstand aus jenen, deren Herzen bereit waren, für ihre Idee, für die Idee ihrers Führers in den Tod zu gehen.

Sie hat es bewiesen, nicht nur durch die Zahl ihrer Toten und Verwundeten, sondern millionenfach mehr durch die unausgesprochenen Dinge der Verborgenheit und Heimlichkeit, durch die ständige Bereitschaft zur Hingabe des Blutes.

Wißt ihr alle, die ihr die schutzvolle Sicherheit des erfochtenen Sieges in Selbstverständlichkeit genießt, ohne den langen, bitteren und grausamen Weg zu bedenken, der dahinführte, was es heißt, wenn ein junger Mensch, einsam und waffenlos, durch die geheimnisreiche Drohung düsterer Nächte nach Hause geht, immer umlauert von heimtückischen Feinden? Begreift ihr, die ihr allzu rasch zu vergessen geneigt seid, den Mut, den es erfordert, auf diesen Gängen vom Dienst nach Hause in jeder Minute vieler Tage, Monate und Jahre, in jeder Hausnische und in jedem dunklen Torweg, in jedem Winkel und an jeder Straßenecke mit jähem Überfall oder den peitschenden Schüssen der Pistolen rechnen zu müssen?

Kennt ihr die Zusammenstöße an den Arbeitsstellen, auf dem Bau oder in der Fabrik, vor glühenden Öfen oder in den Tiefen der Stollen, am surrenden Schwungrad oder vor kreischenden Sägewerken, wo die Feindschaft mißleiteter Arbeitskameraden, wo die unfreundliche Nachlässigkeit des Nebenmannes die Gefahr der Maschine verhundertfacht?

Habt ihr erlebt, daß euch die Gummiknüppel brutaler Beamten über Kopf und Rücken oder ins Gesicht schlugen, ohne daß ihr euch, obwohl ihr es hättet tun können, wehren durftet, um nicht wahllos und jahrelang den friedlosen Mauern des Kerkers überantwortet zu werden? Habt ihr eine Ahnung allein von der seelischen Not, die es bedeutet, von deutschen Menschen eignen Blutes dafür zu langen Freiheitsstrafen verurteilt zu sein, daß der Kampf für die Freiheit des deutschen Volkes gewagt wurde?

Kennt ihr die erbarmungslose Not des Mannes, der wegen seiner Überzeugung aus seiner Brotstelle entlassen wurde, der seine Familie hungern

und darben weiß, der auf der Wohlfahrt, auf der Stempelstelle und auf dem Arbeitsamt von hämischen Bonzen unter dem Beifall einer haßvollen Menge zurückgestoßen wird und immer wieder mit leeren Händen und hoffnungslos in das Elend einer engen Wohnung zurückzukehren hat, der immer wieder den fragenden Augen der Mutter und seiner Kinder nichts zu bringen hat, als ein verzweifeltes, entnervendes Nein?

Wißt ihr etwas von dem überwindenden harten Mut, der dazu gehört, in rotem Stadtteil aus dem Haustor heraus auf die rote Straße zu treten, von diesem Schritt über die Schwelle, der den SA-Mann zum Freiwild, zur Beute, zum Gegenstand von Haß oder von Spott, von Gelächter oder von hämischer Abfälligkeit machte?

Viele deutsche Menschen wissen nichts von alledem, das der Weg der trotzigen, kämpfenden und hungernden SA war.

Sie wissen aber auch wenig von der tiefen Kameradschaft der SA, von der innerlichsten Verbundenheit, die sie beseelt, von dem hilfsbereiten Eintreten des einen Mannes für den anderen, von dem ungeheuren seelischen Reichtum, der sich daraus entwickelte, der dort, in finsteren Kellerlöchern und schmutzigen Räumen von Kaschemmen und Kneipen oder in schmalen Schlafstellen und dumpfen Hinterhauswohnungen entstand und sich in hellem, beglückendem Licht offenbarte. Und sie empfinden nur schwach, was jedem SA-Mann der Führer bedeutet, welch unbegrenztes, felsenfestes Vertrauen ihm entgegengebracht wird, ein Vertrauen, das hemmungslos und bedingungslos, rein gefühlsmäßig aus dem tiefsten und besten Herzen kommend, den letzten Sinn der Dinge wiedergibt.

Ja, so sind wir SA-Männer stolz und reich geworden. Wir sind reich durch die Zeit, die wir erlebten und die wir jeder einzelne an seiner unbemerkten und kleinen Stelle schmiedeten oder schmieden halfen. Wir sind arm an äußeren Gütern, und wir sind reich an inneren, über die wir niemals

sprachen und über die auf diesen Blättern gesprochen werden soll. Wir sind nicht stolz auf die Taten von uns einzelnen, die wir sie so taten, wie wir sie tun mußten, frei von Eitelkeit und Überheblichkeit.

Nein, wir sind deshalb stolz, weil wir ein dienendes Werkzeug waren, weil wir, gegen den eignen Willen dieses selben Volkes, ihm halfen, den verkannten Weg der Freiheit zu finden, weil wir um seine Seele gerungen haben und weil wir wissen, daß wir, die SA des Führers, ihm eines Tages helfen dürfen und werden, dieses unser Volk, zu dem wir gehören, auf dem schweren Weg der Freiheit weiterzuführen bis zur schimmernden Vollendung.

Karl W. H. Koch

Die Frühzeit

Wißt ihr noch, wie es in den Seelen aller aufrechten deutschen Menschen aussah, als damals, in den ersten Nachkriegsjahren, Monat für Monat verging, ohne daß das Wunder geschah, auf das wir im letzten Schrein des Herzens hofften?

Wißt ihr, was der aufrechte junge Mensch empfand, wenn er auf Fragen, die ihm mehr die unverstandene Bitternis der Zeit als sein Verstand eingab, weder von Vater und Mutter, noch von Lehrer oder Brotherrn eine Antwort erhalten konnte, die seiner dumpfen, oft verzweifelten Sehnsucht Erfüllung bot?

Was der irregeführte Arbeiter gar manches Mal empfand, wenn er klingende Worte in einer kommunistischen oder sozialdemokratischen Versammlung gehört hatte, die zunächst befriedigten, hinterher aber quälende, ermüdende, demütigende, oft haßvolle Zweifel lösten?

Wißt ihr, was viele aus dem riesengroßen Heer der Frontkämpfer bewegte, die nicht hinter die Kulissen sehen und nicht die großen Fragen von Versailler Vertrag und hoher Politik erfassen konnten und die sich entwurzelt vorkamen, als in stillschweigendem Übereinkommen die marxistisch-jüdisch-demokratische Presse mit dem bewußten Willen der Zersetzung und die bürgerliche

Presse aus erbärmlicher Feigheit alles Heroische ihres besten Fronterlebens bespöttelte oder totschwieg?

Und was die Männer von Freikorps und Grenzschutz fühlten, wenn sie, verachtet als Landsknechte und Abenteurer, sich bei ihren Kämpfen um entdeutschte Erde im Angesicht eines grausamen Todes die bange Frage vorlegten, was wird aus diesem Deutschland, für das wir ringen, das uns gehört und das doch der Spielball fremder Mächte und der Tummelplatz artfremder Menschen ist?

Wißt ihr noch, wie zerrissen, besudelt und beschämt sich auch mancher erwerbslose Geistesarbeiter vorkam, wenn er unter dem Druck der unseligen Geister jener Zeit mit leerer Seele fror und nichts mehr begriff, weil seine Ideale als deutscher Mensch zertrümmert und seine gewohnten Kreise in ängstlichem Spießertum erstickt waren?

Wißt ihr, was es hieß, als aufrechter deutscher Mensch zu allen Opfern bereit zu sein und sie nicht bringen zu können, weil sie nutzlos waren, oder weil da nichts mehr war, was Gelegenheit zu einem Opfer gab, oder was ein Opfer wert war?

Die ungestillte, treibende Sehnsucht dieser suchenden, aufrechten deutschen Menschen ergab den Drang nach bedingungslosem Einsatz des eigenen Lebens und schuf die uneingeschränkte Bereitschaft zum Opfertod für die erlösende Idee. —

Diese Bereitschaft war in einer Handvoll von Männern, von Kämpfernaturen, die sich um den Führer schlossen, als er nach schwerem Ringen um die Seelen deutscher Volksgenossen in der ersten großen Versammlung im Hofbräuhaus in München am 24. Februar 1920 jenen entscheidenden Erfolg hatte, der mit dem Verlesen des Parteiprogramms Tausende von denen aufhorchen ließ, die als Feinde gekommen waren, und der wie ein Funke hinausflog in das Land.

Der Verlauf dieser Versammlung wie der späteren, die bei weitem überwiegend von politisch linksgerichteten Kreisen besucht waren, bewies die Notwendigkeit, neben die geistigen Waffen des Führers die entschlossenen Fäuste von harten Männern jener Bereitschaft zu stellen, die von sich aus, ohne Aufforderung oder Befehl, ihr Amt übernahmen, weil es ihnen Erfüllung war.

Es waren Junge und Alte, es waren Frontsoldaten, Freikorpskämpfer und Männer, die niemals eine Schußwaffe in der Hand gehabt hatten, aber eines beseelte sie gemeinsam und gleichmäßig: Die Bereitschaft bis zum letzten.

Diese Bereitschaft war die seelische Vorbedingung für die Geburtsstunde der SA, aus dieser Bereitschaft wuchsen harte Taten, aus den unverzagten Taten der kleinen Ordnertruppe entwickelte sich die SA, auch wenn die Bezeichnung Sturm-Abteilung erst später geprägt wurde, als ein Ereignis besonderer Art eingetreten war. —

Die Herrschaft der Marxisten mit ihrem Bonzentum, dem sogenannte nationale Kreise sich eifrig beugten, die elende Kriecherei vor dem Ausland und die selbstzerfleischende Erfüllungspolitik, die zunehmende Inflation und fortschreitende Verelendung des Volkes, das Versagen der Arbeitsgemeinschaft völkischer Verbände aus Furcht vor den letzten Folgerungen — das alles hatte eine Gesamtlage geschaffen, die unerträglich war.

Nur der Führer nebst seinen engsten Vertrauten hatte den Mut der rückhaltlosen Erkenntnis.

Er veranstaltete eine Welle von Versammlungen. Die Jugend, marxistische Arbeiter und viele Frontsoldaten strömten ihm zu. Wie ein Erwachen ging es durch Menschen, die jeden Glauben verloren hatten und die nun, ermüdet von inhaltlosen Versprechungen und billigen Phrasen ihrer Parteipolitiker, plötzlich aufhorchten, als sie Worte hörten, die voller leidenschaft-

licher Überzeugung andere Wege wiesen; Worte, die nichts von Kompromissen und zahmen Rücksichten wissen wollten, die unversöhnlich in ihren Forderungen waren und dabei, schlicht und verständlich in Sinn und Ausdruck, unmittelbar zum Herzen des Arbeiters sprachen.

Die Versammlungen des Führers, die die Arbeitermassen in immer größerem Umfang anlockten, riefen die roten Bonzen auf den Plan. Sie, denen ihre guten Stellungen und reichlichen Einkünfte längst zum Endzweck ihres politischen Handelns geworden waren, bekamen es mit der Sorge um ihre Zukunft zu tun. Ein Abflauen ihres Einflusses machte sich bemerkbar, ein Auflehnen gegen ihre pazifistischen, internationalen Irrlehren setzte ein, und Tausende ihrer Anhänger strömten unter die jungen, verheißungsvollen Fahnen des Nationalsozialismus, dessen Bezeichnung als Arbeiterpartei den Bonzen ein Einbruch in ihre Domäne war.

Noch fühlten sie sich stark. Sie hatten eine bestimmte Anhängerschaft, die aus materiellen Gründen an sie gebunden war. Sie riefen Belegschaften zusammen, auf die sie sich verlassen konnten, sie riefen auf zum Kampf, und sie beabsichtigten, die nationalsozialistische Gefahr mit einem festen Schlage, durch Terror schlimmster Art, gründlich und endgültig zu beseitigen, als der Führer eine Versammlung auf den 4. November 1921 ins Hofbräuhaus einberufen hatte.

Sie ließen den großen Saal frühzeitig durch ihre Anhänger besetzen. Er wurde lange vor Eröffnung der Versammlung bereits polizeilich gesperrt.

Die nationalsozialistische Ordnertruppe war als Schutzabteilung mit 46 Köpfen im Saal. Sie trug teils feldgraue Uniformen, teils Windjacken, teils Zivil, gemeinsam war nur die Hakenkreuzbinde um den Oberarm. Sie schien ein verlorenes Häuflein inmitten der Tausende von Besuchern, worunter 600—800 Mann als Rollkommando der Marxisten saßen.

Wie Gewitterschwüle machte es sich breit, als der Führer mit dem Versammlungsleiter Esser erschien. Die Ruhe vor dem Sturm hielt unheimlich lange an.

Der Führer sprach, angestarrt von scheuen und doch haßerfüllten Blicken seiner Gegner und nur manchmal unterbrochen durch Zwischenrufe, die den Zweck der Störung hatten. Fast schien es, als ob niemand wagte, zu Gewalttätigkeiten überzugehen, während die leidenschaftlichen Ausführungen voller Überzeugungskraft durch den weiten Saal klangen und die Herzen der meisten der Besucher in ihren Bann schlugen.

Es war eine gewaltige Nervenprobe für die Ordnertruppe, diese langen Stunden in dichtem Rauch und sich steigernder Spannung auszuhalten, währnd die Roten Maß nach Maß tranken, bis sie dann plötzlich und schlagartig mit ihrem Angriff einsetzten.

Der Führer stand in der rechten Saalmitte und näherte sich dem Ende seiner Ausführungen, als es nahezu zehn Uhr geworden war.

Jähe Pfiffe und Rufe. Ein Maßkrug flog von der gegenüberliegenden Seite her und zerschellte, haarscharf am Kopf vorbeifliegend, an der Wand hinter dem Führer. Ein ungeheurer Tumult warf sich auf, Wutgeheul der Männer und Geschrei von Frauen ging unter im Lärm der tobenden Saalschlacht. Was als Wurfgeschoß oder Schlagwaffe dienen konnte, wurde benutzt, Maßkrüge, die systematisch gesammelt worden waren, Beine und Lehnen von rasch zerbrochenen Stühlen oder auch ganze Stühle. Von der Theke her krachten Schüsse, auf den Führer gezielt. Die Wellen der roten Angreifer brandeten um die schwache Ordnertruppe, die am Platz des Redners stand, die sich im wilden Handgemenge wehrte und die die zahlreichen Gegner immer wieder zurückschlug. Andere Ordner, die im Saal verteilt waren, kamen ihr zu Hilfe, stürzten sich in den

wütenden Kampf, kamen bedrängten Kameraden zum Beistand. Mit ungeheurer Bravour schlugen sich die Ordner.

Das hatten die Roten nicht erwartet. Sie sahen sich trotz ihrer Überzahl aus der Rolle des Angreifers in die des Verteidigers gedrängt und sahen sich von ihren eigenen Führern verlassen, die sofort das Hasenpanier ergriffen hatten.

Schon flogen etliche die Treppe hinunter. Gruppen der Ordner rasten durch den Saal, größtenteils mit Wunden bedeckt und blutig.

Zahlreiche Verletzte lagen stöhnend neben und unter umgestürzten Tischen inmitten von Scherben und Trümmern. Menschen drängten verzweifelt nach dem Ausgang, der endlich freigegeben wurde. Der Widerstand der letzten Roten in einer Saalecke wurde gebrochen, die letzten ihrer Anhänger flogen oder flohen hinaus, und die Polizei kam.

Aufatmend und freudig erregt sammelte sich die Ordnertruppe, außer ihr war nur noch eine geringe Zahl von erschütterten Besuchern im Saal, der ein Bild irrsinniger Zerstörung bot.

Der Versammlungsleiter Hermann Esser ergriff das Wort, als ob nichts geschehen wäre: „Die Versammlung geht weiter."

Der Führer sprach seine Schlußworte, und die Versammlung wurde beendet.

Die Ordnertruppe hatte ihre entscheidende Probe bestanden. Ihr Geist, der Geist der Bereitschaft bis zur letzten, opferfreudigen Hingabe, war stärker gewesen als die vielfache Übermacht der Roten. Mit der ganzen Kraft ihrer geistigen Überlegenheit hatte sie sich geschlagen, wundervoll geschlagen; sie hatte dem blutigen Terror des Marxismus die harte Faust des deutschen Arbeiters entgegengesetzt, der für die Idee seines Führers nicht nur zu kämpfen bereit ist, sondern auch zu kämpfen vermag. Sie

hatte den Glauben der roten Bonzen, die Kraft der nationalsozialistischen Idee mit einem Schlag und ein für allemal zu brechen, jäh und gründlich zerstört, und sie hatte sich gleichzeitig derart in Respekt gesetzt, daß so leicht niemand mehr mit ihr anzubinden wagte.

Auf dem Nachhauseweg von dieser denkwürdigen Versammlung am 4. November 1921 geschah es, daß irgend jemand, ohne daß man heute feststellen kann, wer es war, das Wort Sturm-Abteilung als Bezeichnung für den Saalschutz der Ordnertruppe prägte, die sich in so unwiderstehlicher Tapferkeit und Aufopferung geschlagen hatte.

So, aus diesem Geist heraus, entstand die stolze Benennung SA. Und dieser Geist hat die SA immer begleitet und wird immer mit ihr sein. Solange er mit ihr ist, ist sie unbesiegbar. —

Entwicklung bis Koburg

Die SA war entstanden. Der Führer hatte ihre Bezeichnung Sturmabteilung wenige Tage nach dem Kampf im Hofbräuhaus anerkannt. Sie war als Saalschutz ein fester Begriff geworden, der etwas war und etwas gab.

Er war Anreiz zwingender Art für den Geist revolutionärer Nationalsozialisten, und er hatte durch die besonderen Begleiterscheinungen seiner Entstehung von vornherein ein ganz bestimmtes Gepräge. Er war ganz anders als eine Truppe oder ein Wehrverband.

Er war anders, weil er sofort eine Tradition hatte, eine Tradition, die darin bestand, daß die Überzeugung, für eine Idee und im Geiste des Führers zu kämpfen, auch bei schwächeren Kräften unwiderstehlich macht und zum Siege führt.

Die SA wurde nicht ausgebildet, um dann, nach vollendeter Ausbildung, zu kämpfen. Sie kam mitten in den Kampf hinein, um sich auszubilden. Sie war dauernd körperlichen und wirtschaftlichen Gefahren ausgesetzt, sie war ständig unter dem Druck des Spottes der öffentlichen Meinung, der Mißachtung und des Gelächters. Man sah auf sie herab. Sie hatte den revolutionären Nimbus, der den Bürger, Spießer, Reaktionär und Philister

einen Bogen um sie machen ließ. Sie bestand von Anfang an zum allergrößten Teil aus Proleten, die sich nicht jeden Tag in die Badewanne setzen, einen neuen Kragen umbinden oder rasieren können, und sie war stolz hierauf. Sie war arm, einfach und schlicht, sie bestand aus Männern und Jungen aus dem werktätigen Volk und, soweit Arbeiter des Kopfes bei ihr waren, handelte es sich um Männer, die mit dem Volke verbunden waren, die sich mit ihm verstanden, die sich nicht scheuten, eine rissige, schwielige Arbeiterfaust zu drücken oder aus dem Glase des Erwerbslosen mitzutrinken, und die die gleichen unversöhnlichen und kompromißlosen Ziele hatten.

Es war da ein ganz bestimmter seelischer und geistiger Rahmen, in den jeder hineinpassen mußte. Mancher vermochte es nicht. Er ging sehr bald, um nicht wiederzukommen. Der Geist der SA war niemals erlernbar, ebensowenig wie der Sinn des Nationalsozialismus. Er muß im Menschen drinstecken. Gewiß, es kann Mißverständnisse geben, es können Hemmungen vorhanden sein. Erziehung und Umgebung können den Menschen verbildet, ihn von seinem eigentlichen Kern hinweg auf ein anderes Gleise geschoben haben. Der Sohn eines Millionärs, in Luxus aufgewachsen, wird sich ebensoschwer in den Geist der SA hineinfinden, wie das unterernährte Proletarierkind, das zwischen Ringvereinen und Verbrechern groß geworden ist und von Jugend auf zu Diebstählen erzogen wurde.

Aber eine Basis muß da sein. Etwas Gemeinsames. Ein inneres Band. Es ist das tiefinnerlichste Menschtum, das entscheidet, der Sinn für die Gemeinschaft, die Gabe, sich restlos einzusetzen.

Die junge SA hatte ausreichend Gelegenheit, ihren Geist zu erproben. Sie wuchs schnell mit dem inneren und äußeren Ausbau der nationalsozialistischen Bewegung. Das Münchener Beispiel wirkte auf andere

Städte. Die Propagandafahrten mit wehenden Hakenkreuzfahnen in die engere und weitere Umgebung Münchens, über die Grenzen Bayerns nach Norden und selbst nach Süden ins österreichische Land hinein wirkten und warben besser als Worte und Flugblätter oder Zeitungen.

Unsere Fahne ist revolutionär. Sie hebt die Menschen, die sie zuerst flattern sehen, fast gewaltsam aus ihrem inneren Milieu heraus, sie packt sie mit jedem Griff am Herzen. Nie können sie sich ihr auf diese oder jene Weise entziehen. Sie macht sie aufnahmebereit, und sie können nicht anders, sie müssen sie lieben oder scheuen, fürchten oder hassen, immer aber sind sie beeindruckt.

Unsere Fahnen, teilweise noch alte Fahnen mit dem aufreizenden Hakenkreuz, mit der jungen SA zusammen, wenn das Tuch im Winde knatterte und die Männer begeisterte und begeisternde Lieder auf ratterndem Lastwagen sangen, mußten um so mehr Eindruck machen, als die Zeit des Jahres 1922 angefüllt war mit der gärenden Stimmung von nahenden Ereignissen, die zur Entladung kommen mußten.

Der deutsche Mensch war unruhig, war aufgewühlt, sah und erlebte unbegreifliche Dinge, verstand nicht mehr, was vor sich ging. Er fühlte sich entwurzelt, feststehender Glaube, Anschauungen, die er sein ganzes Leben lang als unverrückbar angesehen hatte, zerstoben wie Spreu im Winde. Neue, unfaßliche Dogmen wurden gepredigt. Der Feind stand in deutschem Land, der militärische am Rhein und im deutschen Ostland, der rassische und geistige in Gestalt von Söhnen Israels und Sendlingen Moskaus in Regierung, Wirtschaft und den Städten deutscher Kultur und Kunst. Dazu kamen die Parteien, organisierte, sichtbare Parteien und jene Cliquen, Gruppen und Mächte, die, meist unerkennbar, hinter den Kulissen die Drähte zogen. Der Gegensatz zwischen Norden und Süden verstärkte sich, und die Inflation

Nr. 1 Ausmarsch der SA-Hundertschaften, München 1922

Nr. 2 Propagandamarsch einer SA-Hundertschaft 1922

Nr. 3 Stoßtrupp Hitler vor der Abfahrt zum „Deutschen Tag“ nach Bayreuth 1923

Nr. 4 „Deutscher Tag“, Nürnberg 1923

nahm bereits ein Tempo an, das jedes Rechenexempel unmöglich machte.

Trotzdem oder gerade deshalb wuchs die SA organisch und selbstverständlich. Sie legte noch keinen Wert auf einheitliche Kleidung, ihre Taten waren ihr wichtiger als das Gewand, in dem sie ausgeführt wurden. Oft genug sah sie mehr als verwegen aus, glich äußerlich eher einer Räuberbande als der straffen Organisation, die sie im Begriffe war, zu werden.

Sie entwickelte sich zu Hundertschaften. Das einzige Gleichmäßige war die Armbinde mit dem Hakenkreuz auf weißem Feld und die Nummer der Hundertschaft. Sie erprobte ihre Fäuste bei Versammlungen auf den Fahrten ins freie Land, wenn die Roten muckten oder mit Überfall und Angriff vorgingen. Sie schmolz gerade dadurch zu engster Kameradschaft zusammen, daß jeder sich auf den andern verlassen mußte, daß stets jeder für den andern eintreten mußte.

Sie bestand die nächste große Probe in Koburg im Oktober 1922, als der deutsche Tag dort angesetzt worden war. Die NSDAP nahm teil und riß die Führung an sich. Zum erstenmal kam fast die gesamte SA zusammen. Bayern, Hannover und Württemberg, Halle und andere Städte Mitteldeutschlands waren vertreten.

Den völkischen Verbänden, die in Gemeinschaft mit der NSDAP zum deutschen Tag aufgefordert hatten, fehlte trotz der Betonung des Völkischen der revolutionäre Schwung. In Koburg, wie auch vorher und nachher, gingen sie bis an die Tat heran, ohne sie zu tun. Ängstlich versuchten sie, Zusammenstöße mit den marxistischen Gewerkschaften, die von auswärts Zuzug erhalten hatten, auf Kosten des eigenen Ansehens zu vermeiden. In bürgerlicher Mentalität waren sie verkrustet.

Der Führer erkannte, worum es ging, als er die schon am Bahnhof aufgebotenen Massen erblickte. Nachgeben? Nein! Nie! Nun erst recht.

War damals im Hofbräuhaus in erbitterter Saalschlacht gezeigt worden, daß da, wo eine nationalsozialistische Versammlung tagt, die andern nichts zu sagen haben und, wenn sie terrorisieren wollen, durch die Faust belehrt und in ihre Schranken zurückgewiesen werden müssen, so mußte hier, auf der Straße, eindringlich gezeigt und dargetan werden, daß die SA da, wo sie marschieren will, auch dann marschiert, wenn es den Rollkommandos der Marxisten nicht paßt. Ob Saal oder Straße, das Recht auf Selbstbehauptung weist immer nur einen Weg, den Weg der größeren Gewalt, gegen große Vergewaltigung. Terror kann nur durch Terror gebrochen werden, niemals durch sittsame, zahme Proteste.

Mitten hinein in die geifernde, johlende, brüllende, tobende Menschenmasse marschieren die Hundertschaften der SA mit wehenden Fahnen. Mit eiserner Ruhe marschiert sie, bahnt sich in straffer Marschkolonne ihren Weg. Die Musik spielt, beiderseitig geschützt von den Männern einer Hundertschaft. Unaufhörlich spielt die Musik, zwingend und aufpeitschend.

Vor dem Koburger Hofbräu sperrt die Polizei die Straße ab. Die SA biegt durch das Tor hinein und sammelt sich. Nach kurzem Aufenthalt und zündenden Worten des Führers geht es weiter. Heraus aus dem Tor schwenkt die SA.

Zuerst steht die Menge der Roten wie erstarrt, wagt nicht, etwas zu unternehmen, dann geht es los.

Die ersten Steine fliegen. Drohend recken sie die Arme mit Knüppeln, Stöcken und anderen Waffen. Männer brüllen drohend, Weiber kreischen hysterisch Schimpfworte in blindem Haß. Die ersten, ernstlichen Tätlichkeiten ereignen sich. Die Polizei ist machtlos. Die Hundertschaft am Ende des Zuges, die schon vorher, auf dem Marsch vom Bahnhof zum Hofbräu einen schweren Stand gehabt hatte, gerät in wütendes Handgemenge, in

schwere und blutige Kämpfe mit den drängenden Marxisten. Vorne ist die Straße verstopft, der Zug beginnt sich zu stauen.

Es wird Zeit.

Der Befehl zur Säuberung der Straße wird gegeben. SA-Männer spritzen aus der Kolonne heraus, stürzen sich in dichte Haufen der Roten an den gefährdetsten Stellen. Die Hundertschaft am Ende macht kehrt und greift entschlossen an. Viele SA-Männer bluten von Steinwürfen und Schlag- und Schußverletzungen. Erbittert und erbost packen sie zu. Ein Fuhrwerk, das zur Störung der Kolonne hineingeschickt wurde, wird umgedreht. Der bösartige Kutscher erhält die verdiente Abreibung. Zielbewußt und stoßartig geht die SA vor. Der rote Mob weicht zurück, erschüttert und geschlagen von der Tatkraft der Männer. Er flieht, die Straße ist frei.

Die Musik spielt immer noch, jäh ändert sich das Bild der Straße. Fenster öffnen sich, zustimmende Rufe ertönen. Der Bürger von Koburg — wir wollen seine spontan bejahende Einstellung nicht zu hoch einschätzen — winkt der SA zu. Es geht ein Aufatmen durch die Stadt, die unter marxistischem Terror und Mißwirtschaft des Systems seufzte. Die Bevölkerung merkte, es gibt da, in diesem verwirrten Deutschland, doch noch etwas anderes als Weimar, es gibt einen Willen und einen Weg des Widerstandes, es gibt noch Menschen in Deutschland, die gewillt und befähigt sind, den Kampf nicht zu scheuen, sich nicht vergewaltigen und sich nicht auf der Straße anspucken zu lassen. Es gibt Männer, die, auch wenn in der Minderheit, die harte Faust und Unbeugsamkeit gegen Hieb und Stich, Schlag und Schuß setzen, weil ein eherner, einheitlicher Geist sie beherrscht und leitet.

Auf dem Weitermarsch fast unbelästigt, erreicht die SA ihr Quartier am Rande der Stadt, richtet sich ein und läßt sich, soweit notwendig, ver-

binden. Auch etliche der verletzten Gegner erscheinen, sie werden behandelt, Unterhaltungen mit ihnen spinnen sich an, locken andere herbei. Es ist damals schon immer dasselbe, was in Erfahrung gebracht wird.

Wir sind Monarchisten, Arbeitermörder, Feinde des Volkes, Gegner des Achtstundentages.

Mancher Gegner wird überzeugt, da er Menschlichkeit und Verständnis bei denen findet, gegen die seine Bonzen, Parteisekretäre und — selbst tagszuvor noch in Koburg mit jüdischem Gelde bezahlten — Verführer ihn aufgehetzt hatten. Koburger Arbeiter sehen, daß ihnen in der SA schlichte deutsche Arbeiter gegenüberstehen, Männer, die wie sie selbst am Schraubstock und an der Drehbank beschäftigt sind oder das Elend der Erwerbslosigkeit empfinden, die hinter dem Pfluge gehen oder Steine karren wie sie, Männer, die in einfachen Ausdrucksformen ihre Sprache, die Sprache des Volkes sprechen und die genau so denken wie sie selbst.

Ein Angriff der Roten auf das Hauptquartier in den Frühstunden der Nacht wird abgeschlagen. Vereinzelte Kämpfe mit Schußwaffen finden in der Abgeschiedenheit der Umgebung noch statt. Teilweise erbittert und sehr blutig. Jedoch die große Gewaltkundgebung, die als Gegenaktion von den Roten auf den nächsten Tag angesetzt war und zu der weitere Verstärkungen aus der näheren und weiteren Umgebung Koburgs heranbefohlen waren, verläuft im Sande. Die Straße war erobert, vom Terror befreit.

Der Marsch der SA zur Feste Koburg in den ersten Mittagsstunden des Sonntags verläuft ohne Störung. Wuchtig und siegreich marschiert die SA vor ihren Führer.

Mit berechtigtem Stolz auf die beiden Tage in Koburg verließ sie die Stadt, ließ sich in ihre Standorte verladen, fuhr sie froh zurück nach München

und anderen Städten. Das Hakenkreuz der SA hatte in die Front der Roten ebenso eine erhebliche Bresche geschlagen wie in die Feigheit, vorsichtige Überlegung und vornehme Zurückhaltung bürgerlicher Kreise und Verbände.

Die gesamte marxistisch-jüdisch-demokratische Presse verfiel in ein Zetern von Haß und Ohnmacht. Die wahnsinnigsten Lügenmeldungen wurden verbreitet. Nichts war dumm und gemein genug, um nicht berichtet zu werden. Die gesamte SA war eine einzige Mörderbande, die Koburgs friedliche Arbeiterbevölkerung blutrünstig überfiel.

Aber Deutschland horchte trotzdem auf.

Menschen, die seelisch und geistig noch nicht erstickt waren in Materialismus und moderner Sachlichkeit, die trotz der Verzweiflung der Zeit noch irgendwie einen Resonnanzboden für den Sinn der entschlossenen Tat hatten und die über die Enge der Bürgerlichkeit hinaus denken konnten, erkannten, daß hier etwas war, um das und mit dem gemeinsam zu kämpfen sich lohnte.

Hell und steil heben sich die nationalsozialistische Bewegung des Führers und seine SA als bestimmende Faktoren aus der gesamten völkischen Bewegung heraus. Hier pulsierte lebendiges, revolutionäres Blut, das heiß durch die Adern lief, das Schwung hatte und Schwung verlieh, das deutsches, lebenswarmes Blut war.

Der Klang der Tage von Koburg und der Taten der SA drang weithin. Er drang in die getarnten Schreibstuben von Wehrverbänden, die sich in seltsamen, weltfremden, ja fantastischen Plänen erschöpften, er drang in Reste jener Freikorps, deren vielfach reaktionäre Führerschaft den Kontakt mit dem lebendigen deutschen Volke längst verloren hatte, er drang in Fabriken, auf das Land hinaus und in die Hörsäle von Universitäten, Hochschulen und Schulen. Er rief einen Widerhall in vielen Herzen hervor, die plötzlich, über Nacht, zu der Erkenntnis kamen, daß sie Irrwege gegangen

waren, die nur in eine tiefere Hoffnungslosigkeit hineinführen konnten. Und auch bedeutende, intellektuelle Persönlichkeiten erkannten, daß der entschlossene Schritt der harten SA die äußere Ausdrucksform, die zwingend notwendige Ausdrucksform einer Bewegung war, die unaufhaltsam sein mußte, weil sie den besten Kern des deutschen Volkes zu erfassen begann und weil sie fanatisch und ohne jedes Zugeständnis ihren eignen Weg ging.

Starker Zustrom setzte ein. Der gewonnene Kampf um die roten Straßen Koburgs trug seine Früchte. Die einheitliche Kleidung der SA in Windjacke, Schimütze und Koppel wurde durchgeführt. Ein starker Stock war ihre Waffe. Die Zusammenfassung der Hundertschaften in größere Verbände wurde vorbereitet. Der Führer entwarf die Standarte mit der aufreizenden Inschrift „Deutschland erwache", dem Kampfruf der SA, der sie immer wieder begeisterte und unter dem sie ihre späteren Siege erfocht.

Als dann in der Novemberversammlung des Jahres 1922 die vaterländischen Verbände zusammentraten, um ihre Absichten und Ziele zu stärken und zu betonen, da war der Führer der Mann, dem uneingeschränkte Anerkennung gezollt wurde.

Täuschen wir uns nicht: Gleichzeitig erkannten die Gegner, ob in Regierungsstellen oder nicht, ob im Süden oder Norden Deutschlands, ob reaktionär, bürgerlich oder marxistisch, ob im Ausland oder Inland, ob offen oder versteckt den Wühlmäusen gleich, daß hier für ihre dunklen Ziele eine Gefahr entstand, die sie unterschätzt hatten.

So entstanden Schatten und Wolken, die den frischen Schritt der SA begleiteten und sie im neuen Jahr, dem ereignisreichen Jahr 1923, in schwere und blutige Not hineinführten.

1923

Es ist hier nicht der Platz, auf die Gesamtlage näher einzugehen, wie sie in innen- und außenpolitischer Hinsicht zu Beginn des Jahres 1923 bestand. Es ist jedoch notwendig, sie soweit zu schildern, als die Entwicklung und Tätigkeit der SA unter ihrem Einfluß stand.

Darüber hinaus mag es angebracht erscheinen, eine knappe Schilderung der bestimmenden Einflüsse zu geben, da wir Älteren, die wir jene Zeit durchlebt haben, meist allzu rasch zu vergessen geneigt sind, und da die Jungen, die damals noch nicht flügge waren, die Schwierigkeiten nicht kennen können oder aber unterschätzen, die sich auf dem Wege des Führers und seiner SA erhoben.

Es war eine Zeit der allerstärksten, geradezu explosiven Spannung, die durch die Ruhrbesetzung fast zur Unerträglichkeit gesteigert wurde. Der Einbruch fremder, vielfach farbiger Truppen in deutsches Land, mitten in jenem Zustand, den Pazifisten, Marxisten und Bürger in unfaßlicher Verblendung als Frieden zu bezeichnen wagten, der es freilich normalerweise hätte sein sollen, kostete uns Opfer an Blut, die einsame Männer und harmlose Arbeiter in tragischer Verkettung zu bringen hatten.

Innenpolitisch wirkte gerade in Bayern noch das um die Mitte des

Jahres 1922 entstandene Gesetz zum Schutz der Novemberrepublik und verschärfte den Gegensatz zwischen Süden und Norden. Von außen her entfachte der Freiheitskampf der Türkei in den Herzen aufrechter Deutscher die tiefe Sehnsucht nach ähnlich geschlossener und einmütiger Abwehr, wie sie dort in Kleinasien unter einer starken Hand entstanden war. Und der Erfolg des italienischen Faschismus belebte den Wunsch in vielen Deutschen, an Stelle eines verseuchten Parlamentarismus eine straffe, unbeirrbare Führung großzügiger Prägung zu haben.

Als Berlin sich zu der Bildung einer Einheitsfront und zum passiven Widerstand gegen den Ruhreinbruch entschloß, konnten damit nur Phantasten und Spießer einverstanden sein. Für überlegene Politiker war es von vornherein klar, daß eine Einheitsfront mit Marxisten und Demokraten zu dieser bedeutsamen Zeit die Schwächung der völkischen Freiheitserhebung hervorrufen, die Sabotage der natürlichen außenpolitischen Ziele vorbereiten würde und daß durch passiven Widerstand der unmöglichen Einheitsfront niemals die Vernichtungsziele der eingebrochenen Truppen der westlichen Gegner ins Schwanken gebracht werden könnten.

Trotzdem, wenn es sich auch um eine Parole handelte, die aussichtslos sein mußte, so klammerten sich doch die Schwachen an sie wie an einen Strohhalm der Ertrinkende, und andere, die ihre Fäden spannen, nutzten sie aus.

In den vaterländischen Verbänden entstand denn auch Verwirrung, geschürt von der bayerischen Volkspartei, die mit großer Sorge den wachsenden Einfluß der NSDAP erkannt hatte.

Für diese stand zunächst ihr Parteitag auf dem Spiel, den sie auf den 27. und 28. Januar einberufen hatte.

Nr. 5 SA-Abordnung zur Fahnenweihe des Bundes „Oberland" 1923

Nr. 6 SA = „Oberland" in München 1923

Nr. 7 Kranzniederlegung der SA auf dem Ehrenfriedhof in W.-Elberfeld 1924
(Im Vordergrund der Obergruppenführer Lutze)

Nr. 8 1925 in Starnberg bei München

Auf Grund des verhängten Ausnahmezustandes versuchte die bayerische Regierung an Hand von bösartig ausgestreuten Putschgerüchten, die mit dem Parteitag verbundenen Versammlungen zu verbieten, bis durch schwierige Verhandlungen, bei denen die bayerische Reichswehrführung die NSDAP unterstützte, die Widerstände gebrochen waren. Es war klar, daß man da, wo Soldaten zu bestimmen hatten, jeden Kampfverband in dieser Zeit der tiefsten Erniedrigung freudig begrüßte, um die Waffenfront nach außen gestärkt zu wissen.

Der Parteitag verlief, ganz wie der Führer es zugesagt hatte, in musterhafter Disziplin und ohne jene Zusammenstöße mit Polizei und Reichswehr, die schürende, bösartige Schwätzer vorausgesagt hatten.

Die SA marschierte mit frohem Herzen.

Am Samstag fanden mehrere Massenversammlungen mit ausgesprochen großem Erfolg statt. Am Sonntag war der Tag der SA.

Tausende von Kämpfern traten auf dem Marsfeld an, sie standen bei bitterer Kälte im Schnee und empfingen ihre Standarten, die der Führer weihte. In München wurden zum erstenmal die neuen Feldzeichen gezeigt, die die SA mit ungeheurer Begeisterung übernommen hatte.

Um diese Zeit, nach der Verwaltigung des Ruhrgebiets durch brutale Waffengewalt, war es selbstverständlich, daß trotz des in Bayern verhängten Ausnahmezustandes, trotz der in Berlin gebildeten Einheitsfront und trotz des proklamierten passiven Widerstandes alle aktiven Naturen eine aktive Gegenwehr im tiefsten Herzen wünschen mußten.

Dieser Wunsch trat bei der Reichswehr ebenso in Erscheinung wie in der SA und den gesunden Teilen der Wehrverbände. Nur Pazifisten und Vaterlandsverräter konnten eine andere Einstellung haben, jeder gesunde, nicht angekränkelte und nicht in eigennützigen Zielen erstarrte deutsche Mensch

mußte von dem glühenden Drang beseelt sein, der Waffengewalt mit Waffengewalt zu begegnen und für des Vaterlandes Befreiung sein Blut zu opfern, hatten doch die Jahre nach 1918 zur Genüge bewiesen, wohin sklavische Unterwerfung führt.

Daß die politisch gemeinsame, große Linie fehlte, daß reaktionäre Bestrebungen und die Pläne der bayerischen Volkspartei von vornherein Keile in die natürliche soldatische Erhebung trieben, war das Verhängnis, zumal die Berliner Parole der Einheitsfront infolge ihrer Zusammensetzung aus durchaus gegensätzlichen Parteien gegen jede entschlossene Tat war und statt dessen in verzichtender Passivität machte, die — außer den Opfern an Blut und Menschenleben — unzählige Hunderte von Millionen an Volksvermögen kostete.

Bayern als Staat der erwachenden Nation konnte unter diesen Umständen die Aufgabe, die ihm das Schicksal vorgezeichnet zu haben schien, nicht erfüllen, obwohl schon im Januar die Reichsflagge und die Organisation Niederbayern auf die Seite des Führers getreten waren und obwohl dieser Zusammenschluß im Februar 1923 durch Oberland und die vaterländischen Vereine erweitert wurde.

Bestes Soldatentum war in der SA, als Hauptmann Göring sie damals übernommen hatte und Oberleutnant Brückner das Regiment München führte. Sie bekam einen unverkennbaren Auftrieb, sie wuchs unter dem Einfluß der hohen Ziele, die in naher Zukunft lockten, und sie entwickelte sich durch regelmäßige Übungen zu einer Truppe, die im Ernstfall zweifellos leistungsfähig gewesen wäre. Gemeinsam mit der bayerischen Reichswehr und den genannten, angeschlossenen Verbänden bildete sie einen Machtfaktor, der von erheblicher Bedeutung war, zumal sie nicht nur soldatischen, sondern auch revolutionären Schwung hatte.

Indessen verfiel die bayerische Staatsregierung immer mehr der bayerischen Volkspartei.

Als SA und Wehrverbände im März im Forstenrieder Park und im April in der Fröttmaninger Heide größere Übungen mit ausgesprochenem Erfolg abgehalten hatten, als immer klarer wurde, daß der Führer die politische Überlegenheit hatte, und als sich herausstellte, daß die Arbeitsgemeinschaft vaterländischer Verbände, die unser Stabschef damals schuf, in zunehmendem Maße von nationalsozialistischem Geist durchdrungen werde, stellte sich die bayerische Volkspartei erneut in noch schärfere Abwehrstellung gegen den Führer.

Hier, wie so oft in der unseligen Geschichte des deutschen Parteiwesens, wurden Parteiziele der Endzweck von Parteimachenschaften, wurde die eindeutige, tatkräftige Linie, die das Wohl des Vaterlandes verlangte, durch die Eigennützigkeit und Schamlosigkeit des Parteiklüngels von Anfang an bekämpft und verwässert.

Die Furcht vor dem Nationalsozialismus war in diesen Kreisen stärker als die Liebe zum Vaterland. Und die Absicht des Führers, zunächst Bayern zum bewußt nationalen deutschen Staat zu machen und von hier ausgehend den Kampf um Deutschlands Befreiung in innen- und außenpolitischer Richtung zu führen, war den dunklen Plänen jener Mächte eine Gefahr, die sie mit allen Machtmitteln, mit Intrigen, mit Wort und Schrift bekämpften. Unterstützt wurden sie unter anderem durch die Absichten der Reichsregierung, sowohl den Führer wie auch einige Leiter von vaterländischen Verbänden vor den Reichsgerichtshof nach Leipzig zu zitieren.

Die Pläne, selbst durch die Trennung von Norddeutschland und besonders von Preußen auf der Mainlinie und durch die Vereinigung mit Österreich die eigne Selbständigkeit und die eigene Macht zu erhalten und

hierbei Frankreichs Hilfe zu benutzen, gehören zu den seltsamsten Verirrungen jener Zeitperiode, die an sich auserwählt schien, durch entschlossene und eindeutige Handlung, diktiert von der Not des Volkes und der Notwendigkeit eines Ausweges, zu einer kraftvollen inneren Einigung Deutschlands zu führen.

Wie war es damals?

Hier die weitgehende Macht einer hämischen marxistischen und kommunistischen Presse, die ihren Geifer über jede Handlung und jede Äußerung der NSDAP ausspritzte, dort die bayerische Volkspartei mit ihren heimlichen Schleichwegen, darüber eine Reichsregierung, die den wildesten, unfähigsten und verhängnisvollsten Einflüssen jüdisch-demokratischer Richtung unterlegen war, dazu die Angst der Reaktion, aus ihrer — in der Passivität nicht einflußlosen — Stellung durch die junge, klare und schwungvolle nationalsozialistische Bewegung verdrängt und ihrer wertvollen Anhänger beraubt zu werden, das alles hatte zu Verhältnissen geführt, die der Gipfel von geistiger Verwirrung und vaterlandsloser Gesinnung waren. Sie drohten, einen Zustand zu schaffen, in dem die besten geistigen Kräfte des besten deutschen Menschentums versickerten, zumal diesem ja so gut wie keine weitverbreitete Presse zur Verfügung stand.

Von diesen inneren Zusammenhängen war den Männern der SA wenig bekannt. Getragen von der Inbrunst ihrer Verehrung des Führers bildete sie sich aus. Sie hoffte mit der starken Sehnsucht alter und junger Soldaten auf den Befreiungskrieg nach innen und außen, sie lebte in Armut und Kameradschaft, und sie war von dem wirksamen Schlagwort vom Marsch auf Berlin begeistert. Die Ausbildung mit der Waffe stählte ihr Selbstbewußtsein und den Glauben an die eigne Kraft, war es doch nach der demütigenden

und feigen Entwaffnung und Auflösung der Einwohnerwehr das erstemal, daß die SA militärische Geräte in die Hand bekam.

Daß dann, unter diesen ganzen Umständen, mit dem Feind innerhalb der Reichsgrenzen in friedlichem Land, der erste Mai zu einer riesigen Demonstration internationaler, pazifistischer Richtung von seiten der Sozialdemokraten, der Unabhängigen und der Kommunisten benutzt werden sollte, daß Sowjetfahnen durch die Straßen der bayerischen Hauptstadt getragen werden sollten, während an Rhein und Ruhr deutsche Arbeiter sinnlos und grundlos niedergeschossen wurden, während die separatistische Bewegung zur Schaffung einer rheinischen Republik immer frecher wurde, das war die unerhörteste Provokation, die erdacht werden konnte. Daß die bayerische Regierung die Erlaubnis zum Aufmarsch der Roten gegeben hatte, war tiefe Schmach.

War es verwunderlich, daß heißer Zorn die aktiven vaterländischen Verbände erfaßte? Daß SA, Reichsflagge und Freikorps Oberland die Waffen in die Hand nahmen, um München gegen den marxistischen Spuk und den marxistischen Schlag ins Gesicht jedes national empfindenden Deutschen zu schützen?

Es wurde erreicht, daß der rote Marsch durch München unterblieb.

Beschämend und zugleich lehrreich war, daß die meisten der sogenannten Kampfverbände bürgerlicher Richtung feige Bedenken hatten, es hart auf hart gehen zu lassen. Die Scheidung der Fronten, die klare Erkenntnis, auf wen Verlaß sei und auf wen nicht, war das einzige Plus des Tages.

Es hatte zur Folge, daß SA, Reichsflagge und Oberland starken Zuzug bekamen. Wer von frischer Jugend und erprobtem Frontsoldatentum innerlich bereit war, sich wirklich bis zum letzten einzusetzen, scharte sich um die

Fahnen dieser Verbände. Hätten dem Führer damals wirksame Propagandamittel zur Verfügung gestanden, so wäre sehr wahrscheinlich eine ganz andere Entwicklung eingetreten, als das Jahr 1923 sie schließlich brachte.

Es muß einmal eindeutig festgestellt und gesagt werden: Alles, was mit der SA und den angeschlossenen Verbänden zu tun hatte, wurde in der übelsten Weise besudelt. Jede Handlung wurde in den Dreck gezogen und entstellt oder totgeschwiegen. Es gab Millionen guter Deutscher, die von der tatsächlichen Einstellung unserer Kämpfer wie auch von der nationalsozialistischen Bewegung keine oder kaum eine Ahnung hatten. Die freiheitlichen und völkischen Ziele der Bewegung wurden von allen roten Zeitungen als kapitalistisch und reaktionär oder monarchisch hingestellt, von der bürgerlichen Presse unterdrückt oder als ungesunde Verwirrung der Geister im besten Falle geduldet, von der gesamten Reaktion verschiedenster Schattierung als revolutionär auf das bitterste befehdet und von der demokratischen Presse Israels besonders dadurch mit Jauche begossen, daß man das Leben der führenden Persönlichkeiten in infamer, verlogener Weise einer zersetzenden Kritik unterzog, um damit das Vertrauen innerhalb der Bewegung zu zerstören.

Der Tod in der Golzheimer Heide am 26. Mai des Jahres 1923 schien ein Fanal, das in jäher Flamme auflodern werde. Es schien ein Fanal des Aufbruchs. Es verlöschte in der Stumpfheit und der Selbstsucht der Bürger, im Haß der Marxisten, im Hochmut der Reaktion, im satten Pazifismus der Demokratie.

Trotzdem: Eine Reihe von Ereignissen hob die Freiheitsbewegung der Kämpfer erneut aus dem Sumpf der Gegner.

Da war das große Turnfest in München im Juli, dessen jubelnder Marsch durch die Arnulfstraße von der Polizei niedergeknüppelt wurde. Da war

der deutsche Tag in Nürnberg, der die Bildung des Kampfbundes mit dem Führer an der Spitze zur Folge hatte und der der marschierenden SA die freudige Aufnahme durch die Bevölkerung einbrachte. Und dann war der deutsche Tag in Augsburg im September, an dem sich immer stärker herausschälte, daß die deutsche Befreiung von München her erfolgen müsse und werde.

An diesen Tagen marschierte die SA, erfüllt von der sicheren und reißenden Hoffnung auf die kommenden Taten. Die Begeisterung der Bevölkerung, der Aufruhr der Herzen und die überzeugende Empfindung des nahen Aufstiegs schürten das heilige Feuer, das in den Seelen der Männer und Führer der SA brannte. Die freudige Zustimmung, die in plötzlichem Ausbruch auch Kreise erfaßte, die bisher abseits standen, die Gewißheit, daß bedeutende Teile der Reichswehr sich ganz offen zu den Gedanken, Plänen und Zielen des Führers bekannten, und die Tatsache, daß sich darüber hinaus in den Kasernen ein durchaus kameradschaftliches, vertrautes und freundschaftliches Verhältnis zu Mannschaften und Offizieren entwickelte, waren Momente, die in der SA eine kräftige Sicherheit entstehen ließen und die die Führer der aktiven Verbände in jeder Weise dazu berechtigten, eine geschlossene Front gebildet zu sehen.

Das, was damals in München und großen Teilen Bayerns vor sich ging und in vielen Gegenden Deutschlands mit innerster Freude begrüßt wurde, ist später ganz zu Unrecht als eine schwache, unbedeutende und forcierte Aktion etlicher weltfremder Heißsporne hingestellt worden. Die Männer, die offene Gesichter gesehen und zahlreiche Beweise innerster Übereinstimmung mit maßgeblichen Kreisen von Reichswehr, Polizei und Regierung empfangen hatten, wurden vollkommen fälschlicherweise verdächtigt, von

sich aus auf einen lächerlichen Putsch hingearbeitet zu haben. Reinen Herzens konnten und mußten sie erwarten, daß die steigende Welle vaterländischen Empfindens jene Machenschaften, Quertreibereien und Bedenken hinwegspülen werde, zu denen alle jene neigen und immer neigen werden, die nicht für eine Idee zu sterben vermögen und die selbst in der größten Zeit nur an selbstsüchtigen Nutzen denken.

Denn die Flut der Erkenntnis stieg, mochte auch nach jedem Anwachsen ein neuer Schlag von den Gegnern geführt werden, wie es beispielsweise nach dem Tag von Augsburg dadurch geschah, daß Ende September 14 geplante Massenversammlungen des Führers schlankweg untersagt wurden. Immer waren da, gleich im ewigen Kampf des Lichtgottes Baldur, finstere Mächte, die unermüdlich am Werke waren, als ob nichts anderes erstrebenswert gewesen wäre als die Sabotage der deutschen Freiheitserhebung.

Der in jener Zeit eingesetzte Generalstaatskommissar für Bayern fand Unterstützung in den sogenannten nationalen Kreisen. In erschütternder Verblendung und beängstigender Beschränktheit sehen sie in seiner Vogel-Strauß-Politik bedeutende Taten.

So kam es, daß die Reichsflagge von der Freiheitsbewegung abfiel.

Aber das war nur scheinbar ein Erfolg für den Generalstaatskommissar; denn als Folge des Abfalls sammelte unser heutiger Stabschef alle Mitglieder von Südbayern in der Reichskriegsflagge. Auch hier ergab sich die Scheidung der Geister. Und aus der beabsichtigten Schwächung wurde eine Stärkung; denn die Aktivisten fanden sich in der neuen Organisation noch straffer und entschlossener zusammen. Die Spreu schied sich vom Weizen.

Schon im Oktober stand fest, daß das rollende Rad nicht mehr aufzuhalten war. Gereinigt und stark standen die Kräfte vereinigt, die in natürlicher Auslese berufen waren. Mochte da verhandelt und intrigiert werden,

Nr. 9 Beerdigung Pöhners im Münchener Waldfriedhof am 16. April 1925
(Im Hintergrund die erste uniformierte SS)

Nr. 10 Gautag 1926 in Starnberg bei München (z. Z. des Redeverbots für Hitler)

Nr. 11 Aufmarsch der SA 1925

Nr. 12 Propaganda der SA 1925

mochten Reisen von und nach Berlin zu bestimmten, oft nicht durchsichtigen Zwecken gemacht werden, mochte der Bruch zwischen Bayern und dem Reich weiter oder enger werden, mochte das Spiel der bayerischen Volkspartei wie das der Marxisten — einig insofern, als es sich gegen die Lawine der völkischen Bewegung zu stemmen versuchte — weitergeführt werden — die Tatsache hob sich unverrückbar heraus, daß SA, Oberland und Reichskriegsflagge in enger Bindung mit der bayerischen Reichswehr und Teilen der Landespolizei zu marschieren entschlossen waren.

Die Tat stand vor der Tür.

Sie mußte geschehen. —

Appelle der Truppen, — die Massenversammlung vom 30. Oktober im Zirkus Krone, bei der der Führer unter frenetischem Beifall von der Hakenkreuzfahne auf dem Dach des Berliner Schlosses sprach, — die Legung des Grundsteins für das Gefallenendenkmal in München, wobei eine große Parade sämtlicher Truppen die helle Begeisterung der Bevölkerung hervorrief, — Aussprachen zwischen Militär und Wehrverbänden und gemeinsame Vorbereitungen, — das waren Zeichen der drängenden, nach der Tat rufenden Zeit, die nicht geleugnet werden können.

In der SA war der Geist von 1914, geklärt und gefestigt durch politisches Wissen der Führer. Klar hob sich der Weg heraus aus dem Dunkel der letzten Jahre, er mußte gegangen werden. In den Seelen der SA-Männer war ein Rausch von Tatkraft. Alles Gute, soldatisch Hohe und Edle, Opferbereitschaft und Entschlossenheit waren zu wundervollem Schwung erwacht und gesteigert. Die gesamte Front machte einen unerschütterlichen und unwiderstehlichen Eindruck.

Es kam der Tag vom 8. November im großen Saal vom Bürgerbräukeller, während gleichzeitig die Reichskriegsflagge — militärisch wohl die beste

Formation — sich im Löwenbräukeller zusammenfand. Die Vorbereitungen waren getroffen, Waffen waren ausgegeben, es bedurfte nur des Zeichens.

Die Ereignisse dieser Nacht sind bekannt. Man weiß, daß das Triumvirat, der Generalstaatskommissar und die beiden Kommandeure von Reichswehr und Landespolizei, zunächst widerspruchslos und in vollem Einvernehmen mit dem Führer ihr Wort gaben, um es nachher zu brechen. Im Glauben an die Unverletzlichkeit des Ehrenwortes von Offizieren ließ man sie gehen. Man hätte es nicht getan, wenn nicht der Generalstaatskommissar seit Wochen von der bewaffneten Auflehnung gegen Berlin gesprochen und sich nicht längst im Zustand der Rebellion gegen das Reich befunden hätte, wenn nicht der Kommandeur der Reichswehr vom Chef der Heeresleitung getrennt gewesen wäre.

Konnte der Führer an diesen drei Männern zweifeln, die ihre volle Zustimmung zu seiner um 8.45 abgegebenen Erklärung gegeben hatten, wonach die nationale Republik proklamiert war?

Nein. Ein Zweifel war unter diesen Umständen nicht möglich. —

Die Mächte der Finsternis wirkten sich in dieser Nacht aus. Sie bohrten, hämmerten, arbeiteten, zersetzten und erreichten, daß Männer, die freudig und mit allen Zeichen von tiefer Rührung ehrenwörtliche Versprechen gegeben hatten, von ihren Versprechen abwichen, der Freiheitsbewegung mit der bewaffneten Macht des Staates in den Rücken fielen und hinterher die feige Zuflucht zu der schwachen und unhaltbaren Entschuldigung nahmen, diese ihre Versprechen seien ihnen unter dem Druck der Waffen abgezwungen worden. Wie stark und welcher Art müssen diese, heute noch nicht geklärten, Einflüsse gewesen sein, da sie vermochten, reife Männer in verantwortlicher und exponierter Stellung zur Ehrlosigkeit zu zwingen?

Während in den Herzen der SA unter Führung Görings, des Regiments München unter Brückner und des Stoßtrupps Hitler unter Berchthold der Glaube an den Erfolg glühte, bereitete sich im Dunkel der Nacht das Verhängnis vor.

Mit dem hellen Tage war offensichtlich erwiesen, daß ein falsches Spiel im Gange war. Bestimmte Formationen der Landespolizei waren eingesetzt, Reichswehr von außerhalb unterwegs, als die Männer der SA, der Reichskriegsflagge und von Oberland noch ahnungslos schliefen, als nur diejenigen von ihnen, die zufällig mit besonderen Aufträgen bedacht waren, bemerken konnten, daß irgendwie irgendetwas nicht klappte.

Das Wehrkreiskommando war besetzt wie auch bestimmte Stadtteile, die Schüler der Infanterieschule hatten sich zum Hakenkreuz bekannt, und die SA lag zum größten Teil im Bürgerbräu. Aber schon waren Männer vom Bund Oberland in der Pionierkaserne festgehalten worden, schon schien es, als ob es an der Corneliusbrücke zu scharfen Zusammenstößen mit der Landespolizei kommen werde, die den Befehl erhalten hatte, rücksichtslos zu schießen. Nur die Selbstbeherrschung und Einsicht der verantwortlichen Führer auf beiden Seiten verhinderte, daß deutsche Menschen, die dasselbe wollten, die dieselbe Überzeugung hatten und die noch tagszuvor kameradschaftlich zusammen gestanden hatten, die Waffen gegeneinander richteten.

In unsichtbarer Wolke senkte sich der Verrat auf der ganzen Linie über die bayerische Hauptstadt, flatterte hinaus in das Reich in die Herzen jener, die entschlossen waren, die deutsche Schmach zu beenden.

Gegen Mittag des 9. November setzte sich der Demonstrationszug mit ungeladenen Gewehren in Marsch, den singende Menschen froh begleiteten. Wußten sie doch noch nichts von den Dingen, die in Heimlichkeit vorbereitet

waren, glaubten doch auch sie an die nahe Wende der Zeit. Stark und hoffnungsfroh erklang das Deutschlandlied.

An der Ludwigsbrücke gab die dort stehende Abteilung der Landespolizei die Straße frei, obwohl ihr Offizier den Befehl gegeben hatte, schußfertig zu machen. Die Anteilnahme der Bevölkerung steigerte sich. Von allen Seiten strömten Menschen herbei und schlossen sich dem Zuge an. Wie ein Erwachen ging es durch sie alle.

Voran die beiden Fahnen, dann der Führer mit seinen Begleitern, hierauf Teile vom Stoßtrupp Hitler und im Anschluß daran Teile vom ersten und zweiten Bataillon vom Regiment München in Marschkolonne neben Oberland, Publikum davor, auf beiden Seiten und dahinter, so bewegte sich der Zug durch Münchens Straßen. Schwache Absperrungsketten der Landespolizei verschwanden in der Höhe der Residenz in den wogenden, singenden Menschenmassen, die immer wieder in das Deutschlandlied der SA einfielen.

Dann ergab sich, daß der Odeonsplatz mit starken Kräften besetzt war. Nur die Spitze des Zuges sah das. Ihr ward klar, irgend etwas Schreckliches, Unfaßliches und Undenkbares war im Geschehen, mußte nun, in dieser Minute, sich ereignen. Etwas, das finstere Mächte in tiefer, deutscher Tragik vorbereitet hatten, das in jähem, harten Schlag zertrümmern werde, was die Herzen in junger Hoffnung schlagen ließ.

Unmittelbar am Ende der Residenzstraße angelangt, da, wo heute das Mahnmal an jene Stunde erinnert, sah die Spitze des Zuges, wie von der Feldherrnhalle her zwei Glieder der Landespolizei im Laufschritt über die Straße rückten und sie abriegelten, die Karabiner im Anschlag.

In gellende Rufe hinein prasselte das Gewehrfeuer, hagelten die Geschosse von Maschinenpistolen von halbrechts, ereilte singende Menschen, die mit ungeladenen Waffen marschierten, der schnelle Tod.

Und wie er dort vierzehn Menschen dahinraffte, Menschen aller Alter und aller Berufe, so verfielen ihm zwei andere im Wehrkreiskommando unter den Schüssen der Infanterie.

Wie es dann weiterging?

Eine ungeheure Welle von Empörung ergriff die Bevölkerung und wurde stärker, als die Polizei brutal vorging, als sie in die protestierenden Menschenmengen hineinsprengte und rücksichtslos von der Waffe Gebrauch machte. Wo Reichswehr und Polizei sich sehen ließ in allen diesen Tagen, die folgten, wurden sie von den Menschen beschimpft, die in jäher Erkenntnis wußten, daß hier, neben der Feldherrnhalle, mehr zu Grabe getragen war als die Toten. Hier war ein Kampf von Weltanschauung gegen Weltanschauung ausgefochten worden, hier hatte noch einmal die tote, willenlose Waffe dunkler Mächte gegen den hellen Geist des Nationalsozialismus gesiegt, hatte die Reaktion in engstirniger Beschränktheit die Geschäfte des Marxismus besorgt, war der Hoffnung Deutschlands der Stoß versetzt worden, der es auf Jahre hinaus in Sklaverei halten mußte.

Der neunte November 1923 war der Opfergang der Bewegung. Heute wissen wir, er war notwendig. Das Blut, das dort die SA und ihre Kameraden vergossen, war der Nährboden, der tausendfältige Frucht trug. Es machte die Erde Deutschlands aufnahmefähig für die großen Ziele der Zeit, die dem Erfüllung bringen muß, der zu sterben weiß.

Es war ein heiliges Opfer, das gesegnet wurde. —

Von der Windjacke zum Braunhemd

Der Führer und seine Vertrauten im Gefängnis, die SA und die NSDAP verboten, eine geifernde Presse, die Kübel voller Haß und Unrat ausschüttete, Spitzeleien von Polizeiorganen, die brutal waren, weil sie sich im Unrecht wußten oder ihr Mütchen kühlen konnten, finstere Reaktion, rote Bonzen und fremdrassige Politiker, die nun triumphierten, — das war die Lage zu Beginn des Jahres 1924 nach dem Tod an der Feldherrnhalle.

Die SA marschierte nicht mehr, ließ nicht mehr ihre zwingenden Sturmfahnen im Winde flattern, hämmerte nicht mehr im wuchtenden Tritt auf das Pflaster der Straßen, sang nicht mehr ihre stürmischen Kampflieder, deren tiefe Eindringlichkeit das neue Deutschland deutete, aber — sie war nicht tot.

Sie lebte. Sie lebte für sich und in sich in ihrem Geist. Sie befand sich, wie noch mehr die Partei, in einem Gärungsprozeß, der zur Reinigung und Festigung führen mußte.

Es gab ehrgeizige Männer, die die Führung an sich reißen wollten, die sehr wohl wußten, daß da, in der gesamten Bewegung der NSDAP, ungeheure Kräfte vorhanden waren, deren es sich zu bemächtigen galt. Nur —

sie hatten nicht die Fähigkeit und nicht das Format, wirklich zu führen, wirklich vorbildlich zu sein und wirklich den Geist zu erhalten und auszubauen, den der Führer einst schuf.

Noch bestand am Rhein die Herrschaft der Separatisten mit französischem Geld und französischer Unterstützung. Dann, am 9. Januar 1924, fanden sich wagemutige Männer, die im Hotel Wittelsbacher Hof in Speyer inmitten von französischen Besatzungstruppen und den wüsten Banden der Autonomisten den separatistischen Führer Heinz Orbis kurzerhand niederschossen. Wie ein gellender Warnruf hallte die kühne Tat, die zwei deutschen Männern das Leben kostete, in die Lande hinein und rüttelte an den Herzen jener, die weich geworden waren oder die schwankten, die nicht mehr fest zu glauben vermochten, daß die deutsche Freiheitsbewegung nicht tot sei.

Und tausendfach verstärkt wurde der Mahnruf vom Rhein durch den Prozeß gegen den Führer und seine Getreuen vor dem Volksgericht in München.

Vertuschungsversuche interessierter Kreise blieben fruchtlos, sie scheiterten an der Festigkeit und Überzeugungskraft der Männer, die beeinflußt werden sollten. Aus Angeklagten wurden Ankläger. Die ganze erbärmliche Zeit von November des letzten Kriegsjahres an wurde schonungslos ans Licht gezerrt, als der Führer die denkwürdigen Worte sprach:

„Ich klage an Ebert, Scheidemann und Genossen des Landesverrats und des Hochverrats",

als er weiter sagte:

„Die Tat des 8. November ist nicht mißlungen. Sie wäre dann mißlungen, wenn eine Mutter gekommen wäre und gesagt hätte, Herr Hitler, Sie haben auch mein Kind auf dem Gewissen. Aber das darf ich versichern, es ist keine Mutter gekommen. Im Gegenteil! Tausende andere sind gekommen und

haben sich in unsre Reihen gestellt. Von den jungen Männern, die gefallen sind, wird es dereinst heißen, wie es am Obelisk zu lesen ist, „Auch sie starben für des Vaterlandes Befreiung!"

Und als der Führer dann schloß:

„Mögen Sie uns tausendmal schuldig sprechen, die Göttin des ewigen Gerichts der Geschichte wird lächelnd den Antrag des Staatsanwaltes und das Urteil des Gerichtes zerreißen, denn sie spricht uns frei", da war das Band, das durch die ratternden Waffen der Landespolizei am 9. November 1923 verräterisch zerschnitten werden sollte, zwischen Führer und SA stärker geworden als je zuvor. Und die ersten neuen Früchte trieben aus der Blutsaat an der Feldherrnhalle.

Die SA war getarnt. Während es der Partei schließlich gelang, sich in der großdeutschen Volksgemeinschaft mehr oder weniger zu erhalten, brachte sich die SA in allen möglichen Vereinen unter. Es gab Turn-, Sport- und Wandervereine, in denen die früheren Hundertschaften ganz oder teilweise weiterbestanden, es gab die studentische Gefechtsriege, die aus SA gebildet wurde, es gab den Schützenverein Phönix, sowie in Nürnberg die Altkriegsflagge. Je nachdem, wie die Polizei aufmerksam wurde oder drückte, wurden die Bezeichnungen der kleinen Einzelverbände gewechselt. Die meiste Bedeutung freilich gewann, besonders in Norddeutschland, der Frontbann, in dem jene Worte des Führers aus den Gründungstagen der SA lebendig waren:

„Ihr werdet einst die Jugend Deutschlands umfassen, ihr werdet eine Armee sein, die einzustehen hat für Deutschlands Zukunft."

Der Frontbann war die Gründung unsres Stabschefs, der sich im Einvernehmen mit dem Führer dazu entschlossen hatte, als er sich nach fruchtlosen Verhandlungen darüber klar geworden war, daß ein Widerruf der

Nr. 13

Weimar 1926
Dr. Goebbels im Kreise von SA-Kameraden

Nr. 14

Weimar 1926
Kumpels mit ihren Grubenlampen

Nr. 15

Während des Uniformverbots 1926

Nr. 16

Gautag Essen 1926

Auflösung der früheren Verbände nicht erreicht werden konnte. Der Frontbann sollte alle kämpferischen Geister der Bewegung erfassen, er sollte die wehrfähige Waffe der gesamten Bewegung sein und einheitlich geleitet werden.

Frontbann Süd und Nord wurden zuerst gegründet, ihnen folgte im August 1924 auf dem Deutschen Tag in Weimar Frontbann Mitte. Das klare Bekenntnis zur nationalsozialistischen Weltanschauung, das im Aufruf zum Eintritt in den Frontbann zum Ausdruck kam, trug zur Scheidung der Geister und damit zur Gesundung und Stärkung bei. Die Wege jener Verbände, die den Sozialismus ablehnten, schieden sich von da an ebenso von SA und Frontbann, wie der völkische Block im Gegensatz zur Großdeutschen Volksgemeinschaft seine eignen Wege ging.

Dieser Streit in der völkischen Bewegung war eine der bedauerlichsten Erscheinungen. Fast täglich berichtete die gesamte gegnerische Presse darüber, um ihn auf die Spitze zu treiben und zu restloser Zersplitterung zu führen. Nichts konnte ihr willkommener sein, als die Zwiespältigkeiten aufzubauschen und dadurch alle diejenigen abzuschrecken, die nicht starken Herzens waren.

Die erste Hälfte des Jahres 1924 stand unter dem Zeichen des Dawes-Plans, der nichts anderes zum Zwecke hatte als die dauernde Versklavung des deutschen Volkes. Und wenn auch damals unter der Einwirkung des Hitler-Prozesses die völkische Bewegung insofern einen äußerlichen Erfolg hatte, als gelegentlich der Reichstagswahlen die Nationalsozialisten und die Völkische Freiheitspartei dreißig Sitze errangen, so verloren sie doch Ende desselben Jahres davon achtzehn. Eine törichte, verlogene oder verbrecherische Presse hatte es vermocht, dem verblendeten deutschen Volk den Dawes-Plan derart schmackhaft zu machen, daß alle Parteien von den Deutschnationalen bis zu den Sozialdemokraten dafür gestimmt hatten und damit

den Strick um den Hals des deutschen Volkes legten. Es herrschte die Ansicht vor, daß mit dem Plan ein Erfolg erzielt sei, der eine Besserung der Lage mit sich bringen werde. In ohnmächtiger Urteilslosigkeit erkannte nur ein ganz geringer Teil des deutschen Volkes, um was es wirklich ging, und die Auffassung der Sozialdemokratie, sie habe sich mit dem Dawes-Plan ein ungeheures Verdienst erworben, war die Überzeugung, die überwiegend bestand.

Ende des Jahres 1924 schien es, als ob die völkische und nationalsozialistische Freiheitsbewegung endgültig zum Scheitern verurteilt sei. Einer kämpfte gegen alle, alle gegen einen. Erstarkte eine Wehrorganisation, so wurde sie der politischen Leitung ein Dorn im Auge. Die Führer befehdeten sich, die Verbände unter sich taten das gleiche. Spaltung und Zerrissenheit führten nahe an das Chaos heran. Es war eine Selbstzerfleischung, die von den Gegnern nach Möglichkeit ausgenutzt wurde.

Man muß diese Lage kennen, um zu verstehen, was es heißt, daß trotz der gesamten Umstände die gesunden, einfachen Menschen in der SA und im Frontbann niemals irre wurden, daß sie niemals ihren Glauben verloren und daß in ihnen der alte gute Geist lebendig blieb.

Wie hatte die SA in diesem Jahr nach dem Tod an der Feldherrnhalle gelebt?

Sie wurde verfolgt und schikaniert. Die Polizei bespitzelte und beschnüffelte sie. Haussuchungen und Verhaftungen waren an der Tagesordnung. Die ganze frühere zehnte Kompagnie, die geschlossen zusammengeblieben war, wurde eines Tages ausgehoben und nach Feststellung der Namen und peinlicher Durchsuchung nach Waffen wieder freigelassen. Eine einheitliche straffe Organisation bestand nicht. Kleine Abteilungen oder Verbände

waren angelehnt an örtliche Stellen der Partei, führten ein gewisses Eigenleben und kamen zu geselligem Zusammensein in irgendein Lokal, wo das, was früher vor angetretener Mannschaft bekannt gegeben wurde, in Unterhaltungsform, am Tisch sitzend, besprochen wurde. Von einer einheitlichen Kleidung war nicht mehr die Rede. Einige der kleinen Abteilungen machten, wie beispielsweise bei den bayerischen Landtagswahlen im Frühjahr 1924, politischen Dienst mit, andere hielten sich davon fern. Die SA erkannte, daß da Kräfte am Werke waren, dem Führer nach seiner bevorstehenden Rückkehr die Führung abspenstig zu machen. Der gesunde und einfache deutsche Mensch hat seinen sicheren Instinkt, der ihn nicht trügt, und läßt sich vom Hader der Parteien und jener, die sich berufen glauben, nicht täuschen. Der überwiegende Teil der SA war mit der Bewegung und der Person des Führers auf Gedeih und Verderb verwachsen und hätte es als Fahnenflucht und Verrat angesehen, den Führer nach seiner Rückkehr vor ein Nichts zu stellen. Je offenkundiger der Niedergang der völkischen Gesamtbewegung gegen Ende des Jahres wurde, desto sehnsüchtiger und hoffnungsvoller erwartete die SA den Führer. Abseits vom Zank der Politiker sammelten sich in der SA und dem Frontbann die kämpferischsten Kräfte, und je größer die politische Verwirrung wurde, desto verbissener und härter wurden sie in sich selbst.

Dann kam im Dezember der Tag der Freiheit für den Führer.

Er ging sofort an die Arbeit, nachdem er sich über die Lage außerhalb der Gefängnismauern unterrichtet hatte. Er ließ sich durch das verdoppelt einsetzende Intrigenspiel nicht beeinflussen, das gegen ihn im Gange war.

Am 26. Februar 1925 erschien zum ersten Male wieder der „Völkische Beobachter" und enthielt die Ankündigung, daß die NSDAP vom Führer neugegründet und die SA neu erstehen werde.

Am nächsten Tage hielt der Führer die erste Massenversammlung im Bürgerbräukeller in München ab, zu der der Andrang so bedeutend war, daß die Zugangsstraßen von der Polizei Stunden vor Beginn gesperrt werden mußten.

Seine schonungslose Schärfe gegenüber der Laxheit der bürgerlichen Parteien und seine Versöhnlichkeit gegenüber den Irrgängen der verantwortlichen Leiter der völkischen Bewegung sicherten von vornherein seine Überlegenheit und ließen jene schweigen, die da geglaubt hatten, von seinem Geist zehren und ihre Sonderinteressen verfolgen zu können. Die meisten derjenigen, die gegen ihn standen, traten zu ihm zurück, bedingungslos gelobten sie ihm Treue. Die Einigung und Einigkeit in der neugegründeten NSDAP wurden Tatsache.

In der SA änderte sich zunächst wenig. Der Führer mußte sich zurückhalten, und es blieb bei den bisherigen Formen. Als Neuerung kam im Frühjahr das Braunhemd auf. Als am 5. April eine Feier am Bismarckturm bei Starnberg stattfand, die von der Landespolizei mit Argusaugen bewacht wurde, erschienen einige Trupps im späteren Ehrenkleid der SA, das zuerst bei den Roßbachabteilungen der SA und der im Entstehen begriffenen SS eingeführt worden war. Diese erste kleine Schutzstaffel war zum persönlichen Schutz des Führers aus ehemaligen Angehörigen des Stoßtrupps Hitler gebildet worden. Die Anordnung zum Tragen des Braunhemdes für die gesamte SA erfolgte am 30. April 1925, wenige Tage, nachdem Generalfeldmarschall von Hindenburg zum Präsidenten des Deutschen Reiches gewählt worden war, und in der Zeit, in der unser Stabschef von der Führung des Frontbanns zurückgetreten war, der bereits eine Stärke von rund 30000 Mann erreicht hatte.

Der Frontbann hatte sich allen Anfeindungen und Verfolgungen zum Trotz durchgesetzt und war in allen Teilen Deutschlands und Österreichs

Nr. 21

Nürnberg 1927

Nr. 22

Vorbeimarsch der SA in Bochum 1927



Nr. 23

2. Märkertag in Bernau 1927

vertreten. Als Träger der nationalsozialistischen Weltanschauung war er unberührt geblieben von dem häßlichen Streit der völkischen Parteien und Gruppen. Er war ein geschlossenes und schlagfertiges Instrument voller Heroismus und Opferfreudigkeit. Immer war er angreiferisch und kämpferisch eingestellt, nie begnügte er sich mit der Bereitschaft zur reinen Abwehr, wie sie bezeichnend war für die sogenannten vaterländischen Verbände in ihrer Auffassung gegenüber dem herrschenden Marxismus. Der Frontbann wartete nicht auf den Schlag der Marxisten, nein, er schlug zuerst, sobald es not tat. Im Glauben an seine Mission als verborgene SA des Führers pflanzte er mit fanatischem Trotz überall seine Fahne auf, die Hakenkreuzfahne mit einem schwarzen Stahlhelm im Hakenkreuz, um das Verbot der Fahne zu umgehen.

Die stärkste Gruppe vom Frontbann-Nord war die Berliner. Aus ihr gingen später, im Jahre 1926, die ersten SA-Stürme Berlins hervor, nachdem sie inmitten des Hexenkessels von Bolschewisten und Sozialdemokraten, von feigem Bürgertum, geifernder Presse und fremdrassiger Herrschaft den Kampf aufgenommen hatte. Sie hatte zu Gefährten im Streit die Roßbacher, sowie norddeutsche Teile der Olympia, jener Gründung, die sich aus kämpferischen Geistern der Orgesch entwickelt hatte.

Wie tapfer und unerschrocken der Frontbann vorging, dafür war seine Fahrt zum Reichskriegertag in Leipzig im Herbst 1925 ein leuchtendes Beispiel.

Die Beförderung soll mit fünf Lastwagen nebst Anhängern geschehen, der Sammelpunkt ist in Berlin-Wilmersdorf.

Ein Wagen nach dem andern rollt davon, bevor der letzte sich in Bewegung setzen kann, erscheint ein Überfallwagen der Schupo. Die Beamten mußten damals, als der innenpolitische Kampf noch nicht die Siedehitze späterer

Jahre erreicht hatte, erfahrungsgemäß etwas vorsichtig sein. War es doch bereits mehrfach vorgekommen, daß Gruppen des Frontbann Gummiknüppelattacken der Polizei mit schneidigem Gegenangriff erwiderten und die Grünen in die Flucht schlugen. So etwas ist für zuverlässige Republikaner stets peinlich.

Der Frontbannführer des letzten Wagens läßt sich denn auch nicht verblüffen, gibt klar und eindeutig zu verstehen, daß er etwaiger Gewalt auch seinerseits Gewalt entgegensetzen werde, und vertreibt damit der Polizei die Lust, die Abfahrt zu verhindern und sich näher in Dinge einzumischen, bei denen sie unerwünscht ist.

Die Fahrt geht erst nach Potsdam, dort stellt sich heraus, daß der Fahrer des letzten Wagens nicht fahren will, weil er zum Reichsbanner gehört, der Frontbannführer muß erst einen andern Wagen besorgen, was ihm bei der Reichspost auch gelingt, und so kommt es, daß der eine Wagen erst gegen Mittag in Leipzig ist, während die andern vier bereits am Morgen eingetroffen sind.

Überall, an allen öffentlichen Gebäuden, hängen schwarz-rot-gelbe Fahnen, in der Straße, in der die Männer vom Frontbann verpflegt werden, hängen rote Fahnen, natürlich lassen sie sich beides nicht gefallen und räumen entsprechend auf, unterstützt von Roßbach und Olympia, während die vaterländischen Verbände und Kriegerverbände sich abseits halten und auch getrennt marschieren.

Eine Kolonne von etwa hundert Kommunisten mit Fahne marschiert auf dem Bürgersteig, die Frontbanner dulden das nicht, sie durchbrechen den Zug von vaterländischen Verbänden, der sie von den Roten trennt, erobern die Fahne, schlagen den zerbrochenen Schaft den Kommunisten um die Ohren, als diese zum Angriff ansetzen, führen etliche Polizisten, die sich

einmischen wollen, ganz einfach in die nächste Nebenstraße ab und ermahnen sie, doch lieber in ihre Kaserne zurückzukehren. Am Hauptbahnhof versucht ein marxistischer Straßenbahnfahrer in den Zug hineinzufahren, er wird sofort heruntergeholt, und der Polizist, der untätig zusieht, wird ebenfalls abgeführt, während ein Frontbannmann die Leitung des Verkehrs solange übernimmt, bis die Kolonne vorüber ist. Überall, wo von politischen Gegnern Steine geflogen kommen, um die Beherrschung der Straße darzutun, geht der Frontbann tatkräftig vor, nie beschränkt er sich auf Proteste, stets hilft er sich selbst und schlägt den Gegner zu Boden. Er zeigt, daß der Kampf um die Straße auf der Straße geführt werden muß, und beweist in Leipzig, daß jeder Kampf nur gewonnen werden kann, wenn man mit echtem Offensivgeist und unter rücksichtslosem Einsetzen der Person in ihn hineingeht.

Auch im folgenden Jahre, gelegentlich einer Fahnenweihe eines Kriegervereins in der Mark Brandenburg zeigt der Frontbann diesen selben Geist.

Kommunisten in großer Zahl sind zusammengeströmt und greifen an. Mit Zaunlatten, Prügeln und Stichwaffen wird der ungleiche Kampf geführt, aber auch hier hilft ihr unbedingtes Draufgängertum den kleinen Gruppen vom Frontbann vor der Niederlage. Und auch hier geht es so, wie später so oft: Ein starkes Polizeiaufgebot greift ein, ein Teil davon wird zwar vom Frontbann entwaffnet, doch werden seine Männer schließlich doch zum Polizeipräsidium gebracht, wo man sie zwar über Nacht behält, sie jedoch am andern Tage entläßt, ohne daß weitere Folgen entstehen. Noch waren damals jene Gewohnheiten der Polizei nicht gang und gäbe, die in den folgenden Jahren jeden, der auch nur den geringsten Widerstand gegen Beamte leistete, unweigerlich auf lange Zeit ins Gefängnis brachte.

Indessen hatte die Bewegung einen bedeutenden Auftrieb genommen. Die starke Persönlichkeit des Führers schaffte Klarheit und Sicherheit. Wenn

auch einige der bekanntesten Persönlichkeiten gingen, so war doch die gesamte Bewegung bald straff zusammengefaßt in ihrer Zielsicherheit.

Die Gegner erkannten sehr bald, daß die Gefahr, die sie hatten vermeiden wollen, in größerem Maße erstand. Die leidenschaftliche Anziehungskraft, die der Führer durch seine Reden ausstrahlte, erschien ihnen die größte Gefahr. Schlagt die Person, so trefft ihr die Bewegung, dachten sie.

Es kam zum Redeverbot für den Führer, zuerst in Bayern, dann in Preußen, Sachsen, Hessen, Hamburg und Bremen. Damit glaubte man die Bewegung kaltstellen zu können, man vergaß, daß Druck Gegendruck erzeugen müsse.

Je mehr man gegen den Führer vorging, desto entschlossener und zahlreicher wurden seine Anhänger und damit die SA. Mochte die Polizei auch schikanieren, wie sie es in Süddeutschland tat, als sie der Münchner SA Fahrten mit Lastkraftwagen verbot, immer fand sich ein Weg, die Maßnahmen der staatlichen Organe zu umgehen. Verhaftungen, wie sie des öfteren vorgenommen wurden, trugen das ihrige dazu bei, nun erst recht das zu tun, was verboten war. Der Wille zur Tat wurde durch jeden Willkürakt gestärkt.

In München wurde gelegentlich der Führertagung in Rosenheim im Sommer 1925 ein Lastkraftwagen mit Münchner SA vor der Abfahrt von der Polizei erwischt und ins Polizeipräsidium gebracht, der Wagen wurde bis über die Tagung hinaus sichergestellt, um die Fahrt zu verhindern. Auch gut, dachten die Männer, ließen sich nicht verblüffen und fuhren mit der Bahn.

Und ebenso, wie die staatlichen Organe gegen SA und Frontbann in zunehmendem Maße vorgingen, ebenso wurden Kommunisten und Marxisten in ihrem Willen gestärkt, den Terror in Straße, Saal und Betrieb auf die

Spitze zu treiben. Die Überfälle mehrten sich, sei es auf einzelne Männer, sei es auf ganze Kolonnen. Auch die Roten merkten, daß hier in der Bewegung ein Gegner war, der zum gefährlichen Feind wurde. Bald wuchs die Totenliste der Bewegung. Dann aber auch merkten die Roten, daß ihre wertvollsten Menschen ihnen nicht mehr blind folgten, sondern nachdenklich wurden. Gar mancher fiel ab und reihte sich ein in die wachsende Armee der Braunhemden.

Straff organisiert wurde in dieser Zeit, um die Wende des Jahres 1925, die Schutzstaffel, die SS, die ursprünglich aus wenigen Mann zur persönlichen Sicherheit des Führers bestand. Ein Aufruf an alte SA-Männer und Werbeabende der SS hatten großen Erfolg, wie auch ein weiterer Aufruf im Völkischen Beobachter: „Nur wer in dem großen Kampf, den unsre Bewegung durchfechten muß, in vorderster Linie sein will, trete in die Schutzstaffel ein."

In schnellem Anstieg wuchs die SS aus den acht Mann, aus denen sie einst bestand, innerhalb eines Jahres auf fünfundsiebzig Staffeln, die zu Zweidritteln aus ehemaligen Kriegsteilnehmern bestand, also aus Männern, die ihre Tapferkeit und ihre Entschlossenheit an allen Fronten des Weltkrieges erprobt hatten.

Am 31. März 1926 hatten Teile der Münchner SS bereits Gelegenheit, ihre Probe zu bestehen.

Im Hackerkeller, im marxistischen Westend Münchens, spricht ein russischer Professor über die Zustände in Sowjetrußland, der Führer selbst ist auf der Rednerbühne. Als sichtbarer Saalschutz ist in Uniform nur die SS da, Abteilungen der SA sind im Saal in Zivil, weitere in den anliegenden Gasträumen. Kommunisten und Sozialdemokraten erscheinen in Massen, auch Funktionäre und Abgeordnete lassen sich sehen. Es ist klar, die Gegner

wollen aufs Ganze gehen und reinen Tisch machen. Das Aussehen der Gestalten, die zu Hunderten kommen, läßt das deutlich erkennen. Gedrängt setzen sie sich an bestimmten Tischreihen zusammen.

Der Professor geißelt gewisse Zustände in Sowjetrußland und wird unterbrochen. Die Mahnungen des Versammlungsleiters zur Ruhe fruchten nichts, Gelächter und Hohnrufe setzen immer wieder ein. Die Roten sehen sich als Sieger des Tages und werden immer herausfordernder. Lauter ertönen ihre Zwischenrufe.

Ein SS-Mann, eine der markantesten Gestalten in der gesamten Entwicklung der Schutzstaffeln, geht seelenruhig mitten hinein in das rote Pack und greift sich den Hauptschreier, nachdem er ihn vergeblich ersucht hat, den Saal zu verlassen. Im gleichen Augenblick fliegen die Maßkrüge, beginnt die Saalschlacht.

Die SS stürmt heran, um den Kameraden herauszuhauen, der mitten unter den Roten sich seiner Haut wehrt. Die SA in Zivil tobt aus der andern Saalecke herbei, stürzt sich in den Kampf. Rücksichtslos wird zum Ausgang hin gearbeitet. Aus den Seitentüren kommen die SA-Männer, die in den Gasträumen in Bereitschaft gewesen waren, noch rechtzeitig, um mithelfen zu können. Rote landen auf allen Vieren unten an der Treppe, einige fliegen durch die Glasscheiben der Türen, zahlreiche Verwundete werden mitgeschleppt, wie es immer gebräuchlich ist. Der Saal sieht ziemlich schlimm aus, aber nun, da die Polizei erscheint, ist bereits alles vorüber, die Verwundeten von SA und SS werden verbunden, und die Versammlung geht weiter. Die Roten haben in einem ihrer Viertel eine böse Schlappe erlitten, und die Bewegung hat wieder einmal an Boden gewonnen. Immer ist es so, daß gerade nach derartigen Ereignissen manch guter deutscher Arbeiter die Kommune verläßt und sich einreiht in die Armee der Braunhemden.

Während die SS sich bald in geschlossenen Einheiten über ganz Deutschland verteilt, wächst auch die SA in gutem Tempo, obwohl in ihrem Aufbau noch keine Änderung eingetreten ist. Eine Reichsgliederung besteht noch nicht, obwohl die SA überall vertreten ist. Sie ist nach wie vor in loser Bindung der politischen Organisation angegliedert.

Anfang Juli 1925 hält die neue Bewegung ihren ersten Parteitag in Weimar ab, der zu einem überragenden Erfolg wird. Im Nationaltheater übergibt der Führer die einzige Hakenkreuzfahne, die vor der Feldherrnhalle gerettet worden war, der Münchner SS in feierlicher Form. Mit dieser Fahne werden auf dem Parteitag acht Standarten der SA geweiht und den Formationen der verschiedenen Gaue übergeben. Die große Kundgebung der Partei findet begeisterte Zustimmung bei der Bevölkerung, und die beiden Tage liefern den endgültigen Beweis dafür, daß die Bewegung im Fortschritt begriffen ist, mögen ihr auch noch so schwere Kämpfe bevorstehen.

Gegen Ende des Jahres setzt die SA mit erhöhter Werbetätigkeit ein, und die Roßbachgruppen gliedern sich endgültig in sie ein, sehr zum Ärger regierungstreuer und anderer interessierter Kreise, die immer noch gehofft hatten, sich ihr bedienen zu können.

Im Herbst des Jahres 1926 zeigt sich die SA Münchens zum erstenmal wieder der Öffentlichkeit, Standartenweihe und -übergabe finden statt, und Propagandamärsche beeindrucken die Öffentlichkeit.

Im Oktober wird die gesamte SA unter einheitliche Führung gestellt, und damit beginnt eine neue Phase der Entwicklung. Das, was sich in der Praxis bereits ganz oder teilweise herausgebildet hat, die Tätigkeit des SA-Mannes als politischer Propagandasoldat, wird zum klar herausgestellten Zweck. Politisches Wissen neben körperlicher Ertüchtigung in Verbindung mit bedingungsloser Treue zum Führer und Gehorsam gegenüber seinen

Weisungen sind die Eigenschaften, die den einzigartigen Weg der Entwicklung der SA kennzeichnen. Sind aber auch die Eigenschaften, die in ihrer Zusammenstellung den SA-Mann völlig unterscheiden von den Angehörigen von Wehrverbänden und anderen Organisationen, wie auch von der Reichswehr.

Hier in der SA ist nichts von Sattheit oder Halbheit, die alten Kämpfer ihrer Reihen haben den alten Geist hinübergerettet in diese neue Zeit, sie befruchten damit die jungen Kämpfer, die in Scharen zu ihnen strömen, und erziehen sie im gleichen Geist, unerbittlich sind sie in der Schroffheit ihres kompromißlosen Wollens, und nichts vermag sie abzubringen von jenen revolutionären Taten, die der Führer von ihnen will. — — —

Der Gang zur SA

Er war von Beruf Maschinenschlosser und mußte mit Mutter und Bruder vor den Insurgenten aus Oberschlesien flüchten. Der Vater war kurz zuvor als Rangiermeister tötlich verunglückt. Es war klar, daß beide Söhne bei der Bahn arbeiteten. Gerade bei diesem Verkehrsmittel findet man öfter als sonstwo, daß alle männlichen Familienmitglieder mit ihm verwachsen sind und bei ihm ihr Brot suchen.

Es gab damals genug Arbeit.

Tendermaschinen, mittlere Lokomotiven und schwere Schnellzugmaschinen wurden an Frankreich geliefert. Neue wurden überholt, alte hergerichtet. Ein tüchtiger Maschinenschlosser hatte vollauf zu tun.

Dann ging es mit den Lieferungen zu Ende, und in der großen schlesischen Werkstätte wurden entsprechende Entlassungen vorgenommen.

Eigentlich sollte ein Familienvater mit sechs Kindern gehen, denn die Bahn hat ihre fest umrissene Tradition und wollte unsern Maschinenschlosser behalten, weil sein Vater bei ihr tötlich verunglückt war.

Er selbst verzichtete zugunsten des andern und ging freiwillig. Die Mutter hatte ihre bescheidene Rente, der Bruder war soweit, daß er verdiente, man selbst hatte reichlich unruhiges Blut, man wollte einmal etwas

sehen und hören, wollte heraus aus der Enge des Betriebs und hatte nun die glänzende Gelegenheit, ein großmütiges Werk zu tun und gleichzeitig den eignen Neigungen nachzugehen. Man hatte keine Angst vor der Arbeitslosigkeit, weil man jung und unbekümmert war und den Glauben an das eigne Können hatte.

Der Maschinenschlosser wurde ausbezahlt und erhielt vier Freifahrtscheine für je drei Monate, um irgendwo in Deutschland Arbeit suchen zu können. Ausgiebig fuhr er im Osten und Westen, im Süden und Norden herum. Hübsch war diese Art der Walze, es war keine direkte Tippelei, aber man konnte in reizvollen Gegenden tippeln, wenn man wollte. Wollte man nicht mehr, so ging man zum nächsten Bahnhof und fuhr hurtig mit dem ersten besten Zuge ans andere Ende Deutschlands.

Im bergischen Land fand man einen Arbeitskollegen, der dem Wehrwolf angehörte. Es war in der großen, langgestreckten Doppelstadt an der Wupper. Jedoch man fand keine Arbeit, man wollte wohl auch noch nicht ernsthaft. Man ließ sich treiben. Zu Zweit war das Leben noch interessanter, auch wenn nun, nach einem vollen Jahr der Wanderschaft, die Freifahrtscheine abgelaufen waren.

Am Abend in der Kneipe, als das letzte Geld ausgegeben war, fielen beide dem Werber in die Hände und erwachten aus tiefem Rausch im Sammellager für Fremdenlegionäre auf linksrheinischem, noch von den Franzosen besetzten Gebiet. Richtig zu Bewußtsein kam ihnen ihre Lage erst in der großen Festung in Lothringen, als es weitergehen sollte. Jedoch die Flucht gelang, ein Überlandfahrer nahm sie mit und brachte sie hilfreich an die Grenze, dann ging es über den Rhein.

Die Fahrer von Ferntransporten sind eine Zunft für sich. Sie eignen sich auf der ewigen Straße Menschenkenntnisse an und wissen, wen sie mitnehmen können; sie tun es auch, wenn sie Platz haben. So kamen die beiden

Wegkameraden im Jahre 1925 nach Berlin. Der Wagen war mit Seife beladen, die nun ihren Bestimmungsort erreicht hatte.

Unter den Linden hüpfte man vom Wagen herunter, setzte sich auf eine Bank und schlief im Freien.

Das kostete zwar einen Tag auf der Polizeiwache, jedoch man verließ sie rasiert und frisch gewaschen und konnte in leidlich guter Verfassung auf Arbeitsuche gehen.

Gleich trifft man einen Stahlhelmer, den der Mann vom Wehrwolf anspricht und von dem er hört, wo die nächste Geschäftsstelle seines Verbandes ist.

Der Arbeitskollege sucht das Büro im Westen auf, unser Maschinenschlosser hat noch keine Neigung zu einem Wehrverband. Er findet mal etwas Arbeit, mal nicht, er hat mal eine Freundin, mal nicht. Mädchen helfen jungen Menschen williger als Männer.

Er schlägt sich schlecht und recht durch, er schläft mal hier, mal da, und erst nach etlicher Zeit trifft er einen Mann mit dem Frontbannabzeichen und fragt ihn, was das bedeute. Es wird ihm erklärt, und in einer mehr instinktiven als überlegten Weise schließt er sich an. Da ist etwas in den wenigen politischen Ausführungen des Nationalsozialisten, das reizt und zwingt. Er solle nur zu der Versammlung am nächsten Tage kommen, schließt der Mann.

Es geht dann auch gleich hart auf hart. In der ersten Versammlung kommt es zur rasenden Schlägerei in den bekannten Festsälen, ein paar Wochen später entsteht auf einem Bahnhof eine wüste Bolzerei mit Reichsbanner und Schupo, die Nase des Maschinenschlossers wird im Knochen kaput geschlagen, im Genick schneidet die scharfe Scherbe vom Bierglas ganz ordentlich in den Nackenmuskel, Hände und Gesicht bekommen auch ihr Teil,

jedesmal schweißt man gehörig, wie das bei richtigen Schlägereien nicht anders geht. Der Maschinenschlosser ist ein Knallkopf und daher immer mitten drin.

Allmählich begreift er auch etwas von den Lehren des Führers, nicht etwa sofort und bewußt, nein, durchaus nicht. Erst reizt ihn die famose Kameradschaft im Frontbann mehr als die ganze Politik. Und das Kämpferische liegt ihm.

Es sind ja nur ein paar Gruppen von kaum mehr als dreißig Mann in der ganzen Reichshauptstadt, immer ist man in der Minderheit, und trotzdem oder gerade deshalb trägt man Windjacke und Schimütze, das kleine Abzeichen und den derben Prügel mit besonderem Stolz.

Jeden Sonnabend geht es hinaus aufs Land, immer ist was los, nie hat man Langeweile. Den feldgrauen Mantel an, den Tornister auf, hat man alles bei sich, was man braucht.

Gerne denkt man an die erfrischende Keilerei mit den Knechten und Bauernburschen im Dorf der Mark, die darüber empört waren, daß die Mädchen sich mit den Kameraden vom Frontbann näher eingelassen hatten als sie wünschten. Es war fast eine Schlacht, mit den dicken Stöcken und den tapferen Herzen vom Frontbann ging es erfolgreich gegen Sensen und Dreschflegel.

Langsam erst wird der Maschinenschlosser so etwas wie politischer Soldat aus Überzeugung, nimmt das, was der Führer will, in sich auf, und erkennt, daß es um Deutschlands Seele geht und ihre Befreiung. Das, wofür er gefühlsmäßig eingetreten war, gewinnt in ihm festumrissene Gestalt.

Aus dem Tippelbruder und Flüchtling aus Oberschlesien wird der typische Rabauke der alten SA. Man denkt und fühlt einfach und sicher das Richtige, man will keine feinen Pinkels in der SA, man wird Scharführer und

verliert den Stern wieder, weil man sich betrunken und in der Trunkenheit irgend jemanden verhauen hat, man erwirbt sich wieder einen Stern und geht zur Reichswehr, wird dort zu nüchternem Leben erzogen, hält jedoch die lange Zeit nicht aus und haut ab. Man arbeitet bei der Gasanstalt für guten Lohn und wird seiner, nun eisernen und unerschütterlichen Überzeugung halber an die Luft gesetzt, man geht durch die arbeitslosen Jahre des schwersten Kampfes mit seinen Blutopfern, man wird noch zweimal von der Kommune angekratzt und geheilt.

Erst, nachdem der Sieg erfochten ist, erhält man wieder Arbeit, man versäuft noch einmal, bestimmt das letztemal, seinen ganzen Lohn als Abschluß der bewegten Zeit, man wird Oberscharführer, obwohl man auf Balken und Sterne keinen Wert legt, man erhält auch einen Trupp zur Führung, man sieht, vieles ändert sich, manchmal meckert man, es gibt nur noch sehr wenige alte Kameraden, die neuen überwiegen und haben oft die große Klappe. Trotzdem, man ist alter knorriger Stamm, ist stolz darauf, und man bleibt immer einer jener Rabauken in der SA, deren Geist dazu gehört wie die Hefe in den Teig. — — —

* * *

Seine erste Anstellung als Bankbeamter fiel in die Periode der unseligsten Inflation, in der die Banken wie die Pilze aus der Erde schossen und nicht mehr wußten, woher ein ausreichendes Personal nehmen. Jeder junge Bankbeamte hatte eine riesenhafte Verantwortung, ohne das entsprechende Pflichtgefühl besitzen zu können, eine ausreichende und scharfe Kontrolle fehlte, und überdies wurde zu den tollsten Devisenspekulationen geradezu herausgefordert. Niemand kümmerte sich darum, solange es gut ging. Die Jungen von den Banken kamen zu jenen Alten, die ratlos vor den endlosen

Nullen des Geldes standen, lachten über ihre Schwerfälligkeit, erboten sich, die Papiermark sicher anzulegen oder damit an der Börse zu spekulieren.

Es war der Totentanz Deutschlands, die Zeit des erbarmungslosen Ausverkaufs, des Raubes und der Vernichtung mühsam angesparter Vermögen.

Der Bankbeamte wohnte bei einer kommunistischen Familie mit verbrecherischem Einschlag in einer üblen Gasse der Großstadt. Wir können ruhig sagen, wo es war, nämlich in Hamburg. Weshalb er dort wohnen blieb, ist unerfindlich.

Die ganze Familie zog von ihm. Der Vater, die Mutter und besonders die beiden Töchter. Seiner jugendlichen Eitelkeit schmeichelte es, daß sie von ihm abhängig waren und um seine Gunst buhlten. Geld floß ihm an Hand von glücklichen Spekulationen gleich einem nie versiegenden Strom zu. Rotfront kneipte und aß auf Kosten des jungen Menschen, der im Hexenkessel der damaligen Zeit jeglichen Maßstab verlor. Jäh kam die Stabilisierung und damit die Ernüchterung. Plötzlich war der Pfennig das, was vorher Milliarden waren. Die verwirrenden Einnahmen blieben aus, nichts war mehr da als das bescheidene Gehalt in Höhe einer knapp dreiziffrigen Zahl, und die Liebe der Familie hörte auf, verwandelte sich in dumpfen Haß und endete mit einer Anzeige bei der Staatsanwaltschaft.

Der Bankbeamte blieb als Opfer eines Systems auf der Strecke. Er landete im Gefängnis. Es war die Zeit, in der kleine Unachtsamkeiten schwer bestraft, die großen Gauner und Schieber, die sich an Deutschland mästeten, verherrlicht wurden und herrschten.

Nach zwei Jahren kam er heraus, irrte herum, verlassen und verstoßen, und fand die sozialdemokratische Fürsorge für entlassene Gefangene. Man fragte nach dem Parteibuch. Da er keines hatte, zuckte man die Achseln.

Er fand dann Arbeit durch seinen Bruder, den Anstreicher.

Es galt, mit acht andern Gesellen ein Haus anzustreichen. Alle, mit einer Ausnahme, waren Kommunisten. Jedoch der Bankbeamte hatte ihre Sympathien, als sie hörten, woher er kam. Eigentlich wurde er in den Kreis der Anstreicher hineingeschmuggelt. Denn er hatte keine Ahnung von Pinsel und Farbe. Damit der Meister nichts merke, halfen ihm die roten Nachbarn und strichen die ihm zugeteilte Brücke, also den Abschnitt zwischen zwei Bohlenbrettern, von beiden Seiten mit, damit nicht auffiel, daß der Neuling zurückblieb, da er nichts konnte.

Hier, bei dieser Arbeit, lernte er den ersten SA-Mann kennen, die Ausnahme unter den andern. Man stahl dem Mann seine Papiere, man feindete ihn dauernd an, sabotierte seine Arbeit und erreichte durch Streikandrohung, daß er entlassen wurde.

Dieser Vorfall beeindruckte den Bankbeamten tief. Da er grollend zu den Erscheinungen der Zeit stand, reizte das, was der SA-Mann erzählt hatte, seine Sehnsucht.

Als das Haus fertig war, lag der Bankbeamte wieder auf der Straße. Ein Bekannter verhalf ihm zu einer Anstellung als Kassenbote bei einer ausländischen Firma. Auch da war ein einzelner SA-Mann beschäftigt, ein unansehnlicher, schmächtiger Mensch, der sich körperlich kaum hätte gegen die Kollegen verteidigen können. Trotzdem stand er seinen Mann gegen die unaufhörlichen Angriffe und Spitzen. Etwas wie ein heiliges Feuer war in ihm.

Der Bankbeamte empfing den zweiten tiefen Eindruck. Er freundete sich mit dem SA-Mann an, der ihn in eine völlig neue geistige Welt einführte, in die Ideen des Führers. Die Kräfte, die da vorhanden waren, die den schmächtigen SA-Mann unüberwindlich machten, mußten doch eine Quelle haben.

Die Pleite der ausländischen Firma beendete alles. Man verlor sich aus den Augen.

Gedrückt von dem Makel der Strafe, wagte sich der Bankbeamte nicht heraus, war unsicher und stand unter dem Schatten des Gefängnisses, obwohl nun zwei Jahre vergangen waren.

Die Arbeitslosigkeit gab ihm Zeit, nachzudenken. Er beschäftigte sich mit dem Nationalsozialismus, er erkannte nach der Saat, die von dem letzten SA-Mann in ihn gelegt war, daß hier, in der Bewegung, dem System der Kampf angesagt wurde, dem er selbst zum Opfer gefallen war. Mehr instinktiv als mit klarer Überlegung wußte er, daß es hier dem bösen Feind an den Kragen ging, der sein eigner und Deutschlands Gegner war.

Er trat in die Bewegung ein. Mit seiner Erfahrung und erbittert über die Tücke seines Daseins wurde er ein guter Kämpfer mit festem Willen, und bald war er in der SA, um sein Äußerstes zu tun gegen jene Gesellschaftsordnung und gegen jene Gesetze eines morschen Staates, die ohne Rücksicht auf wirkliche Schuld oder Nichtschuld den einen fassen, den andern laufen lassen.

Er hat sich die Jahre hindurch gut geführt, gewiß, manchmal, wenn der große Schatten seines Lebens allzu deutlich wird, ihn gewissermaßen mit jähem Griff an der Kehle packt, kann er sich nicht mehr helfen und säuft eine Nacht durch. Aber das ist sehr viel seltener geworden, ja, es hört auf, er hat ein liebes Mädel kennengelernt, er hat ein Kind und, wenn er das kleine Wesen zappeln und lachen sieht, dann erblickt er in ihm die Jugend des Dritten Reiches und hofft, daß in ihm der Alp verblaßt, der ihn als Vater drückt. Er weiß, diesem Kind wird niemals die Gefahr begegnen, der er verfiel, und bestimmt werden seine Vorgesetzten für ihn eintreten und dafür

sorgen, daß die Strafe aus seinen Papieren verschwindet, wie das gebrochene und überwundene System verschwunden ist, das ihn auf dem Gewissen hat. — — —

* * *

Der Afrikaner kam nach Hause, nach langen Jahren harter Arbeit und geringen Erfolges. Er hat sich als alter Kolonialdeutscher im fremden Land herumgeschlagen, er hatte etwas aufgebaut, aber dann kam die Seuche ins Vieh und der Eishagel in rasenden, schrägen Schlägen in das Feld und die Kaffeepflanzung, in den blühenden Garten und über die mit eignen Händen errichteten Gebäude. Die Arbeit von sechs Jahren war binnen einer Viertelstunde zerstört.

Er kommt in ein unbekanntes Europa und ein Deutschland, für das er an der Front und nachher im Baltikum gekämpft hat. Er meint, der große Kampf der Frontsoldaten und der Freikorps sei ebenso vergeblich gewesen wie seine eigne Arbeit auf afrikanischer Scholle. Er hat Frau und Kind, und die Frau, die vorher nach Hause fuhr, ist beruflich tätig, hat sich mit dem Kind zähe durchgeschlagen, während er, der Mann, drüben noch versuchte, das Anwesen zu retten.

Er sieht zuerst am Rhein auf Lastwagen die flatternden Hakenkreuzfahnen vor der Weiterfahrt nach Berlin. Er kauft sich nationalsozialistische Zeitungen und erkennt, daß hier das ausgesprochen und verfochten wird, was ihm längst als die einzig mögliche Lösung erschien.

Er frettet sich durch, versucht Fuß zu fassen, hält ein paar Vorträge und schreibt von seinen Erlebnissen. Dabei kommt wenig heraus. Er bemerkt überall Widerstände und erkennt, daß reaktionäre Kreise in der Presse und im Vortragswesen ihn trotz seiner vielseitigen Erfahrungen deshalb ablehnen, weil sein nationalsozialistisches Gedankengut unleugbar ist. Politisch

anders eingestellte Kreise wollen von kolonialen Fragen überhaupt nichts wissen, man will keine Kolonien, man predigt das Dogma der internationalen Wirtschaft liberalistischer Richtung.

Er geht nicht in die Partei, obwohl er in seinen Kreisen längst für sie kämpft. Er ist beinahe fünfzig Jahre, und seine Generation will vom Parteibuch nichts wissen. Man hat seine unerschütterliche Überzeugung und bedarf keiner buchmäßigen Bestätigung.

Er möchte koloniale Vorträge in der Bewegung halten und hört, daß er da nur sprechen kann, wenn er Mitglied wird. Er fühlt sich darüber gekränkt, weil er längst Nationalsozialist ist.

Eigentlich möchte er wieder mit Frau und Kind nach Afrika, wo seine Farm verwahrlost. Wäre er nicht Nationalsozialist, könnte er in den Ton und den Geist der Reaktion, die auf kolonialem Gebiet vorherrschend ist, einstimmen, so würde er wohl Mittel finden, um wieder nach drüben zu kommen. So muß er antichambrieren, kaum, daß er an eine der maßgeblichen Stellen herankommt. Ja, weil man nicht weiß, was der Unterschied zwischen Marxismus und Sozialismus ist, unterstellt man ihm linksgerichtete Gesinnung. Das hat den Vorteil, daß er manchmal in Gewerkschaften sprechen darf und etliche Mark verdient. Die reaktionären Vortragsredner sind nicht fähig, zu organisierten Arbeitern der Faust zu sprechen. Er kann es und tut es, und es gibt wilde, empörte Diskussionen, weil die nationalsozialistische Weltanschauung aus seinen Worten hervorklingt.

Dann, wie der Haß gegen die Bewegung sich mehr und mehr zuspitzt und überschlägt im Gegeifer der Presse, findet er doch das Herz, in die Hedemannstraße zu gehen. Er meldet sich bei der zuständigen Sektion und kommt zu einem Unterstraßenzellenleiter, der SA-Mann ist und mit vorbildlicher Gründlichkeit seinen Parteidienst tut. Gewiß, es ist Verbotszeit, und man sieht nichts von der SA.

Immer wilder wird der Kampf gegen die Bewegung, das Verbot der SA wird zwar aufgehoben, aber der Terror der Straße, der Presse und der Polizei nehmen zu. Es sieht so aus, als ob nun, im Sommer des Jahres 1932, der Kampf mit den Waffen in der Hand blutig ausgetragen werden würde.

Jetzt gilt es, sagt sich der Afrikaner, du hast in drei Erdteilen gefochten, du wirst auch hier nicht fehlen, wo ein irres System gestürzt werden soll.

Er drückt dem Zellenleiter gegenüber den Wunsch aus, in die SA einzutreten, und sieht das Staunen in dessen Gesicht.

Sie gehen dann doch gemeinsam zum nächsten Sturm, dessen Lokal ein paar Häuser weiterhin gelegen ist. Sie sehen den Sturmführer und einige der Männer, und es wird etwas davon gesprochen, daß die Aufnahme in die SA gesperrt sei. Sie gehen weiter zur Reserve und sehen sich dort den Betrieb an.

„Ihrem Alter nach gehören Sie in die Reserve", sagt der Zellenleiter.

„Nein", antwortet der Afrikaner, „kommt für mich nicht in Frage. Wenn ich mitmache, will ich aktiv sein. Ich will nicht in der SA bleiben, ich will nur nicht versäumen, mit dabei gewesen zu sein, nun, da es gilt, zu kämpfen. Ich war lange genug Offizier, ich kann militärisch etwas, weshalb soll ich nicht bei einer aktiven Formation die Waffe in die Hand nehmen dürfen?"

Der Zellenleiter weiß nicht recht, was sagen. Er hatte schon mit seinem eigenen Sturmführer gesprochen und gehört, der wolle ungern frühere Offiziere.

Der Sturmbannführer ist derselben Auffassung. Was sollte man da tun? Soll man den Afrikaner kränken, der den besten Willen hat? Nein. Mag er es selbst versuchen.

Der Afrikaner versucht Sturmführer und Sturmbannführer zu sprechen. Tagelang gelingt es nicht. Nie sind sie da, oder sie sind gerade weggegangen.

Endlich, spät an einem Sonnabend abend, erwischt er den Sturmbannführer vor einem Verkehrslokal und bittet um Aufnahme in die SA. Er schildert seine Beweggründe, möchte in den Sturm seines Zellenleiters, und der Sturmbannführer sagt zu.

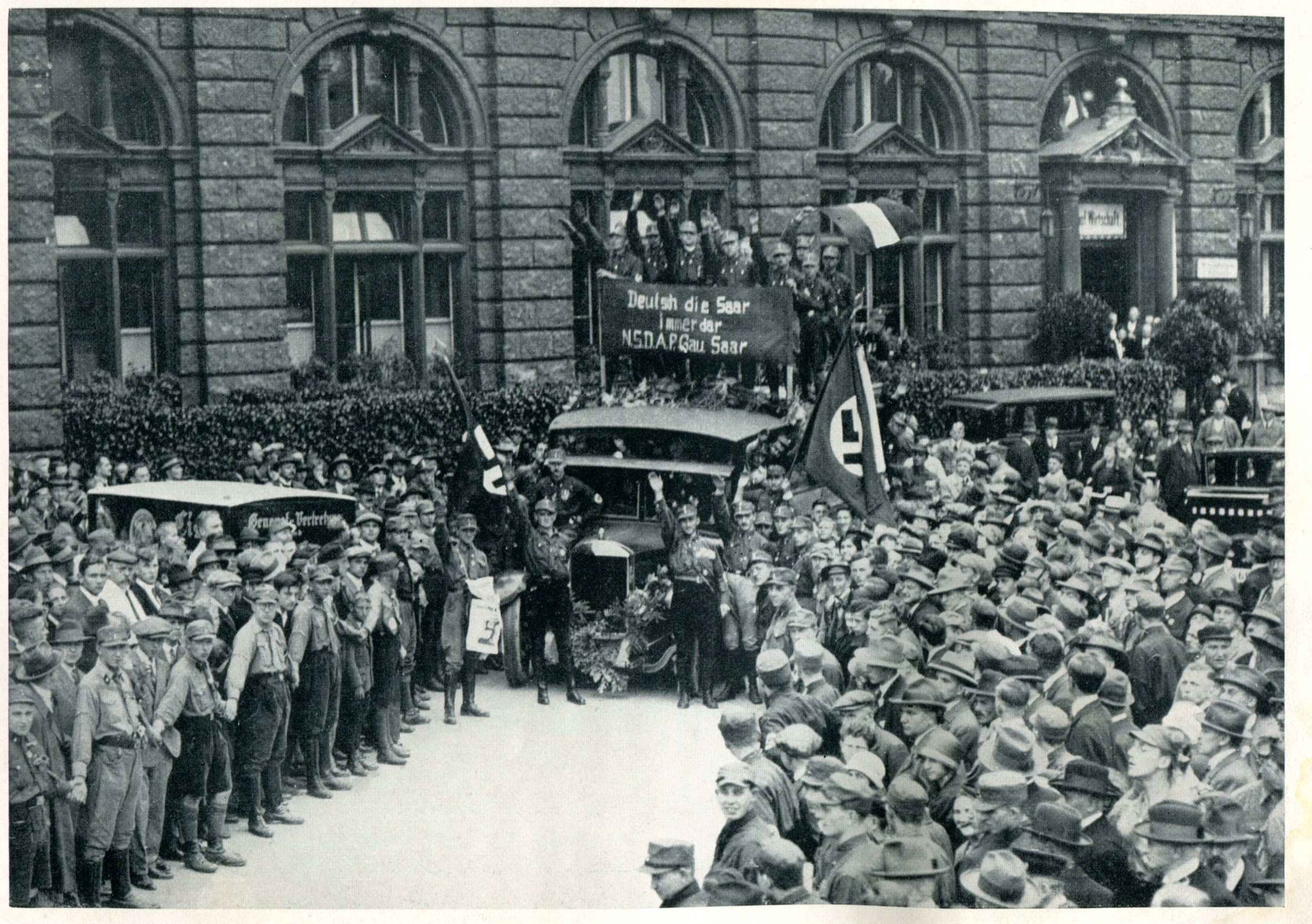
Am Sonntag vormittag ist der Afrikaner unterwegs, er trommelt Ladeninhaber aus den Betten oder auch nur aus der Wohnung, es gelingt ihm, Kleidung, Stiefel und Ausrüstung zu beschaffen, und er meldet sich am frühen Nachmittag eingepuppt zum Dienst.

Er wird der Schar zwei von Trupp zwei zugeteilt, sein Scharführer ist wenig mehr als halb so alt wie er, und die Männer nehmen ihn kameradschaftlich und nett auf, ohne etwa seines Alters halber zu spotten.

Der Sturmführer betrachtet ihn lange Wochen hindurch sehr mißtrauisch, der Zugführer ist etwas unsicher, weil der Afrikaner militärisch mehr weiß als er, aber die Männer kommen ihm herzlich entgegen, abgesehen vielleicht von einem oder dem andern Streber, der in wehrsportlichen Dingen einen Konkurrenten fürchtet.

An den Scharabenden, wenn gemeinsam ein Stiefel getrunken wird, lernt man sich kennen, bald weiß man gegenseitig alle Nöte und Sorgen und die ganzen Familienverhältnisse, und der Afrikaner erkennt die ungeheure Stärke der SA, ihren unverbildeten, rauhen, geraden und tapferen Geist, er begreift, daß eine Bewegung, die eine SA zum Rückgrat hat, niemals unterliegen kann.

Er, der frühere Hauptmann, nimmt die Knochen vor seinem jungen Scharführer zusammen, er steht seine Wache vor dem Sturmlokal genau wie jeder andere, er will keine besondere Leberwurst gebraten haben, er will nichts anderes sein als ein einfacher SA-Mann des Führers. Er wird zu



Nr. 24

SA des Saargebiets in Nürnberg 1927



Nr. 25 Durchsuchung einer SA-Truppe nach Waffen durch die Schupo in der Mark 1927

gegebener Zeit Scharführer, und die Kommune erwischt ihn, der unverwundet durch Aufstände in Ostasien, durch Kämpfe mit wilden Negerstämmen, durch den Weltkrieg und durch die Greuel des Baltikum gegangen ist. Er weicht nicht vom Platz, er hat auch noch Glück, blutüberströmt steht er seinen Mann, so gut es geht, bis die Gegner türmen.

Mehr ist von ihm nicht zu sagen. Die SA hielt ihn fest, wie sie jeden deutschen Menschen festhält, der bereit ist, für den Führer das letzte Opfer zu bringen und der ihren Geist, ihre Kameradschaft und ihre Opferfreudigkeit erkannt hat. — — —

* * *

Dem Jungen starb der Vater früh. Er sah dann tagtäglich das Treiben in der Kneipe, die die Mutter weiterführte, mit andern Augen. Sie nahm sich bald einen sehr viel jüngeren Freund. Er war, wie sich das im kommunistischen Viertel für einen großen, strammen und kräftigen Menschen gehört, bei Rotfront und verschwand mitunter in andere Stadtteile, wenn dort Terrorakte durchzuführen waren oder eine Naziversammlung gesprengt werden sollte.

Der Junge sah, wie die Mutter in sexueller Hörigkeit ihrem Freunde untertan wurde, ja ihm völlig verfallen war, ohne daß er bei seiner Jugend und Unwissenheit alle die komplizierten, seelischen und körperlichen Zusammenhänge begreifen konnte, die zu einem derartigen Verhältnis führen.

Er stand abseits. Die Mutter kümmerte sich nicht um ihn, sie vernachlässigte ihn, da sie nur noch Augen für ihren Freund hatte, der das Szepter in der Kneipe geschickt und selbstbewußt schwang.

Da verkehrten Dirnen, Kommunisten und Zuhälter. Die Dirnen nahmen sich mit der Gutmütigkeit ihrer Art manchmal des Jungen an, wenn er allzu schlecht behandelt wurde und traurig in der Ecke saß, um seine Schularbeiten zu machen.

Er sah, wie die Dirnen abrechneten, er erlebte, wie sie geschlagen wurden, wenn sie nicht genug Geld brachten oder wenn der Zuhälter betrunken war, er hörte den Haß der Kommune gegen die Faschisten, und wenn er dann, mehr aus scheuer Neugier als aus andern Beweggründen, einen Trupp oder einen Sturm SA marschieren sah, so folgte er ein Stück weit und hörte Kampflieder, die ihn in irgendeiner, ihm unerklärlichen Form im allertiefsten Herzen berührten. Sie schienen ihm ein heller Glanz zu sein als ausgesprochener Gegensatz zu seinem eignen, kümmerlichen Leben in dem Schmutz und der Verworfenheit seiner Umgebung. Er war nun aus der Volksschule heraus, an eine Lehre oder einen bestimmten Beruf wurde nicht gedacht, er fegte die Kneipe, spülte Gläser, lernte Bier ausschenken und die groben Holzdielen schrubben.

Er war ein nicht schwächlicher, aber auch nicht kräftiger Mensch, er war etwas unter Mittelgröße und durchaus und in jeder Hinsicht unauffällig. Er ging über die Straße, wie tausend andere gehen, ohne daß sie auf irgend jemanden den geringsten Eindruck machen. Er zeichnete sich durch nichts aus, es sei denn eben seine Unauffälligkeit. Nichts war an ihm, das etwa auf verborgene Talente schließen ließ, auf ein Heldentum oder auf eine hervorstechende, beschwingende Eigenschaft. Er war ganz einfach ein junger deutscher Mensch.

Er hatte höchstens, gewissermaßen zum Ausgleich der bösen Einflüsse seiner Umgebung, eine instinktive Reinheit, die seinen Blick schärfte.

Der Freund der Mutter bemerkte, mit welchen Augen der erwachende Junge ihn und manchmal auch die Mutter betrachtete. In die Verachtung

für den Jungen mischten sich Unbehagen und Bösartigkeit. Sprang der Junge auf einen Befehl hin nicht sofort, gab es Dresche.

Dicht bei der Kneipe, drei Häuser weiter, war eine Bäckerei mit einem Lehrling, einem zwar naseweisen, aber tüchtigem Menschen mit frischem, roten Gesicht. Er brach eines Tages mit der Nachricht in die Sehnsucht des Jungen, er sei in die SA eingetreten. Ja, er hätte lügen müssen, weil er doch erst siebzehn Jahre alt und damit unter der Altersgrenze sei. Eigentlich hätte er zur HJ gehen müssen, der Sturmführer habe ihn auch prüfend und mißtrauisch angesehen, sei dann aber doch einverstanden gewesen. Das braune Hemd habe er zu Hause, im Geschäft dürfe er es nicht zeigen, sonst fliege er hinaus. Er habe auch schon Dienst mitgemacht, es sei einfach fabelhaft, wie das alles dort klappe.

Der Junge aus der Kneipe war fassungslos. Er sagte sich, auch er mit seinen siebzehn Jahren könne in die SA, jäh kam seine Sehnsucht nach Reinheit über ihn, die starken Lieder der marschierenden SA summten in seinem Kopfe, er hörte den wuchtigen Schritt auf dem Pflaster und sah die Hakenkreuzfahne flattern, den verdammten Fetzen, wie die Besucher der Kneipe sagten.

Gleichzeitig kam ihm die bittere Erkenntnis, daß der kommunistische Freund der Mutter und damit auch diese niemals ihr Einverständnis geben würden.

Dann erwachte sein Trotz. Vom Bäckerlehrling erfuhr er mehr über die SA und die Bewegung und er ahnte, daß er sich als Kämpfer im braunen Hemd von der ganzen Umgebung befreien könnte, die ihn erbitterte und verbitterte, und daß er damit zu jenem Glanz des Lebens kommen könne, der ihm beim Vorbeimarsch der SA das Wasser in die Augen getrieben hatte.

Vom Führer wußte der Junge wenig. Was der Bäckerlehrling erzählen konnte, war unklar und ziemlich verworren. Bei dem Jungen handelte es

sich auch nicht um Wissen oder darum, daß er durch hartnäckige Diskussionen aus einem feindlichen Lager herausgeholt werden mußte, er folgte ganz einfach und sicher dem Stern, den er gefühlsmäßig erkannt hatte.

Er ging zum Sturmführer, schilderte seine Lage und alles, was ihn bewegte. Er wurde sehr genau geprüft, da man mit Spitzeltum aus kommunistischen Kreisen rechnen mußte, jedoch er bestand die Prüfung. Und überdies fand er eine Botenstelle in einem Lebensmittelgeschäft, für das er auf einem Dreirad Lieferungen an die Kundschaft auszufahren hatte.

Er packte etliche seiner Habseligkeiten, mietete sich eine Schlafstelle, ein finsteres, kleines Loch, für wenige Mark, rechnete sich aus, daß er mit den zwölf Mark, die er wöchentlich erhalten sollte, auskommen und sich sogar Braunhemd und Mütze, Koppel und Stiefel absparen könne und trat in den Sturm ein.

Er lernte nun als politischer Soldat des Führers, und es fiel ihm wie Schuppen von den Augen.

Er hat dann seine Mutter bis zum Sieg der Bewegung niemals mehr besucht, er hat sie nur zufällig manchmal auf der Straße getroffen und ihre Klagen über sein Verhalten angehört, er hat einen dicken Strich zwischen dem Leben in der Kneipe und dem jetzigen als SA-Mann und Kämpfer gezogen, und er hat die anderthalb Jahre bis zum Umschwung unverdrossen und eisern seine Pflicht getan.

Gewiß, es war nicht ungefährlich gewesen, er war in den Kreisen der Gäste der Mutter und ihres Freundes so bekannt, daß man ihn wütend verfolgt hatte, er hatte sich in kindlicher Anhänglichkeit seine Schlafstelle doch nicht allzuweit von der Mutter Kneipe entfernt ausgesucht, vielleicht, weil er in seiner Flucht doch ein leises Unrecht empfand, das er durch ein Opfer auszugleichen bestrebt war.

Oft, wenn die Kommune unterwegs war, mußte er von Kameraden nach Hause gebracht werden, und er hat auch an einigen Zusammenstößen teilgenommen, die kritisch aussahen, aber glimpflich verliefen.

Das Haus seiner Mutter hat er am Tage nach dem Siege betreten, er kam in Uniform und sagte inmitten von Kommune und Zuhältern laut sein Heil Hitler, und dieses eine Mal war das einzige Mal, daß er etwas Besonderes tat. Es wäre ihm beinahe schlecht bekommen, die Kommune schäumte, und vielleicht hatte er es nur dem Eingreifen der Mutter, die zwischen Furcht und Stolz schwankte, zu verdanken, daß er ruhig sein Bier austrinken und die Kneipe unverletzt verlassen konnte.

Er tut auch heute noch still, bescheiden und unauffällig seine Pflicht, er ist Rottenführer, und man kann sich auf ihn unbedingt verlassen.

Er fährt heute einen kleinen Lieferwagen, man hat im Geschäft volles Vertrauen zu ihm und zu seiner Zuverlässigkeit, vielleicht rückt er bald weiter auf und kann das nette Mädel heiraten, das er gefunden hat.

Er ist einer jener stillen Kämpfer, die nichts wollen, auf kein Entgelt rechnen und die deshalb so sicher im Glauben an den Führer sind, weil sie durch ihn auf eine andere Plattform gestellt wurden und durch ihn ihre eigne Daseinsberechtigung erkannten. — — —

* * *

Er war aus dem Elsaß und der Sohn eines Försters. Aufgewachsen in weiten Wäldern wußte er schon als Kind mit der Büchse umzugehen, er war ein gesunder Mensch und hatte dabei jene alemannische Besinnlichkeit, die gerade im alten Kampfgebiet, das jahrhundertelang umstritten wurde, zu verschrobenem Idealismus, zu starrer Opposition oder zu eigenwilligem Komplex ausarten kann.

Er hielt es zu Hause nicht aus, wo tagtäglich und später, in der Zeit des Stellungskrieges, fast ununterbrochen der Lärm der Schlachten in dumpfem Donnern und Poltern vernehmlich war. National von Gesinnung ging er als Siebzehnjähriger zu den Fahnen, direkt von der Schulbank weg.

Er hat dann als Kriegsfreiwilliger das letzte Jahr des Völkerringens mitgemacht und er sah nach dem schlimmen Ende seine Heimat in Feindeshand, seine Eltern vertrieben wie zehntausende und hunderttausende Anderer, die aufrecht bleiben wollten.

In seinem Leben war kaum noch etwas da. Die grünen Wälder waren weg und die tiefe Einsamkeit elsässischer Förstereien, die Heimat war weg und das vertraute, zwiespältige Idiom, an das er gewohnt war, die Eltern waren irgendwo in einem Flüchtlingslager untergebracht, und man selbst stand da, mit umgehängtem Gewehr, mit Handgranaten und Patronen und einem Tornister, aber ohne jede Führung von seiten jener Männer, die zu Führern bestimmt schienen und vor den roten Banditen versagt hatten.

Dann stand man vor der Werbestelle eines Freikorps. Es war ein rauchiger, schmutziger Raum, Soldaten aller Waffengattungen, jeglichen Alters und jeden Dienstgrades, aber alle mit dem gleichen, brennenden Ausdruck in den Augen, lagen oder lümmelten sich herum. Plötzlich befand man sich im nächsten Zimmer vor einem schneidigen, kurz angebundenen Offizier und wurde scharf, kritisch und prüfend angesehen. Nach etlichen Fragen anhand unvollkommener Papiere erhielt ein Schreiber eine Anweisung, und man gehörte einer Formation an.

Die Fahrt nach Kurland folgte, an der Grenze sah es übel aus, da stand im tiefen Schnee ein altertümlicher Zug, in dem höchstens eine einzige Scheibe heil war, Mannschaften, Unteroffiziere und Offiziere sangen und tranken,

immerhin, man wurde auf der Weiterfahrt nicht mehr derart gemein beschimpft wie auf den Stationen im Reich. Die litauische Bevölkerung, eingemummt in die unmöglichsten Kleidungsstücke, brachte allerlei an Verpflegung an den Zug, gute Verpflegung, die man von Deutschland her nicht mehr kannte und die man hier für billiges Geld kaufen konnte. Der Zug mit seinen geschwächten und müden Federn ratterte langsam und bedächtig weiter, es wurde fast mit jeder Stunde kälter, und dann hielt man eines Tages in der Stadt, in der das Schloß der früheren Herzöge von Kurland auf der Insel steht.

Es ging gleich los. Der Befreiungszug nach der ragenden, vergewaltigten deutschen Stadt an der Düna brachte erbitterte Kämpfe, bolschewistischer Blutterror und asiatische Grausamkeit hatten wollüstig geschwelgt.

Man war mit dabei, man kämpfte wie die andern braven Landsknechte, und man war frei und froh im Bewußtsein der Aufgabe, die es zu lösen galt. Das andere Leben lag weit zurück, Heimat und Jugend im Elsaß waren endgültig verblaßt.

Das neue Leben ging weiter, unbesorgt und eigentlich ohne persönliches Ziel, man führte nun sein schweres MG, man führte es gut und wirksam, man wurschtelte durch ein ziemlich friedliches halbes Jahr, man bemerkte den zunehmenden Haß der befreiten Landesbewohner und machte noch den Schluß mit. Das war, als schwere Schiffsgeschütze der fremden und feindlichen Großmacht Kurland, diese letzte deutsche Kolonie, unters Ziel nahmen und die baltischen Truppen, die letzte stolze Armee eines blutenden, ohnmächtigen Deutschlands, aus sicherer Ferne zusammenschossen und sturmreif machten für die hinterlistigen Pläne der einheimischen, undankbaren Bevölkerung.

Der Rückzug kam, ein böser, grauenhafter Rückzug mit allen nur erdenklichen Greueltaten, immer umschwärmt von heimtückischen Feinden. Nachher, jenseits der Grenze, folgte eine unklare Zeit, und das Freikorps kämpfte schließlich noch in Thüringen gegen Spartakus, verrichtete unwissentlich die Dienste für die marxistischen Bonzen und Schergen Deutschlands, die rechts gegen ganz links ausspielten, um beide zu schwächen und selbst um so fester im Sattel zu bleiben.

Der Förstersohn focht in Thüringen seinen letzten Kampf mit der Waffe.

Dann war alles vorbei. Statt des unbesorgten Nichts war eine grauenvolle Finsternis über Deutschland, die sich Frieden nach innen und außen nannte. So sah der Förstersohn die Dinge.

Er hatte verhältnismäßig viel gesehen. Da er Idealist und entwurzelt war, glaubte er den Worten der herrschenden Presse, und da er im Sozialismus eine Notwendigkeit erblickte, wurde er Sozialdemokrat. Die Reaktion kannte er zur Genüge, er hatte erlebt, wie sie durch Feigheit und Intrigenspiel letzten Endes mit daran schuldig wurde, daß mit den baltischen Truppen sein Freikorps zerschlagen worden war, die Kommune und Spartakus waren ihm von Thüringen her nicht fremd, und Demokratie und Zentrum kamen für ihn nicht in Frage.

Wie gesagt, er war hoffnungsloser Idealist, fanatisch im Suchen nach einem Ziel, er glaubte den Worten roter Bonzen, anstatt sich nach ihren Taten zu richten. Er wurde Fürsorger, seine Schulbildung reichte dazu aus, und hatte nun Arbeit und Brot. Er verlor seine Stellung, weil er ein Sozialist reinen Herzens war und sich weigerte, den Machenschaften seines Amtmannes, eines sozialdemokratischen Bonzen und ehemaligen Stallknechts, zu folgen und seine fürsorgerische Tätigkeit nach dem Parteibuch auszuüben. Es gelang ihm jedoch, eine andere Stellung zu finden.

Nr. 26 SA=Mann wird verhaftet, weil er sein Braunhemd nicht auszieht

Nr. 27 Die Polizei findet wieder nichts!

Nr. 28 In Jarmen erlebte die pommersche SA 1927 ihren ersten großen Tag

Nr. 29 Kundgebung der SA in Düsseldorf 1928

Erst ganz langsam, mit der ganzen Schwerfälligkeit der Blutmischung seiner Heimat, erkannte er die Irrlehren und die Verlogenheit, die Postenwirtschaft und die Landesverräterei seiner Parteiführer und wollte sie doch nicht wahr haben, weil sich irgend etwas in ihm gegen die rückhaltlose Erkenntnis auflehnte. Er, der in seinem Herzen alle Anlagen zum Nationalsozialisten hatte, ja, es eigentlich längst war, blieb in der sozialdemokratischen Partei als ein Fremder, der ausgelacht und verspottet wurde. Er wurde, als eine sogenannte nationale Regierung ans Ruder kam, schikaniert und verfolgt. Er wollte aus Hartnäckigkeit und aus verbissenem Stolz das sinkende Schiff nicht verlassen und wollte auch nicht zur Bewegung übergehen, weil er ihren Pakt mit der Reaktion als sicher annahm. Er verkrampfte sich in die Idee, daß das kein wahrer Sozialismus sein könne.

Eigenwillig und dickköpfig trat er nicht aus der sozialdemokratischen Partei aus. Er wollte nicht jenen gleichen, die am Sonnabend die Sklarekpfeile tragen und am Montag mit dem NSBO-Abzeichen erscheinen, und er tat erst den entscheidenden Schritt zur SA, als es wirklich allerhöchste Zeit geworden war. Und doch ist er sehr wahrscheinlich ein wertvollerer Mensch als mancher andere aus anderm Lager. Auf jeden Fall ist er in der SA einer der besten Kameraden, er ist dienstwillig und eifrig, er glaubt nun, da er wirkliche Taten sah, an den Führer, und er hat die Zeit der Verirrung zu den Roten längst und gründlich aus seinem Leben gestrichen. Er ist an sich ein stiller Mensch, trifft er aber Kameraden aus dem Baltikum in der SA, dann geht es ans Erzählen, dann wacht der Frontgeist in ihm auf, er spricht, wie alte SA-Männer sprechen, und niemand glaubt ihm die abwegige Vergangenheit. Ganz bestimmt hat ihn die SA von den Schlacken befreit, die an ihm hafteten, und ganz sicherlich gehört er zu denen, die ihr Leben für den Führer zu opfern bereit sind. — — —

* * *

Er hatte den Krieg in ganz jungen Jahren mitgemacht, hatte fast immer im Westen gekämpft, war durch die Hölle von Verdun gegangen, ein paar Mal angekratzt und geheilt worden, hatte das EK I erhalten und tat dann, um von der Nachwirkung einer Wunde geheilt zu werden, in der Etappe Dienst, als es sehr kritisch mit der Stimmung wurde.

Er sah, wie gefressen und gesoffen wurde, erst ekelte es ihn an, wenn er daran dachte, wie sie in Graben und Stollen, vorne im Feuer, gehungert hatten, dann packte ihn, der bisher aber auch gar nichts von seinem Leben gehabt hatte und aus der Vorkriegszeit nichts kannte als ein ärmliches Häuslertum im ärmlichsten Teil von Pommern, in jähem Ausbruch ein Hunger nach Wohlleben. Gewiß, er hatte Hemmungen zu überwinden, aber er sog dann doch das Gift der Zersetzung willig in sich ein. Klug oder überlegend war er von Natur aus überhaupt nicht, und die Volksschule in Pommern hatte ihm bestimmt nichts mitgeben können. Es war leicht für die aufrührerischen Elemente, ihn für sich zu gewinnen, als es soweit war.

Er, der tapfere, zuverlässige Frontsoldat wurde ein ziemlich bösartiges Mitglied des Soldatenrats, er, der immer gehorcht hatte, wußte plötzlich sehr hart zu befehlen, etwas war in ihm nun losgelöst, vielleicht als Reaktion auf unbedingte, vierjährige Pflichterfüllung, das radikal das Gegenteil von alledem war, was ihn bisher erfüllt hatte.

Er kam nach Berlin, er ging zum Spartakusbund, er war einer der wütendsten roten Kämpfer, kaltblütig bediente er sein schweres Maschinengewehr oder seinen Karabiner, feuerte er mit seiner Pistole oder warf seine unfehlbare Handgranate.

Er wurde der gefährliche Typ des roten Revolutionssoldaten, der sich rücksichtslos einsetzte. Er haßte mehr als alle anderen die Unabhängigen und Sozialdemokraten, für ihn waren sie schlimmere Feinde als Bürgertum und

Reaktion, weil sie Proleten waren wie er, aber nun etwas Besseres sein wollten und ihn und seine Kreise zu beherrschen versuchten.

Dann, ganz plötzlich, ekelte ihn die Feigheit der eignen spartakistischen Führer an, und in der Zeit, in der sich seine Zweifel an ihnen verdichteten, wurde er verwundet.

Es gelang ihm, zu entkommen, er landete in einem Schlupfwinkel, und eine Dirne pflegte ihn in aller Verborgenheit. Er hatte das Glück gehabt, durch einen Zufall die Militärpapiere eines an der Westfront Gefallenen zu besitzen, die ungefähr auf ihn paßten, und nur so war es möglich, daß er unentdeckt und unbelästigt blieb.

Der Häuslersohn aus Pommern lebte in wüster Umgebung in der Großstadt von einem Mädchen, fand manchmal etwas Arbeit, ohne an regelmäßige Arbeit heran zu wollen, er war unstet und aus dem Geleise geworfen, er befand sich inmitten der bösen Umgebung, triebhaft an sie gebunden und doch fremd und nicht dazu gehörig.

Er konnte später über den Gang jener Jahre keine richtige Rechenschaft ablegen, sie lagen mit ihren entwürdigenden Einzelheiten irgendwo verkapselt gleich einem unklaren, halb vergessenen Traum.

Den Auftrieb gab die Dirne, die plötzlich, vielleicht gelockt durch den guten Kern des Mannes, anständig werden wollte und ihn mit sich nach oben nahm.

Sie verkauften beide Zeitungen eines großen demokratischen Verlages, es gelang ihnen, sich ziemlich frei zu machen von dem verworfenen Kreis, dem sie jahrelang verfallen gewesen waren, und nun, da sie regelmäßig dieselben Blätter lasen, wurden sie politisch.

Besonders ihn widerte das Geschmus der Zeitungen an, er erkannte die Verlogenheit und las dann, da es immerhin schon auf einen oder zwei

Groschen nicht mehr so sehr ankam, jene Zeitungen der NSDAP, die in seinen Blättern derart unflätig beschimpft und angegriffen wurden.

Sie lebten sehr sparsam, sie verkauften fleißig und konnten sich einen kleinen Verkaufsstand zulegen. Er bestand aus einem großen Kasten mit Dach und Fenstern, hatte kleine Räder und wurde abends in einen Hof gerollt.

Sie heirateten. Die Frau war aufgeschwemmt und sehr dick geworden, sie war bestimmt keine Schönheit mehr, und er war nun bei solidem Leben wieder ein strammer, kräftiger Mann. Während sie meistens im Kasten hinter dem Schiebefenster thronte, trug er Zeitungen aus und besorgte den geschäftlichen Teil.

Im allgemeinen sind derartige Zeitungsstände neutral, auch Reichsbanner und Kommune vergreifen sich selten an ihnen, wenn nicht gerade nationalsozialistische oder reaktionäre Zeitungen allzu sichtbar heraushängen.

Die beiden Menschen sahen von hier aus, mitten in entsprechendem Viertel, Umzüge mit Fahnen und Plakaten aufreizenden und törichten Inhalts. Rotfront brüllte über die Straße, und das Reichsbanner marschierte unter riesigem polizeilichem Aufgebot, verlacht von den radikalen Genossen, die hämisch an den Ecken standen.

Eines Tages marschierte die SA, es kam just an der Ecke zu einem Zusammenstoß, mehrere Überfallwagen kamen hinzu, in der Straßenschlacht wurde der Zeitungsstand umgekippt, alles was drin war, wurde zertrampelt. Die Kommune sah, daß nationalsozialistische Zeitungen herausflatterten, und schlug den ganzen Kasten kurz und klein, die dicke Frau bekam Herzkrämpfe und starb.

Der Mann stand nun da, das Wägelchen mit dem Stand war noch nicht voll bezahlt, was erworben war, war verloren. Das bischen Bargeld



Nr. 30

Dr. Goebbels spricht zu seinen SA-Kameraden in Blumenberg 1928

Nr. 31 SA zu Pferd und zu Fuß im Dienste der Volksaufklärung 1929

Nr. 32 Dicke Luft!

reichte zu einem kümmerlichen Begräbnis, der Mann ging als einziger mit, niemand interessierte sich für die tote Frau, die nach einem wechselvollen Leben zur Einkehr gekommen war.

Der Häuslersohn lebte von da an mit hunderttausenden Anderen das Leben jener Erwerbslosen, die keine Unterstützung empfangen, er lebte planlos und ziellos vor sich hin, er stand eines Tages unten am Hafen neben einem schlanken, drahtigem jungen Menschen in braunen Hosen, dunklem Hemd und Wollweste mit Schal, er sah, wie ein Fremder an den Mann in braunen Hosen herantrat und ihm kalt drohend sagte, er solle schleunigst aus dem Stadtviertel verschwinden, er werde sonst fertig gemacht werden, er entnahm der Unterhaltung, die nun entstand, daß es sich um einen Sturmführer der SA handelte, und jäh erwachte in ihm kämpferischer Soldatengeist.

Er ging, wie Erwerbslose gehen, hinter dem Sturmführer her, sah ihn in einen Keller, in ein bescheidenes SA-Heim einbiegen, getraute sich an diesem Tage jedoch noch nicht, hineinzugehen, fand aber doch etliche Tage später den Mut dazu.

Die Bewegung und ihre Ziele waren ihm durch sein Zeitungslesen nicht ganz fremd, er hatte längst empfunden, daß da ein neuer Wind von Sauberkeit und Klarheit wehte, aber das alles war ihm in voller Klarheit erst zum Bewußtsein gekommen, als er neben dem Sturmführer am Hafen gestanden und ohne Worte einen unerklärlichen, persönlichen Konnex gefunden hatte. Denn wie der Sturmführer der SA gekleidet war, wie er sich bewegte und sprach, wie er ruhig gegenüber der Drohung des andern geblieben, das hatte den Häuslersohn in seltsamer Weise in blutvolle Nähe zur SA gebracht.

Im Keller des Heims hatte ihn der junge Sturmführer auch nach seiner politischen Vergangenheit gefragt. Er konnte den klaren und forschenden

Augen gegenüber nicht lügen, er wollte es auch nicht, zum ersten Male seit langen Jahren sprach er rückhaltlos offen, vom Spartakus, von seiner Teilnahme am Aufruhr, von seinem Leben in der Tiefe. Es war ihm eine Erleichterung, seine Beichte ablegen zu können, und eine große Befreiung kam über ihn, als der Sturmführer ihm die Hand gab und ihn fest ansah.

So kam er in den Kampfjahren zur SA, er darbte mit ihr, hungerte mit ihr und kämpfte mit ihr im einbrechenden Licht des Werdens einer neuen Zeit.

Er ging mit dem Sturm hinein in die Gegend, in der er damals bei der Dirne Aufnahme gefunden hatte, um hier zu wirken. Da war es, wo er erkannt wurde, wo die Freunde von einst, Kommunisten und Ringvereinler, aus der Vergangenheit heraustraten und ihren blinden Haß auf ihn, den Abtrünnigen warfen.

Viel zu fest und sicher war in ihm der Glaube an Führer und Bewegung, als daß er Furcht hätte empfinden können. Beschwingt von dem Wechsel seines Geschickes handelte er so, wie er folgerichtig weiterhandeln mußte.

Er wußte von sich selbst, daß er einer der Kämpfer war, die diese wirre, schamlose Zeit zu einem Schutthaufen machen mußten, um darauf neu zu bauen. Was galt es, wenn ein Baustein zerbrach?

Er war, wie er früher der Frontsoldat gewesen war, nun der politische Soldat des Führers. Entsprechend dem revolutionären Drang seiner einfachen Seele handelte es sich hier um die Tat, um den Kampf, um die Erlösung der irregeleiteten Masse des deutschen Volkes.

Still und stolz tat er seine Pflicht wie ein Mann, der nichts mehr zu verlieren, höchstens alles zu gewinnen hat. Was liegt am Leben, wenn man weiß, wofür man kämpft, wenn man mutterseelenallein in der Welt steht? Wenn man davon überzeugt ist, daß es hier um die Seele eines ganzen Volkes geht?

Dem Häuslersohn war nichts fremd von den heimlichen Dingen der Großstadt. Er kannte das Leben und die Gedankengänge seiner Genossen von einst. Aber er machte keine Zugeständnisse.

Er sah, hier in der SA hatte er die Führer, die nicht versagten. Nicht versagten wie die Führer der Armee im unseligen November, wie die Führer der Spartakisten später. Nein, hier waren Männer, die jedem ihrer Kameraden die Treue bis zum Tode hielten.

Er fühlte und erlebte den tiefen Geist von Kameradschaft in Männern aus allen Kreisen, da sie ein hohes Ziel verband. Es war hier derselbe Geist der Gemeinschaft wie im Schützengraben, jedoch mit dem Unterschied, daß kein Klassenunterschied anerkannt wurde.

Der Häuslersohn empfand zum ersten Male wieder, daß sein Dasein einen sauberen und großen Zweck hatte. Und die Aufgabe, mit den wenigen und schwachen Stürmen der SA die feindliche Großstadt zu erobern, schreckte ihn nicht etwa, sondern reizte ihn gerade.

Er machte Überfälle und Saalschlachten mit, ja, er zog auch zwei oder dreimal die Pistole und schoß, nicht etwa unruhig und schnell hintereinander, nein, mit der unerschütterlichen Ruhe des alten Frontsoldaten auf ein bestimmtes menschliches Ziel. Er geriet mit der Polizei in ernsten Konflikt und saß ein paar Monate, er hatte insofern Glück, als man so froh war, ein schnelles Urteil über einen SA-Mann fällen zu können, daß man auf Papiere und Dinge der Vergangenheit keinen sonderlichen Wert legte.

Er kam zurück zum Sturm, der nun eine stattliche Größe erreicht hatte, und tatsächlich, da standen auch einige seiner früheren Genossen von Rotfront, die ihn freudig, wenn auch doch ganz leicht verlegen begrüßten. Überhaupt wurde er mit einer Herzlichkeit aufgenommen, die ihm fast das Wasser in

die Augen trieb, und dann — war es möglich? — heftete ihm der Sturmführer einen Stern an.

Als er sich auf einer Streife das Kampfgebiet ansah, erkannte er am wilden Ausdruck der Gesichter, wie sehr man ihn haßte und daß man seinem Einfluß den Abfall jener Genossen zuschrieb.

Er lachte darüber, war viel zu sehr erfüllt von der Freude über den Erfolg und von verstärktem revolutionärem Geist, als daß er sich hätte Sorgen machen können oder wollen.

Nie hatte er an dem Sieg der SA gezweifelt, aber jetzt, da klar wurde, in welchem Tempo das rote Viertel erobert wurde, wuchs das Gefühl des Fortschrittes.

Sie erwischten ihn.

Es war in dunkler Nacht, er war allein, er hatte eine Minute oder eine halbe nicht aufgepaßt, seine Pistole hatte ihm damals die Polizei abgenommen, aus zähem Trotz und Frontkämpfergeist wich er nicht und, wie er den ersten Messerstich hatte, brach er zusammen. Er erhielt einen zweiten und fühlte dann nicht mehr, wie weitere kamen, wie man auf ihm herumtrampelte und seinen Körper entstellte.

Seine Seele hatte schon den Gang zu den unsterblichen Kameraden der SA angetreten, die ihm vorausgegangen waren und gleich ihm die Wegbereiter waren für das Reich des Führers. — — —

* * *

Es war eigentlich reiner Zufall, daß er gleich nach dem Abitur mit den Hamburger Zimmerleuten zusammenkam und dadurch nicht nur in ihren Kreis aufgenommen wurde, sondern auch die glänzend bezahlte Arbeit bei dem Fabrikneubau an der Elbe erhielt.

Nr. 33

Berliner SA wirbt auf dem Lande 1929

Nr. 34

Dr. Goebbels bei verwundeten SA-Männern

DIE FAHNE HOCH!

HORST WESSEL

1907 ✝ 23. 2. 1930

Nr. 35

Gewiß, es war eine schwierige Arbeit, die unbedingte Schwindelfreiheit erforderte, aber gerade deshalb war auch das Angebot von Kräften nicht groß. Oder glaubt Ihr, es sei ein besonderes Vergnügen, über dem leeren Gerippe des großen Eisenbetonbaus in großer Höhe über der Erde zu arbeiten? Sicherlich, man gewöhnt sich daran. Wer von der Wasserkante ist, erfreut sich dort oben auch an den ragenden Kirchtürmen seiner Stadt, an den vielen Masten und den Riesenschiffen, die mit der einsetzenden Ebbe flußabwärts gehen.

Auf jeden Fall verdiente der Werkstudent mit seinen neunzehn Jahren über sechzig Mark die Woche, und wenn er auch vom ersten Geld den zunftmäßigen Einstand und nachher manchen Trunk bezahlen mußte, verblieb doch genug für die Mutter und den stellungslos gewordenen Stiefvater.

Die Arbeit war interessant. Erst stieg das Gerüst zu schwindelhafter Höhe auf, dann wurden die Verschalungen für den Beton zusammengeschlagen. Die übrigen, nachfolgenden Arbeiten machten die Eisenbieger und Maurer.

Aber die Zimmerleute sind die Überlegenen. Sie führen. Sie sind die radikalen Kommunisten, nur ein Einziger vom Bau ist Sozialdemokrat und daher nicht sehr geachtet. Jeder anständige Zimmermann kann nur zur KPD gehören. Die inferioren Maurer — was wären sie auf dem Bau ohne die kühnen Zimmerleute? — gehören grundsätzlich zur SPD. Sie gelten als weich und bürgerlich, stellt man ihnen nicht ein wunderbares Gerüst hin, dann meckern sie, weil sie Angst haben, herunterzufallen. Die Obleute der Zimmerleute sind nie aus Hamburg, der Hamburger ist zu konservativ und bedächtig. Immer sind es Fremde, die den Hang zu kommunistischer Herrschaft haben.

Wie es damals kam, weiß man nicht recht. Bauhilfsarbeiter, die nicht einmal organisiert waren, hetzen gegen den Wehrwolf, der Werkstudent

gehört ihm nicht an, er gehört seit Jahren zur Deutschen Freischar.

Sie sind mit dem Bau auf fast dreißig Meter Höhe gekommen, und der einzige sozialdemokratische Zimmermann fragt dort oben den Werkstudenten, ob er im Wehrwolf sei, was der wahrheitsgemäß verneint.

„Wi hefft di jümmer förn Keerl holen, ower dat du dine Gesinnung verleugnen deist, dat harrt wi nich vun di dacht", war die Antwort.

„Dat hest nich to me seggen sullt."

Da ist nun nichts mehr zu machen, die Beleidigung muß ausgetragen werden. Beide geben ihr Geschirr ab, die Kameraden nehmen es in Empfang und stellen sich, es sind elf oder zwölf Mann, an den Rändern der nicht ganz drei Meter breiten Gerüstauflage auf, damit die beiden Gegner in der Hitze des Kampfes nicht etwa die dreißig Meter herunterpurzeln.

Sie haben sich gleich zu fassen. Der Zimmermann ist größer, schwerer und stärker, der Werkstudent gewandter und besser durchtrainiert. Das gleicht sich mehr oder weniger aus, beide erhalten Hiebe, jeder gibt und nimmt, es ist ein langer und erbitterter Kampf auf den wippenden Brettern in bedenklicher Höhe, und er endet damit, daß die Gegner völlig erschöpft sind, nicht mehr weiter können und ermattet liegen bleiben.

Das Ansehen des Werkstudenten steigt seitdem, man hat ein paar Lagen und Schnäpse draufgesetzt, er wird nun wirklich als voll angesehen, und seine kommunistischen Kameraden nehmen ihn gegen die sozialdemokratischen Maurer und Eisenbieger in Schutz, wenn er seiner nationalsozialistischen Überzeugung halber angepöbelt wird.

Er lebt sich völlig ein in das Leben der Zimmerleute, die streng auf Tradition und Zunftgebräuche halten, von denen jeder seine drei Jahre und einen Tag auf Wanderschaft gewesen sein muß oder den einen Knopf nicht schließen darf. Er geht wie sie im breiten Kameruner, in Schnitthose und

Jacke, deren Knöpfe vorschriftsgemäß in Z-Form angenäht sind, wie sich das gehört, und er hat sein Geschirr im richtigen Charlottenburger. Seine Überzeugung wird geachtet, oft finden lange und hitzige Debatten statt, man hält im übrigen eine feste und gute Kameradschaft.

Das Fabrikgebäude ist fertig, der Werkstudent hat soviel verdient, daß er ein Wintersemester studieren kann, nachher, im Frühjahr kommt man wieder zusammen zum großen Umbau an der Alster.

Der Obmann ist ein Lothringer mit einem französischen Namen, er ist noch jung, er ist ein überzeugter, fanatischer Kommunist und hat schon mit achtzehneinhalb Jahren eine rote Hundertschaft im Kampf während des blutigen Aufruhrs an der Ruhr geführt.

Wir haben nichts gegen deine Gesinnung, nur darfst du nicht in die SA eintreten, war sein Standpunkt gegenüber dem Werkstudenten und damit der Standpunkt der andern.

Für den jungen Menschen war ein Entschluß schwer. Hier stand seine Überzeugung, dort seine Eltern, die infolge der andauernden Arbeitslosigkeit des Stiefvaters völlig von ihm abhängig waren. Die Mittel für die Familie und für das eigne Studium konnte er nur durch die gut bezahlte Arbeit als Zimmermann aufbringen, er verdiente nun über siebenzig Mark die Woche, in jedem andern Arbeitsberuf hätte er höchstens die Hälfte gehabt. Du mußt noch warten, tröstete er sich, du kannst auch hier im Sinne deiner Überzeugung wirken, indem du die andern beeinflußt und zu dir ziehst.

Ein schwieriger Tag kommt, wie da unten, an der Alster eine Abteilung vom Stahlhelm zur Abfahrt zu einer Tagung in vollem Gepäck antritt. Die Zimmerleute sind wütend über die Herausforderung, der Obmann tobt, brüllt, „hinauf auf den Bau!“ Die Maurer haben dort oben ihre Ziegel

geschichtet liegen, die sich glänzend dazu eignen, ein Bombardement auf die Lastwagen vom Stahlhelm zu eröffnen. Alle hetzen die Leitern hinauf, um sofort zur Tat überzugehen, nur der Werkstudent zögert, wie er nun auch dort oben steht.

„Und du willst Revolutionär sein?" sagt der Lothringer verächtlich, da er das Zögern ebenso bemerkt, wie es die andern bemerkt haben. Indem setzen sich die Lastwagen mit den Stahlhelmern in Bewegung, sie haben Glück, die wenigen Ziegel, die noch fliegen, erreichen sie nicht mehr.

Die Zimmerleute gehen mürrisch um den Werkstudenten herum, die Kameradschaft ist zum Teufel. Tagelang spricht keiner ein Wort mit ihm, er fühlt sich wie ausgestoßen und ist völlig vereinsamt. Stichelreden fallen, hämische Zurufe erklingen besonders aus den Reihen der sozialdemokratischen Maurer, die den Zwiespalt sofort bemerkt und mit Freude festgestellt haben. Immer sahen sie die Freundschaft des geistigen Arbeiters mit den robusten Zimmerleuten ungern.

Durch einen Zufall kommt das erste Gespräch wieder zustande. Beim Abreißen des alten Hauses findet sich ein Brett mit einer Inschrift auf der unteren Seite: „1865. Streik! Wir kämpfen für ein einiges, freies Deutschland!" Die Namen von drei Zimmerleuten sind darunter geschrieben.

„Auch damals waren wir Zimmerleute was Ordentliches", sagt der Lothringer mit Stolz zu dem Werkstudenten. Sie kommen in die erste Unterhaltung hinein, irgendwie wirkt doch die lange Gemeinschaft beim Bau, der Lothringer bietet seltsamerweise an, sie sollten doch Arbeitskameraden sein. Zimmerleute arbeiten immer zu zweit.

Sie sprechen sich weiter aus.

„Einen Beweis mußt du uns noch geben. Morgen ist Demonstrationszug gegen Brüning. Marschierst du mit uns hinter der roten Fahne, so erkennen wir an, daß du wirklich ein Revolutionär bist."

Was soll der Werkstudent tun? Soll er den nicht ausgesprochenen, aber doch vorhandenen Vorwurf der Feigheit auf sich sitzen lassen? Er überlegt sich, daß es schließlich gleichgültig sei, ob er mit der Kommune oder mit seiner Freischar gegen den schwarzen Kanzler marschiere, in der Wirkung sei es dasselbe.

„Du hast wohl Angst vor der Polizei, weil sie das letztemal mit dem Gummiknüppel gegen uns ging?" fragt der Lothringer weiter.

Das gibt den Ausschlag. Der direkte Vorwurf der Feigheit ist untragbar.

Der Werkstudent marschiert mit den Zimmerleuten im langen roten Zug direkt hinter der Fahne mit Hammer und Sichel. Die Polizei tritt nicht in Erscheinung, alles verläuft friedlich.

Das alte, gute Verhältnis ist wiederhergestellt. Dann kommt der Entschluß zum Streik der Zimmerleute, der in der Folge lange andauert. Gleichzeitig soll der Werkstudent aushilfsweise zu den Eisenbiegern versetzt werden, da davon einige ausgefallen sind.

„Das kann ich nicht annehmen, ich muß mit euch streiken", sagt der Werkstudent zum Lothringer. Er ist nicht organisiert, die Zimmerleute erhalten ihre vollen vierzig Mark Streikgelder je Woche.

Der Lothringer fragt nach den Familienverhältnissen. „Nein, du brauchst nicht mitzustreiken", entscheidet er, „arbeite als Eisenbieger für deine Familie."

Der Werkstudent merkt über alledem schon seinen Einfluß. Einer der Zimmerleute schwenkt von der KPD ab. Gewiß, er wird nicht gleich Nationalsozialist, er findet den entschlossenen Dreh nicht auf einmal, er wählt erst einmal volkskonservativ, vielleicht, weil ihm dieses Fremdwort gut gefällt.

Das nächste Mal ist er sicher bei uns. Selbst der Lothringer wird milder. Er lernt ein gesundes Hamburger Mädchen kennen, das mit beiden Beinen in der Wirklichkeit steht. Sie heiraten schnell, und er tritt von der Bühne des innenpolitischen Lebens weg. Er wird geradezu bürgerlich.

Der Werkstudent hat noch viel zu arbeiten, bis das Studium sichergestellt ist. Als Betonarbeiter, als Maurer, als schlechtbezahlter Landarbeiter und als Arbeiter einer Fabrik schlägt er sich durch, auch einmal für ein paar Monate als Zimmermann in einer großen Baukolonne. Dazwischen kommen dann die Semester auf der Hochschule.

Kommt er zur Arbeitsstelle, findet er Feindschaft und Ablehnung, man betrachtet mißtrauisch seine schmalen Hände, man will mit Werkstudenten nichts zu tun haben, gleich wird er gefragt, ob er in der SA sei. Er wird immer nur geduldet. Die echte, derbe Kameradschaft der zünftigen Zimmerleute findet er nicht wieder, er besucht einmal den Lothringer, der schon ein Kind hat, und er erlebt immer wieder allerlei an Verfolgung, wenn auch keine schweren Fälle von Terror. Er kann nicht in die SA, weil das Schicksal der ganzen Familie von ihm abhängt, er ist ein guter Nationalsozialist und wirbt gerade als mißtrauisch beobachteter Werkstudent, als geistiger Arbeiter durch Tat und Kameradschaft mehr, als er es durch Worte tun könnte. Erst nachdem sein Stiefvater nach entnervenden Jahren wieder eine Anstellung findet, kann er zur SA.

Darüber ist es sehr spät geworden, der Umsturz ist bereits erfolgt, und der Werkstudent ist das, was man einen Märzgefallenen nennt. Soll man deshalb bei ihm an seiner nationalsozialistischen Einstellung zweifeln oder ihn nicht für voll ansehen? Ich glaube nicht.

Das Geschick des Werkstudenten enthält keine großen und leuchtenden Taten, es ist stille und tapfere Kleinarbeit gewesen, er hat seiner Über-

zeugung halber allerhand an Schwierigkeiten überwinden und sehr oft sein Herz mutig in beide Hände nehmen müssen, wenn eine Lage kritisch wurde und die Tat forderte. — — —

Oft ist es Bestimmung gewesen, wie der eine früher, der andere später den Gang zur SA fand, den Gang in die braune Armee. Mancher, der spät kam, hat sein Päckchen getragen, mancher, der früh kam, hatte es leicht. Das eine ist dokumentiert, das andere nicht. Entscheidend ist dann der revolutionäre Schwung, der Geist, der vom Menschen ausgeht, und seine Wirkung. Seht ihm in die Augen, laßt ihn fünf Worte sagen, und ihr wißt, wer Revolutionär ist und wer nicht. — — —

Der Kampf um die Straße

Noch vor November 1923 ist es.

Der SA-Mann, der in Münchens Vorstadt zum Kameradschaftsabend gehen will, ist ein alter Kämpfer von der Westfront. Er ist sich seiner Kraft und seiner Kaltblütigkeit durchaus bewußt. Er weiß auch als einziger Nationalsozialist in einem großen Werk, was Betriebsterror, und als erster SA-Mann in dieser Gegend, was Straßenterror ist. Hier wird er oft genug bedroht und dort, in der Modellschreinerei der Gießerei, in der er Arbeit gefunden hat, hat er sich vielfach seiner Haut zu wehren. Man steht ziemlich gut gedeckt vor der langen Hobelbank, wenn man ein schweres Stemmeisen, mit dem man geradezu spielerisch umzugehen weiß, fest in den Händen hält und entschlossen ist, dem ersten besten der Belegschaft, die brüllend den Austritt aus der SA erzwingen will, den Schädel einzuschlagen, sobald Handgreiflichkeiten beginnen.

Es gibt viel Dienst. Fahrten mit dem Saalschutz in wunderschöne bayerische Städtchen, die der Idee des Führers erobert werden müssen. Schlimme Keilereien mit Stuhlbein und Messer. Dauernde Anpöbeleien von seiten der roten Bevölkerung dieser Vorstadt von Bayerns Residenz. Fahrt nach Koburg mit den Hundertschaften, die dort zum erstenmal die Straße vom

Nr. 36

An Schlageters Grab, Düsseldorf 1930

Nr. 37

Die SA am Grabe

Nr. 38 Treue um Treue

Nr. 39 Über Gräber vorwärts

marxistischen Terror befreien und der staunenden, erwachenden Bevölkerung zeigen, was nationalsozialistische Arbeiterfäuste leisten können. Man hat seine Erfahrungen gesammelt und sammelt weitere, immer gestützt vom Vertrauen in die eigne Kraft.

Der SA-Mann geht durch die enge Straße, die in einer Biegung am Berghang hinläuft. Er kommt an die Kneipe, bei der er weiß, hier heißt es aufpassen. Stimmengewirr ertönt, und zu den wenigen Gestalten, die vor der Tür stehen, kommen andere.

Erst sind es ein paar, dann ein Dutzend, hierauf etwa zwanzig.

Sie sehen, der SA-Mann ist allein, und der Augenblick ist günstig. Sie kennen ihn und wissen, daß er unversöhnlich im feindlichen Lager steht.

Sie gehen auf ihn los mit Knüppeln und Messern. Er, der in Schirmmütze und Windjacke gekleidet ist, wehrt sich erst mit den Fäusten und zieht schließlich, da es sehr ernst wird, sein Messer. Er hat gleich zu Anfang von hinten einen Schlag über den Schädel erhalten, und das Blut strömt ihm über den Kopf und in den Nacken.

Fast von Sinnen und einer Ohnmacht nahe regiert sein Wille den Körper zur Gegenwehr. Er sticht zu, nicht einmal, nein, immer wieder in jede Gestalt, die in Stichweite kommt. Er schafft sich Luft und steht wie ein verwundeter Bulle auf der Straße, während die zahlreichen Gegner sich mit ihren Verwundeten zurückziehen, um die nahe Polizeiwache zu erreichen.

Dann geht auch der SA-Mann, kaum seines geschundenen Körpers mächtig, schwankend die Straße hinunter. Der Schädel brummt, und der ganze Rücken ist naß und klebrig vom fließenden Blut. An der nächsten Straßenecke kommen ihm zwei Schutzleute in Begleitung eines Radfahrers entgegen, in dem er einen der Angreifer erkennt.

Er wird von der Polizei trotz seines Zustandes roh angepackt und schüttelt die Griffe ab. Es drängt ihn, sein Messer wieder zu ziehen und sich gegen

die unerhörte Vergewaltigung zu wehren, er hat jedoch noch soviel Überlegung, sich zu sagen, daß Widerstand gegen die Staatsgewalt einen üblen Ausgang nehmen werde.

Er wird zur selben Wache geführt, wo die roten Genossen verbunden werden, und stellt mit Befriedigung fest, daß es sich um eine ganze Reihe handelt, die von seinem „Zahnstocher" geritzt oder verletzt wurden.

Was macht man mit ihm? Den SA-Mann verbinden? Nein, kommt nicht in Frage.

Man nimmt ein Protokoll auf. Die Roten lügen, daß sich die Balken biegen und selbst ihre Freunde von der Polizei zweiflerische Gesichter machen, und der SA-Mann wird in eine Zelle eingesperrt, während diejenigen, die ihn angegriffen haben, ihrer Wege gehen können.

In der Zelle bleibt der SA-Mann bis zum nächsten Morgen und wird dann zum Polizeipräsidium gebracht. Anderthalb Tage sitzt er wiederum dort in einer Zelle, und hier bewilligt man ihm endlich auch einen Arzt, der die Wunden behandelt, die inzwischen ein übles Aussehen angenommen haben.

Immerhin, in der gerichtlichen Verhandlung wird ihm Notwehr zugebilligt, und er wird freigesprochen.

Von da an hat er Ruhe. Er hat sich ganz allein und für sich die Straßen erobert, die er täglich zu gehen hat. Die Roten wagen sich nicht mehr an ihn heran. So sehr sie ihn hassen, so fürchten sie ihn. —

* * *

Es ist ein bitterkalter Wintertag. Schnee liegt in den Straßen, eine matte Sonne steht am Himmel, und die SA will in ein Viertel marschieren, das als kommunistische Hochburg gilt. Ja, sie hat es bereits angesagt.

Der Scharführer sitzt noch an der Maschine, es hilft nichts, die Arbeit muß vorher fertig werden und zur Post, die Zeit langt nicht, ins Sturmlokal zu gehen, er muß direkt zum Sammelplatz der Standarte. Die Not im Hause ist groß, hier ist Gelegenheit, mit der Übersetzung ein paar Mark herauszuschlagen, und jede Gelegenheit muß benutzt werden, da sie selten ist. Als Nationalsozialist hat man wenig Aussicht, in seinem Beruf Beschäftigung zu finden, zufällig kann man eine fremde Sprache und hat von dem rührigen Ortsgruppenleiter den Auftrag zur Übersetzung des Manuskriptes erhalten.

Die Maschine klappert, und es klingelt. Die Frau des Scharführers macht die Tür auf und hat einen Rotfrontler vor sich stehen, der zwei Stück der roten Fahne und zwei Aufrufe in der Hand hält. Der Mann sieht ganz gut aus.

„Wollen Sie, meine Dame, heute nicht ausnahmsweise einmal eine rote Fahne kaufen und besonders den Aufruf der KPD sehr genau lesen? Ich empfehle Ihnen das letztere dringend. Ich weiß, Ihr Mann ist SA-Mann und ... ich möchte Sie warnen."

Irgend etwas veranlaßt die Frau, die Zeitung zu kaufen und das Flugblatt zu lesen. Ist doch dieser Tag ein Tag, an dem ein entscheidender Schlag gegen die rote Straße geführt werden soll.

„Paß gut auf", sagt sie zu ihrem Mann, der endlich fertig ist mit seiner Arbeit. Er überlegt noch, wo der Brief am besten eingesteckt wird. Dann, auf der Straße, schwankt er einen Augenblick. Vielleicht langt die Zeit doch noch dazu, ins Sturmlokal zu gehen? Nein, sagt er sich, du gehst nun gerade zu diesem Briefkasten im Kietz und direkt zum Antrittsplatz der Standarte. Der andere Weg, der übers Sturmlokal, ist fraglos sicherer. Aber weil er sicherer ist, kannst du als Scharführer ihn gerade heute, nach der Warnung, nicht gehen.

Der Scharführer ist alter Soldat, weit älter als fast der ganze Sturm. Er geht, steckt den Brief ein, und dort, in der ziemlich berüchtigten Straße, trifft er die Frau eines seiner Männer.

Sie ist eine tapfere Frau mit erwerbslosem Mann und zwei erwerbslosen Söhnen im Hause. Sie arbeitet als Aufwartung, mal hier für fünfzig Pfennig die Stunde, mal dort für nur vierzig. Sie ist verblüht in diesen Jahren der Schufterei, in der engen, kalten, feuchten Wohnung von Küche und winziger Kammer für vier erwachsene Menschen, die nicht wissen, was mit ihrer Zeit beginnen.

Die Frau steht auf dem Bordstein, der Scharführer vor ihr, mit dem Rücken zur Häuserfront. Wie er sich umblickt, kommen hintereinander, in unregelmäßiger Gliederung und anscheinend nicht zusammengehörig, sieben Männer, die alle gut gekleidet, ohne Abzeichen und unverdächtig sind.

Der Scharführer wendet sich wieder der Frau zu, blickt auf die Uhr und will sich verabschieden.

Ein fürchterlicher Schlag über den Schädel, jäh von hinten geführt, läßt ihn schwanken. Fast schwindet ihm die Besinnung.

Er dreht sich herum und erhält einen wuchtigen Hieb mit einem Schlagring auf die linke Schulter. Der Arm hängt gelähmt herab.

Mit der Rechten wehrt er sich gegen die sechs Mann, die über ihn herfallen. Der siebente steht an der nächsten Ecke.

Blut läuft ihm übers Gesicht, in die Augen. Fast blind teilt er Faustschläge aus, haut hier in ein brutales Gesicht, dort unters Kinn. Wäre er nicht sportlich geschult von Jugend auf, läge er längst auf der Erde. Im Unterbewußtsein fühlt er, liegst du erst einmal, so bist du erledigt, dann trampeln sie auf dir herum.

Nr. 40

Für den Führer!

Nr. 41

Der Kampf um die Straße

Nr. 42

SA trauert um ihren von Belgiern im Jahre 1923 erschossenen Kameraden Ludwig Knickmann

Nr. 43

Staatsbegräbnis für verunglückte SA-Männer in Bochum 1933

Er bekommt etwas Bewegungsfreiheit, da einer der Angreifer zurücktaumelt.

„Du verfluchter Hund!" Er gibt ihm einen Kinnhaken. Die Angreifer flüchten, vielleicht weil sie sehen, wie das Blut über Brust und Rücken läuft. Mit Überraschung bemerkt der Scharführer, daß er das Feld behauptet hat. Er dreht sich herum. Sieben andere kommen auf ihn zu. Wie er sich blutüberströmt und halb benebelt gegen sie wendet, weichen sie aus und laufen davon.

Eine Taxe kommt. Der Scharführer winkt, rasch hinterher. Sie fahren um die nahe Kirche herum und erblicken niemanden mehr.

Der Scharführer ist nun einer Ohnmacht sehr nahe. Er beißt die Zähne zusammen. „Zur Rettungsstelle", sagt er. Der Fahrer weiß nur ungefähr, wo sie ist. Am Platz steht ein Schupo.

Er betrachtet kalt den Scharführer, der zusammengekauert neben dem Fahrer hockt, fast unkenntlich vor Blut.

Auf die Frage, wo die Rettungsstelle sei, zuckt er die Achseln. „Weiß ich nicht."

Sie ist knappe zweihundert Meter entfernt, ein Passant gibt die Auskunft, die der marxistische Schupo nicht geben will.

Wir werden euch das eines Tages austreiben, denkt der Scharführer, während er gewaschen und verbunden wird. Dann fährt er zum Antrittsplatz und meldet sich zum Dienst. —

* * *

Der junge Mann hat seine Freundin nach Hause begleitet, und es ist Mitternacht. Hier draußen, am Rande der Großstadt, brennen nahe dem Bahnübergang wenig Laternen.

Es ist heute spät geworden. Aber was soll man zu Hause? Jetzt, im Sommer der letzten Verbotszeit?

Erst der heimliche Dienst, dann der Bummel mit dem Mädchen. Schlafen kann man immer noch, man hat ja so viel Zeit. Gerne gesehen ist man zu Hause schon lange nicht mehr. Der Vater brutal im tiefen Haß des proletarischen Marxisten, die Mutter vergrämt und keifend. Hätte man nur Arbeit! Um endlich aus dem Elend der Tage herauszukommen!

Und zu essen gab es zu Hause auch nicht genug. Gut, daß das Mädchen manchmal etwas mitbringen kann. Sie ist ordentlich und sauber. Immer hat sie ein gutes Wort und eine gute Geste.

Sobald du Arbeit hast, wird geheiratet, denkt der SA-Mann.

Er geht die Straße entlang in der Richtung zur Wohnung der Eltern und biegt um die Ecke. Drei Mann kommen ihm entgegen. Der große Dicke, ist das nicht der kommunistische Verwandte von Vater her? Der geht so, daß er den SA-Mann streifen muß.

Sollst du abbiegen oder weglaufen? Nein. Das darfst du nicht und kannst du nicht, sagt sich der SA-Mann.

Er geht hart heran.

Der Große packt ihn mit jähem Griff riesiger Fäuste um den Hals, schüttelt ihn, drückt ihm die Luft aus, bevor Gegenwehr möglich ist. Schlaff sinken dem jungen, schlanken SA-Mann die Arme herunter.

Zischende Rufe erschallen. „Loslassen! Loslassen!"

An der Ecke, knapp zehn Meter entfernt, stehen zwei Kameraden, die Pistolen in der Hand. Auch die beiden andern Kommunisten haben gezogen. Der Große schwenkt den SA-Mann so, daß die Kameraden nicht schießen können, geht mit ihm langsam aus dem Schein der Laterne heraus.

Plötzlich läßt er ihn fallen, schon im Fliehen. Drei Gestalten verschwinden über den Bahnübergang, eilen in eine Kneipe, die ihnen Schutz gewährt.

Der SA-Mann atmet auf. Langsam legt sich der Schleier, der ihn umfing.

„Siehst Du, mein Junge, so geht's, wenn man nicht aufpaßt."

Der Scharführer sagt das tadelnd.

„Wären wir nicht die Streife gegangen und rechtzeitig gekommen, lägst Du tot im Rinnstein. Was hast Du überhaupt hier verloren, in diesem Viertel? Bist wohl nicht ganz richtig im Kopf, was?"

Sie machen einen Umweg und kommen von der andern Seite in die Nähe der Kneipe. Bäume und Buschwerk am Straßenrand verdecken sie.

Hier ist die Gefahr, die von der Polizei droht, nicht so groß, wie drüben, vor dem Bahndamm, nach der Stadt zu. Hier kann man in wenig bebautes Gelände verschwinden.

Sie lauern. Der andere SA-Mann meint, es sei wohl doch nichts mehr zu machen. „Nein", antwortet der Scharführer, „ich lasse keinen meiner Männer mißhandeln."

Endlich kommt der Große aus der Kneipe, begleitet von einem andern Mann. Vorsichtig spähen sie erst umher, dann gehen sie weiter.

Lautlos folgen die SA-Männer auf dem weichen Fußweg neben der Straße. Vor dem Bahnübergang ist es hell genug, sie können die Entfernung gut einschätzen.

In drei oder vier Sprüngen sind sie über den beiden. Der eine flieht. Daran liegt nichts. Der Große ist es, der Dresche haben muß. Und er bekommt sie mit Schulterriemen und Koppel, wie sich das gehört. Er brüllt wie ein Stier, man hört die Polizei kommen und flüchtet.

„Du kommst mit mir mit“, sagt der Scharführer zu dem jungen SA-Mann, „nach Hause kannst Du doch nicht. Morgen sehen wir weiter.“ —

* * *

Durch den eisernen Hagel des Weltkrieges ist der schlesische Kohlenarbeiter gegangen; er hat im Westen gekämpft und im Osten, und erst gegen Ende des Völkerringens hat es ihn erwischt. Mit schwerem Brustschuß lag er während der Zeit der sogenannten Revolution im Lazarett, und als er dann in seine Heimat zurückkam, sah es übel aus. Polnische Insurgenten, Marxisten in verschiedenartigster Schattierung, vom radikalsten Kommunemann bis zum schon gemästeten, sozialdemokratischen Bonzen, daneben feiges Bürgertum, und in alledem die ersten Gruppen jener Männer, die sich verzweifelt gegen die Not des Landes stemmten, verfolgt und verfehmt von der eignen Regierung.

Grenzschutz — Landesschütze — Annaberg — waren dem Kohlenarbeiter folgerichtige Merksteine auf seinem Wege zur SA des Führers. Zäh, schwerfällig und unverdrossen tat er das, was er tun mußte. Furchtlos, in unerschütterlicher Überzeugung vom dereinstigen Sieg handelte er.

Er ging durch den Betriebsterror der Grube und kämpfte in den Freistunden weiter. Im einfachen Sinn seiner Seele kannte er weder Kompromisse noch Halbheiten. Der Ältesten einer, tat er als schlichter SA-Mann seinen Dienst, warb er und rang er um die Herzen seiner Kumpels im feindlichen Lager. Immer sah er in ihnen den irregeleiteten, deutschen Menschen, den es von trügerischem, fremdstämmigem Gedankengut zu heilen galt. Glühend jedoch haßte er alle, die nicht zu bekehren waren, die landesverräterisch Hammer und Sichel über deutschen Landen wünschten.

Der Führer und Stabschef Lutze beſichtigen die Oldenburger SA 1931

SA vor dem Führer in Gladbeck

Marburger SA auf dem Parteitag in Gera 1930

Die Fahnenschar des Sturmes 4 mit der ältesten Sturmfahne des Gaues Hessen=Nassau

Er wurde als gefährlicher Gegner erkannt. Seine entschlossene Kaltblütigkeit rettete ihm dreimal das Leben, als ihm draußen, auf dem Wege vom kleinen Städtchen zur Wohnung in der Kate außerhalb, aufgelauert worden war. Die Wunden, die er bei den wilden Schlägereien empfing, stärkten seinen Willen, machten ihn nur noch verbissener.

Es nutzte nichts, daß die Kameraden ihn beschworen, in das Städtchen selbst zu ziehen, um den Weg nach draußen mit seiner ständigen Gefahr zu vermeiden. Er lachte ob der Warnungen, die sie ihm gaben. Fanatisch trotzte er allen Drohungen. Es wäre ihm Feigheit gewesen, nachzugeben, auch nur das Zugeständnis zu machen, die Wohnung zu wechseln. Er mußte den harten Gang gehen, den ihm sein Schicksal vorgezeichnet hatte, und er mußte sich treu bleiben in seinem heißen Glauben.

Er sitzt nun am Abend mit etlichen Kameraden beim bescheidenen Glase Bier. Er ist ein mäßiger Mann, der dem Alkohol keineswegs zugetan ist. Er raucht seine Pfeife und unterhält sich in seiner überlegenden, zurückhaltenden Art. Für ihn gibt es nicht viel zu sagen, für ihn ist alles ganz einfach, klar und sicher, und oft begreift er nicht, weshalb andere viele Worte machen. Er ist stets für die Tat.

Zeitig tritt er den Weg nach Hause an, muß er doch früh heraus zur Schicht. Die schwere Arbeit verlangt Schlaf und die lauernde Umgebung feindlicher Arbeitskollegen frische, ständig wache Sinne.

Einer seiner Kumpels geht mit ihm, er wohnt halbwegs zu dem niedrigen Häuschen da draußen, eine knappe Viertelstunde entfernt. Das Städtchen ist weit auseinandergezogen, einzelne Bauten stehen auf freiem Gelände, und Hügel, Bäume und Wegebiegungen machen die Übersicht schwierig.

Jäh erfolgt der Überfall von fast fünfzig Roten und Insurgenten, denen unser Kohlenarbeiter nur allzu gut bekannt ist. Er wie sein Kumpel sind in Zivil.

Steine fliegen und Pistolen krachen. Besonders die Insurgenten, die genau wissen, daß das Hakenkreuz für Deutschlands Sache kämpft, haben reichlich Waffen.

Die beiden SA-Männer fliehen. Hier, gegen die erdrückende Übermacht, hilft keine Gegenwehr.

Sie erreichen das Städtchen, verfolgt von der brüllenden, tierischen Meute, und der Polizist, der da im Licht der Laterne steht, sieht tatenlos zu. Der Kumpel erreicht um die Ecke herum ein schützendes Haus, der Kohlenarbeiter aber fällt mit glattem Kopfschuß. In folgerichtiger Tragik eines harten, stets kämpferischen Lebens bringt er dem Führer das letzte Opfer mit seinem Blut.

Daß der Schupo einen Bauchschuß erhielt und daran starb? Daß der Kumpel verhaftet und zu jahrelangem Gefängnis verurteilt wurde? Daß ein jüdischer Untersuchungsrichter Kommune, Insurgenten und Reichsbanner tagelang Zeit gab, die Beweise ihrer Täterschaft zu vernichten und daß sie dann samt und sonders freigesprochen wurden?

Das sind Zeichen jener Zeit, die im einzelnen nicht hierher gehören. —

* * *

Der junge Bäcker und SA-Mann hat bei seinem sozialdemokratischen Meister merkwürdigerweise noch immer Arbeit. Irgendwie ist seine Zugehörigkeit zur SA verborgen geblieben, sonst wäre er längst geflogen. Er ist der einzige Geselle, und dieses erleichtert ihm, zu verbergen, daß er Nationalsozialist ist.

Gewiß, es ist schwer, abends Dienst zu tun und doch schon spätestens um vier Uhr in der Frühe am Backtrog zu stehen. Es ist doppelt schwer für einen jungen, nicht allzu kräftigen Menschen, der seinen guten und ausreichenden

Schlaf braucht, der sich an sich überhaupt nicht für den Beruf eines Bäckers eignet.

Der Saalschutz an diesem Abend der Ortsgruppe ist leicht, weil diese Gegend der Großstadt ungefährlich ist. Die Festsäle liegen in einer Verkehrsstraße mit zahlreichen Kraftwagen, Omnibussen und Elektrischen unweit einer Polizeistation.

Gewiß, Kommune und Reichsbanner beherrschen immer noch mehr oder weniger die unmittelbar angrenzenden Häuserblöcke, aber hier, im Hellen der starken Bogenlampen und Laternen wagen sie nichts zu unternehmen, es sei denn, daß sie einmal einen plötzlichen Vorstoß unternehmen, der dann nicht unschwer zurückgewiesen werden kann.

Hier ist die Polizei viel mehr zu fürchten. Gerade hier herrscht ein Hauptmann als Reviervorsteher, dem es eine ganz besondere Wonne ist, SA und Parteigenossen in jeder nur erdenklichen Weise zu schikanieren.

Man steht vielleicht noch vor dem Eingang zu den Festsälen, um auf Bekannte zu warten, und schon wird geschnauzt: „Weitergehen!" Es ist ein harmloses Wort, jedoch jeder SA-Mann weiß, daß der Gummiknüppel sofort folgt.

Ohne jedes Verständnis dafür, daß schließlich eine Frau ihren Mann, eine Braut ihren Freund, die SA ihre Kameraden erwartet, tobt sich die Polizei befehlsgemäß willkürlich aus und sieht da drohende Massen in gefährlichem Aufruhr, wo friedliche deutsche Menschen harmlos herumstehen.

Der SA-Trupp kommt ziemlich geschlossen heraus und geht in aufgelöster Ordnung auf dem breiten Bürgersteig, der aus Trottoir, Rasenstreifen mit schönen, alten Bäumen und breitem Weg besteht. Unser Bäckergeselle ist mit dabei.

Ohne Hupensignal fegt bereits das Überfallkommando heran. Die Beamten haben sofort die Gummiknüppel in der Hand und sperren den Bürgersteig ab.

Der SA-Mann, der auf Befehl des Truppführers die Nummer des Wagens feststellen soll, erhält prompt einen Schlag über Rücken und Schädel, wie er nahe an den Wagen herantritt. Ja, es ist dies die Zeit, in der die SA völlig vogelfrei ist, in der sie behandelt wird, wie Negersklaven niemals behandelt wurden oder werden.

Es heißt auch sofort und sehr energisch: „Hände hoch!" Niemand weiß, weshalb, es ist ja nichts geschehen, es fand bestimmt keine Ansammlung statt, alles ist ruhig und harmonisch verlaufen, und man trudelte ohne Gesang und aufgelöst über die Straße.

Bei den älteren SA-Männern wird gleich zweimal untersucht, sie werden besonders gründlich abgetastet, und natürlich ärgert sich die Polizei, daß nicht eine einzige Schußwaffe gefunden wird. Pistolen und Revolver haben die Frauen und Bräute der SA längst in ihren Handtaschen.

Der Bäckergeselle besitzt ein Taschenmesser, es ist ein kleines, durchaus ungefährliches Federmesser von nicht ganz zwölf Zentimetern Länge. Es hat zwei Klingen, eine kleine und eine große; keine davon kann feststehen und als Stichwaffe gebraucht werden.

Die Polizei ist heute besonders mürrisch und böse.

Das Taschenmesserchen dient ihr als Vorwand, um wenigstens ein Opfer zu finden. Mit rohen Griffen wird der Bäckergeselle auf den Wagen verfrachtet und zunächst einmal zum Revier gebracht. Dort sitzt er stundenlang.

Andere, die eingeliefert werden, kommen zur Vernehmung und können gehen. Um den SA-Mann kümmert sich einfach niemand. Er erhält weder Wasser noch Nahrung noch eine Antwort auf eine Frage.

Später macht man mit ihm eine Spazierfahrt zum Polizeipräsidium. Es ist vollkommen zwecklos, daß sich der Sturmführer empört die Mühe macht, zu protestieren und alle möglichen Dienststellen anzurufen. Man antwortet nicht und hängt ab.

Der Bäckergeselle sitzt in seinem Loch. Er wird nach Feststellung seiner Personalien weder vernommen noch irgendwie befragt oder beachtet. Man hat ihm jedoch sein gefährliches Taschenmesserchen abgenommen.

Morgens um vier Uhr wird die Tür aufgeschlossen, er wird an den Ausgang geführt und entlassen. Er macht einen nutzlosen Versuch, sein Messer zurückzufordern. Es ist nach Auffassung der Beamten eben doch eine Waffe in den Händen eines SA-Mannes.

Er steht dann lange vor Anbruch der Morgendämmerung eine Marschstunde entfernt von Wohnung und Arbeitsstelle, er hat kein Geld, um zu fahren, und er trottet, beschimpft und angemeckert vom Gesindel der Straße, müde und hungrig nach Hause.

Um halb sechs Uhr erscheint er, nachdem er sich umgezogen hat, auf der Arbeitsstelle. Der Meister hat schon auf irgendeine Weise erfahren, was sich zugetragen hat.

„Für einen Faschisten, der auch noch zu spät kommt, habe ich keine Arbeit mehr."

Der SA-Mann geht. In ihm ist nicht einmal persönlicher Haß auf den feisten Meister, nur Verachtung. Er weiß, dies ist der Weg der SA, er weiß, auch sein bescheidenes Schicksal ohne jede Heroik ist ein Opfer; er weiß, er wird den Hungerriemen enger schnallen müssen, bis die Karenzzeit vorbei

ist und Unterstützung ausgezahlt wird; er weiß, nun muß die Braut noch länger warten, vielleicht ein Jahr, vielleicht zwei oder drei, und wenn er wütend ist, so ist es eigentlich nur des verlorenen Messers halber. Woher soll er jetzt das Geld nehmen, um sich ein neues zu kaufen?

Nachher überwiegt trotz des Elends der jähen und unerwarteten Arbeitslosigkeit das Gefühl, frei zu sein für den Kampf, der nun einmal bitter und erbarmungslos in Menschenschicksale, auch in kleine, unbedeutende Menschenschicksale eingreift und sie wahllos und doch zu einem bestimmten revolutionären Zweck gestaltet. —

* * *

Die SA marschiert heute. Jawohl, sie hat nun, dicht vor der Wahl, die Erlaubnis der hohen Obrigkeit erhalten, man hat ihr Zeit und Marschroute ganz genau vorgeschrieben und hat ihr verboten, zu singen. Singen ist außerordentlich gefährlich für die Sicherheit und den Bestand der Republik. Daher darf die SA nur marschieren und atmen. Die Stürme dürfen sich nicht einmal geschlossen sammeln und zum Antrittsplatz der Standarte begeben. Nein, das gehört sich nicht. Man ist es Reichsbanner und Kommune schuldig, die Vorschriften des Gesetzes möglichst eng zu fassen, damit die SA nicht übermütig wird. Und besonders ist man es der allgewaltigen, jüdisch-demokratischen Presse schuldig, die böse SA im Zaume zu halten.

Es ist ein trüber Wintertag; es rieselt langsam herunter und geht bald durch das dünne braune Hemd und die mangelhafte Unterwäsche. Die Hände werden klamm und geschwollen, und die Fahnenträger lösen sich oft ab, da sie die Stange immer nur kurze Zeit halten können.

Man marschiert auf den merkwürdigsten Umwegen. Unter dem Vorwand, den Verkehr an wichtigen Kreuzungen nicht zu stören, werden alle Viertel sorgsam umgangen, in denen Juda und marxistisches Bonzentum neben der

Reaktion thronen. Die unfeine und rohe, revolutionäre und gewaltsame SA gehört nicht in gepflegte, hochherrschaftliche Stadtteile, wo stark geschminkte Damen am Sonntag vormittag in echten und kostbaren Pelzen, umgeben von einer Wolke Pariser Parfums, promenieren, wo sich Galizier, die sich am Lebensmark des deutschen Volkes zu schwindelhaftem Reichtum emporschwangen, in eleganten, teuren Luxuswagen spazieren fahren lassen und wo die Creme der Demokratie bestimmend herrscht, die Presse, Theater und Kunst unter ihrer artfremden Fuchtel hält.

Es tut gut, in der Kälte singen zu können. Es macht warm, wenn die Lungen arbeiten können. Nun, da nicht gesungen werden darf, wird gepfiffen. Man kann Kampflieder sehr schön pfeifen.

Auch das Pfeifen von Kampfliedern gefährdet die Republik. Wenigstens denkt der Polizeimajor so, der mit einem starken Aufgebot mitfährt, nicht etwa, um die SA zu schützen, sondern um auf sie und auf etwaige Ausschreitungen von ihrer Seite aufpassen und wenigstens etliche der SA zur Strecke bringen zu können.

Es nutzt nichts, daß der Standartenführer mit dem Major redet und sich auf den Buchstaben des Gesetzes bezieht. Das Pfeifen wird verboten.

Auch gut, denkt die SA und beginnt zu summen. Ob das ebenfalls verboten wird?

Der Major bekommt einen dunkelroten Kopf. Er flitzt mit seinem schönen Dienstwagen zu dem Standartenführer. Die ganze Kolonne muß halten. Eine erregte Unterhaltung folgt. Es hilft alles nichts, entweder wird das Summen eingestellt oder der Zug wird aufgelöst.

Es wird eingestellt. Wenigstens haben wir den Hund geärgert, sagen die SA-Männer und grinsen.

Der Marsch geht weiter.

SA-Männer in Zivil begleiten ihre Stürme auf dem Bürgersteig. Es sind derbe Jungens, die Bescheid wissen. Sie tragen keine Abzeichen und greifen da ein, wo die SA in Uniform nichts tun darf. Sie greifen sich jeden, der ein Schimpfwort gebraucht. Ein Schlag mit der Faust, von der Seite unters Kinn geführt, erstickt das Wort im Mund. In der Menschenmenge verschwindet man leicht und schnell.

Sie sind notwendige Begleitung. Denn wenn SA-Männer aus der Kolonne herausspritzen, um sich zu wehren, greift die Polizei sofort ein, und der Zweck des Ummarsches, die Propaganda, ist nicht erreicht.

Die Spitze biegt in Hauptstraßen roter Viertel ein. Wüste Gestalten sammeln sich. Die Seitenstraßen strotzen von roten Fahnen. Jedes Stockwerk hat mehrere herausgehängt. Die Polizei riegelt ab. Lieber wäre es der SA, sie würde es nicht tun, und sie selbst könnte da aufräumen, wo Moskau herrscht. So marschiert sie stumm und verbissen vorbei.

Es kommt zum Platzen. Die Kommune stößt vor, versucht, nachdem sie die dünne Kette der Schupo gesprengt hat, mit aller Kraft, die SA-Kolonne zu stürmen und auseinanderzureißen.

Reichsbanner ist hier nicht zu sehen. Seine Mannschaften sind meist zu feige, um derart aktiv einzugreifen und sich auszusetzen.

Rotfront greift erbittert an, mit wütendem, blindem Haß. Selbst Frauen und Mädchen sind leidenschaftlich dabei. Es sind Wellen von verhetztem Gift, die heranbranden.

Ein wahnsinniges, tobendes Handgemenge entsteht. In wenigen Sekunden wälzen sich Menschen durcheinander, krampfhaft ineinander verbissen. Die Überfallwagen der Polizei, die vorne und hinten sind, rasen zur Mitte, wo der Hauptkampf tobt. Die ganze Straße ist eine Masse von brüllenden,

Aufmarsch und Fahnenweihe der Hamburger SA in Bergedorf bei Hamburg 1931

Dampfende Gulaschkanonen sind immer Freunde der SA



Der Marsch durchs Brandenburger Tor (30. Januar 1933)

schlagenden Menschen. Einige Schüsse fallen. Vergebens rufen SA-Führer der Polizeiverstärkung zu, zurückzubleiben und der SA die Arbeit zu überlassen.

Die Beamten stürmen mit Gummiknüppel und Pistole. Sie hauen auf die SA-Männer ein, wahllos ins Gesicht, über den Kopf oder den Rücken, und wundern sich dann darüber, daß die SA sich wehrt, daß etlichen Beamten der Tschako eingeschlagen, daß andern der Gummiknüppel entwunden und übers Kreuz gehauen wird. Gewandt löst sich die SA von den Beamten, sobald die Kommune flüchtet, stürmt dieser nach und wird wiederum von den Beamten verfolgt.

Die Pfeifen der SA-Führer schrillen, rufen die erregten Männer zurück. Rettungswagen eilen herbei, um die Verwundeten aufzulesen. Ein Rotfrontler liegt stöhnend und von Blut überströmt auf der Erde. Ihn nimmt man zuerst. Die SA-Männer, die offene Wunden haben, lassen sich von ihren Sanitätern verbinden. Was sollen sie auf einer Rettungsstation mitten im rötesten Viertel? Wie sollen sie von da allein oder zu wenigen ungefährdet nach Hause kommen?

Die Kolonne ordnet sich, nach Protesten von seiten des Standartenführers geht es doch noch weiter. Der Polizeimajor wollte auflösen, jedoch er sieht ein, daß zweitausend SA-Männer, die nicht in geschlossener Kolonne gehen, weitere Ausschreitungen herausfordern würden.

Aber SA-Männer und Führer haben sich genau gemerkt, welche Polizeioffiziere und -mannschaften es waren, die hier wie die Irrsinnigen tobten und nicht gegen die Angreifer, sondern gegen den Angegriffenen vorgingen. Man wird sie eines Tages wiedererkennen und zur Rechenschaft ziehen, und man wird sehr genau unterscheiden, wer menschlich seine Pflicht tat und wer sich stattdessen auf die SA stürzte. — — —

Propaganda

Wieder einmal stehen Wahlen bevor, und die SA arbeitet unverdrossen und hart.

Morgens, noch bei völliger Dunkelheit, nach wenigen Stunden Schlafes, trifft sich der erwerbslose Teil des Sturms vor der Geschäftsstelle der PO. Dicke Packen von Flugblättern liegen herum.

„Wieviele gibt es heute?" fragt der Sturmführer.

„Nicht viel", ist die Antwort, „nur viertausend."

Der Sturmführer rechnet.

Ist es mit den sechzig Mann zu schaffen? Zehn Mann als Stoßtrupp gesammelt und einsatzbereit, die übrigen fünfzig Mann so eingeteilt, daß immer zwei die Treppe hinaufgehen und einer Schmiere steht, um den Stoßtrupp sofort benachrichtigen zu können, wenn etwas los ist. Nein, es sind doch zu viele Flugblätter, denn der Häuserblock, der heute bearbeitet werden soll, gehört zu einem der berüchtigsten Viertel. Vorne wohnen freilich überwiegend unbelehrbare und harmlose Bürger, hinten jedoch schlimmste Kommune.

„Nein, mehr als dreitausend schaffen wir nicht."

„Auch gut, behalten wir sie für die Straßenpropaganda am hellen Tage. Damit fangen wir sowieso um zehn Uhr an, und auf tausend mehr oder weniger kommt es nicht an."

Die Männer sind alle in Zivil. Manche sehen sehr räuberhaft aus. Es ist gut, wenn man für Kommune gehalten werden kann, dann gewinnt man mitunter Zeit, bevor man erkannt ist. Und heute, in den berüchtigten Straßen, geht es fraglos hart auf hart.

Waffen hat niemand bei sich. Das heißt, der Sturmführer hat wohl doch, trotz des Risikos, seine Puste in der Tasche. An ihn wagt sich selbst die Bonzenpolizei nicht so recht heran.

Sie schieben los, schon so eingeteilt, wie es die Straßenzüge erfordern. Es ist kalt, matt brennen die Laternen, und die Häuser sind verwahrlost.

Totenstill liegen die Straßen, selten klappern die Kannen eines Milchwagens. Bäcker und Zeitungsjungen oder -frauen sind unterwegs. Natürlich, hier, in dieser verhetzten Gegend, werden nur kommunistische und marxistische Blätter ausgetragen.

Die erste Straße ist noch verhältnismäßig leicht, da immer nur ein Hinterhaus vorhanden ist. Um die Ecke herum wird es anders. Hier ist der richtige Kietz der Kommune. Fast jedes Haus hat zwei Höfe mit je zwei oder gar drei Hinterhäusern. Eine Hausnummer umfaßt vielfach sechzig Wohnungen, da immer drei auf einem Flur liegen.

Die Treppen sind abgenutzt und ausgetreten, Tapeten hängen zerfetzt an den Wänden des Aufgangs. Der Hauswirt läßt nichts ausbessern. Niemand der Wohnungsinhaber zahlt Miete selbst, immer ist es die Wohlfahrt, die eintreten muß. Und wer durch Schwarzarbeit oder auf dem Wege des Verbrechens Geld verdient, zahlt erst recht nicht. Wehe dem Beamten, der etwa bei der Auszahlung der Unterstützung Schwierigkeiten machen würde.

Er erhält Prügel und fliegt obendrein noch auf die Straße. Aber die meisten Beamten sind rot und zahlen das Geld des Staates willig an ihre Schäflein aus. Ist einer nicht rot, so ist er auf sich selbst gestellt.

Die SA-Männer kennen die Straße und wissen, welche Häuser besonders kritisch sind.

Hier, in den Höfen des großen, grauen Hauses, muß eine Kette von drei guten Schlägern stehen, die Augenverbindung zum Stoßtrupp halten.

Flinke junge Männer eilen die Treppe hinauf. Wer den Kram kennt, fängt immer oben an. Beginnt man unten, so kann jemand, von dem man es keineswegs wünscht, vorzeitig aufmerksam werden und Haus und Nachbarschaft alarmieren.

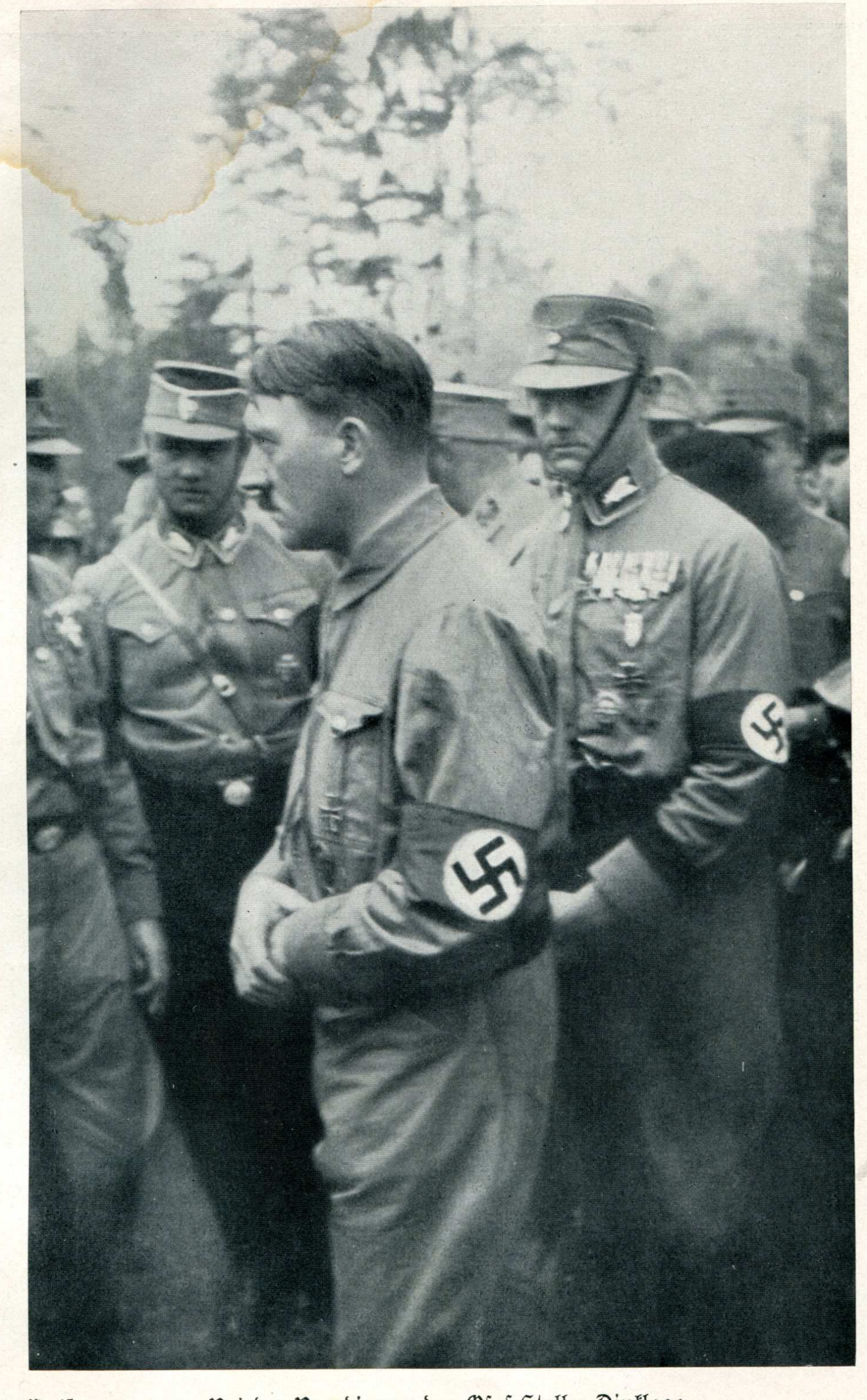
Nicht, daß die SA Angst vor der Keilerei hätte, aber diesmal geht es nicht um den Kampf mit der Faust, sondern um wirksame Propaganda. Es sind noch immer viele, gute deutsche Menschen in anderen Lagern, die für den Führer gewonnen werden müssen, die aus Verzweiflung oder Unverstand auf einer Seite stehen, die ihr eigner Untergang ist.

Der Posten im zweiten Hof äugt sorgsam hinauf, läßt die Blicke von Fenster zu Fenster schweifen. Nur in zweien von etwa zwanzig Wohnungen brennt schon Licht. Da haben die Inhaber noch Arbeit. Die anderen Fenster sind tot. Die Menschen schlafen in den Tag hinein. Es ist am billigsten und am wärmsten.

Jetzt brennen mehr Lichter. Ziemlich plötzlich geht das. Aha, denkt der Posten, die berüchtigten drei Brüder sind wach geworden. Einer davon ist der Führer der Häuserstaffel. Wo soll auch sonst ein Fernsprecher klingeln? Gleich wird das Haus mobil gemacht werden, und dann ist der Teufel los.

Wo bleiben nur die drei Mann, die noch immer im rechten Seitenflügel sind? Gerade kommen die aus dem linken Flügel zurück, in dem die drei Brüder wohnen.

Nr. 44 Gedenkstein-Einweihung durch die verbotene SA auf dem Silberkamm des Riesengebirges



Nr. 45 Bei der Beerdigung des Osaf-Stellv. Dinklage
in Braunschweig 1930

„Alles klar?"

„Jawohl, aber das Haus ist wach. Es ging schon los mit Rotfront und Heil Moskau."

Der Scharführer tritt hinzu. „Ist was los?"

Er hört sich das an, was ihm gesagt wird.

„In fünf Minuten haben wir die Meute auf dem Hals."

„Das wäre gelacht", sagt der SA-Mann, der Schlosser ist.

Er macht die Haustür zu und greift in die Tasche.

Nach einem prüfenden Blick auf die Schlüsselöffnung schließt er mit einem Dietrich zu und führt einen gebogenen Nagel so ein, daß er sperrt und schwierig zu entfernen ist.

Im rechten Seitenflügel poltert es die Treppe herunter. Erhitzt und lachend stürzen die letzten Männer heraus. Links rüttelt jemand an der Tür.

„Du hast wohl 'ne weiche Birne!" ruft der Posten laut hinüber.

Aus einigen Fenstern regnet es Blumentöpfe und Unrat. Drohende Fäuste recken sich, unflätige Bemerkungen werden laut.

Der Scharführer gibt das Zeichen.

„Deutschland erwache!"

Dreimal klingen die Stimmen hell, stark und entschlossen die steilen Hauswände hinauf.

Das nächste Haus kommt dran. Etliche Gestalten treten mit umgehängter Kaffeeflasche heraus, um zur Arbeitsstelle zu gehen. Mürrisch nehmen sie die Blätter oder weisen sie zurück. Manchmal genügt eine kurze Unterhaltung, um sie doch zum Lesen zu veranlassen. Etliche blicken mit Haß auf unsere Männer, nun, da sie merken, daß wir SA sind. Leicht ist zu erkennen, wer wert ist, bekehrt zu werden und wer nicht.

Die Hauspropaganda geht weiter. An der Straßenkreuzung, die hinter dem bearbeiteten Gebiet liegt, sammeln sich verdächtige Gestalten.

„Die haben den Nagel schneller herausgekriegt, als ich dachte", sagt der Schlosser, „müssen selbst vom Fach sein."

Sturmführer und Stoßtrupp stehen auf der gefährdeten Seite und riegeln die Straße gegen einen etwaigen Angriff ab.

Die Dämmerung hat fahl eingesetzt, langsam beginnt ein frischer Morgenwind durch die Straße zu wehen. Die ersten Lieferwagen zeigen sich. Die meisten der Flugblätter sind verteilt.

Noch fehlen das große Eckhaus, das in die nächste Straße hineinreicht, und das übel beleumdete Heim, das Dutzende von bekannten Rotfrontlern in seinen Mauern birgt.

Der Sturmführer konzentriert alles auf diese beiden Bauten und läßt zuerst das umfangreiche Eckhaus bearbeiten. Er weiß, nach der Propaganda im Heim der Kommune heißt es türmen, wenn ein ernster Zusammenstoß vermieden werden soll. Es hat keinen Sinn, die Polizei vorzeitig auf dem Halse zu haben und Männer einsperren zu lassen, die in dieser härtesten Kampfzeit kurz vor der Wahl dringend gebraucht werden.

„So, nun noch das Heim."

Nach genauem Plan eilen die Männer hinein. Hier gehen die Gänge ab, an denen die Zimmer liegen, im ersten, im zweiten und im dritten Stock. Schlagartig muß eingesetzt werden. Der verschlafene Pförtner hat schon ein verflucht bissiges Gesicht gemacht, als er den unerwarteten Besuch sah. Mit sanfter Gewalt wird sein Griff zum Fernsprecher verhindert.

Ja, denken die Männer, für die Roten baut die Stadt große Heime, uns mag der Teufel holen.

Im dritten Stock geht der Krach los. Entschlossen besetzt der Sturmführer die Eingänge zu den unteren Stockwerken. Jetzt, da Widerstand erfolgt, ist es einfach Ehrensache, die Propaganda durchzubiegen. Diesem Gesindel müssen die Zähne gezeigt und der Straße muß dargetan werden, daß die SA vor nichts zurückscheut.

„Raus, ihr Faschistenhunde!" ertönen die ersten Schmeichelworte, kaum, daß die Männer aus dem dritten Stockwerk zurück sind. Türen in den langen Gängen öffnen sich, finstere Gestalten, notdürftig bekleidet, zeigen sich und drohen mit allen möglichen Schlaginstrumenten.

Der Sturmführer zieht die Pistole. Noch sind die Männer aus den unteren Stockwerken nicht heraus. Mit einigen Kameraden geht er rückwärts die Treppe hinunter, wartet an den Türen, bis keiner mehr fehlt, und folgt den letzten. Und der SA folgen die Insassen des Heims.

„Der Pförtner hat telefoniert", meldet einer der Männer.

„In zwei Minuten haben wir die Polizei hier", sagt der Sturmführer, winkt und sammelt seine Männer. Scharf drängt die Kommune nach. In den oberen Stockwerken regt es sich auch in den Vorderhäusern. Fenster gehen auf, Weiber kreischen megärenhaft, etliche Gegenstände fliegen auf die Straße. Die Hupe des Überfallkommandos ertönt warnend.

Der eine, der Scharführer, ist gut gekleidet. Er empfängt die Pistole des Sturmführers, läuft zur nächsten Ecke und geht harmlos, mit einer schnell gekauften Tüte mit Brötchen in der Hand, weiter.

Die Polente ist da. Halt, ruft der Offizier des Überfallwagens. Seine Beamten springen herunter, den Gummiknüppel in der Hand. Der Sturm wird nach Waffen untersucht. Schmunzelnd stehen die Männer mit erhobenen Armen. Sie kennen das schon. Aufgeregt deuten etliche Rotfrontler auf den Sturmführer. Er wird nochmals untersucht. Fehlanzeige. Nischt zu machen.

Heller Tag ist es nun geworden. —

Nach Hause geht, wer ein Heim hat, in dem er frühstücken kann. Andere gehen mit Kameraden zu einer Tasse Kaffee oder zur Frauenschaft, die in dieser Zeit der Wahlpropaganda alle Hände voll zu tun hat. Die Männer erzählen sich, wie es war, wie sie ihre Flugblätter durch die Tür steckten, wenn kein Briefkasten hing, wie sie manchmal klingelten und verdutzte Gesichter sahen, wie sie überraschten Menschen mit freundlichem Heil Hitler Zettel in die Hände schoben, wie sie Zettel in den Sack für die Brötchen steckten. —

Die Propaganda wird nachher fortgesetzt. Das große Warenhaus in der Hauptverkehrsstraße und das Postamt mit zahlreichen Besuchern müssen erfaßt werden und dann besonders die Wohlfahrtsämter und Stempelstellen. Vor Warenhaus und Post geht es leicht, hier wagt der Gegner nichts.

Auf der Wohle ist es schwer. Sie ist die Domäne der Roten. Immer lauern da Rollkommandos auf die SA-Männer, die dorthin müssen, um ihre paar Pfennige Unterstützung abzuholen. Mancher ist ohne Geld, dafür aber mit blutigem Schädel herausgekommen.

Die Wohlfahrtsstelle an der Ecke der berüchtigten Straße ist besonders schwierig und noch niemals so richtig bearbeitet worden. Sie ist in einem Teilflügel des Krankenhauses untergebracht.

Abgerissene Gestalten stehen zu Dutzenden auf der Straße herum. Fliegende Händler mit billigen Würstchen und Räucherwaren, mit Zigaretten und Obst bieten Waren aus, die oft nicht einwandfrei erworben sind. Immer ist hier Betrieb. Man kennt sich, man weiß von den Hunderten, die hier zusammenkommen, in welchem Lager sie stehen. Und mitunter zeigen sich fremde Gesichter, die stundenlang beobachten und aufpassen und ganz bestimmt mit deutscher Wohlfahrtsunterstützung nicht das mindeste zu tun haben. Sie wissen, wen sie hier antreffen, und sie wissen, daß man hier deutscheMenschen,

Nr. 46

Unter Polizeiaufsicht

Nr. 47

Polizei marschiert mit

Nr. 48 Die Österreicher beim Einmarsch in Nürnberg 1929

Nr. 49 Die ersten Ulmer SA-Männer auf der Fahrt zum Parteitag in Nürnberg 1929

die der Verzweiflung nahe sind, für unsaubere, verbrecherische Pläne reif machen und gewinnen kann. Im übrigen thronen über allen die marxistischen Bonzen, die ihre Macht mißbrauchen und die fett und satt in Pfründen sitzen, die ihnen nicht ihr Wissen, sondern ihr Parteibuch verschaffte.

Böse Mienen zeigen sich den SA-Männern, die mit ihren Flugblättern herankommen. Blicke, erfüllt von stumpfem, fast tierischem Haß werden geworfen. Nur die Unpolitischen sehen gleichgültig zu. Sie reizt höchstens die Aussicht auf den Klamauk, der sich entwickeln wird, ja, hier, an dieser Stelle, entwickeln muß.

Noch ist die Hauptzeit nicht gekommen, der Zustrom der Entwurzelten setzt erst langsam ein.

Die beiden SA-Männer links und rechts des Haupteinganges reichen ihre Zettel. Hinter ihnen stehen andere zum persönlichen Schutz.

Auf der Linie zur unweiten Stempelstelle steht der Stoßtrupp mit Verbindungsmännern zu den beiden Ämtern, von deren Aufpassen alles abhängt. Größte Wachsamkeit ist erforderlich. Es kann sich um Bruchteile einer Minute handeln, wenn es erst einmal losgeht. Hier, in diesen Vierteln, geht es immer um des Messers Schneide.

Andere Zettelverteiler schieben sich in den Eingang hinein. Jeder Mann hat einen zweiten zur Deckung seiner Arbeit. Es geht die Treppe hinauf, wo sich unwilliges Gemurmel erhebt.

„Die Nazis werden immer frecher, diese verdammten Faschisten und Arbeitermörder!"

Das sind noch sanfte Zurufe, die die SA-Männer geflissentlich überhören. Sie haben etliche gewandte Redner mit, die den Ton der Diskussion in diesen Kreisen kennen. Kleine Gruppen bilden sich in eifrigster Unterhaltung.

In dem zielbewußten, kühlen Verhalten der SA-Männer liegt etwas, das die führerlosen Andern in Bann hält.

Eine Weile geht es gut im derben Ton der Straße, bis der berüchtigte Rotfrontführer erscheint. Er hat es sehr wahrscheinlich nicht nötig, Unterstützung zu empfangen, jedoch er hält den Schein der Mittellosigkeit aufrecht. Man ist Prolet nach außen hin, auch wenn man erhebliche Mittel dunkler Herkunft erhält.

Er steht finster da, wie erstaunt über die Frechheit der SA. Er greift in die Diskussion ein, indem er die üblichen Phrasen und Schlagworte vorbringt. Er bemerkt, daß ihm der SA-Mann dieser Gruppe gewachsen ist und ihn nahe an jene Lächerlichkeit heranbringt, die den Verlust des eignen Ansehens bedeutet. Sein Ruf steht auf dem Spiel, und daher wird er brutal. Er flüstert mit einem der Nachbarn, der unauffällig verschwindet, um Rotfront zu rufen und zu sammeln.

Eintönig geht die Abfertigung an den Schaltern weiter. In den Menschen, die hierherkommen, haben die langen, arbeitslosen Jahre meist jeden Begriff für den Sinn der Zeit getötet. Man wartet und wartet, man hat nichts zu versäumen und nichts zu erhoffen.

An der Eile, mit der er abgefertigt zu werden wünscht, erkennt man sofort den Schwarzarbeiter. Ein Viertel der Arbeitslosen gehört zu dieser Kategorie, die den Staat rücksichtslos ausbeutet.

Das Gedränge auf Treppen und Fluren wird dichter. Viele Gesichter tauchen auf, die einen andern Ausdruck aufweisen. Man bemerkt in ihnen die Erziehung von Rotfront.

Auch der Truppführer am Eingang auf der Straße hat erkannt, worum es geht. Es wird dicke Luft. Der erste Verbindungsmann zum Stoßtrupp bemerkt das Zeichen und gibt es weiter.

Der Truppführer geht mit zwei Mann hinauf. Es sind dann sechs Männer, die in der großen Vorhalle inmitten der vierfachen Zahl von Gegnern stehen. Der Truppführer ist ein Bulle. Er hat Muskeln wie Stahl, ist alter Frontsoldat und früherer Oberwachtmeister, den sie seiner Gesinnung halber geschaßt haben.

Der Führer von Rotfront hält seine Zeit für gekommen. Er treibt die Diskussion schnell auf die Spitze.

„Du meinst wohl, Du könntest ehrliche Proletarier mit Deinem Gewäsch einseifen, Du Faschistenstrolch!"

Er geht auf den SA-Mann zu, der keinen Zentimeter zurückweicht. Der Kreis um ihn öffnet sich etwas, gleichsam, um dem Rotfrontler Platz für seinen Angriff zu geben. Die Mienen der Begleiter, die hinter ihm stehen, künden nichts Gutes. Das Gesicht des SA-Mannes zeigt, daß er weiß, es wird nun Ernst.

Der Truppführer kommt gerade zurecht. Mit eisernem Griff faßt er zu. Eine Drehung, und der Arm des Gegners hängt herab.

Ein Aufschrei, dann Gebrüll. Wüstes Tohuwabohu. Die SA-Männer stehen geschlossen und schlagen zu. Werfen sich mit unwiderstehlicher, zusammengeballter Macht auf die Menschen in der Richtung der Treppe. Die ersten Körper fliegen hinunter. Die Beamten haben sofort Schalter und Türen zugemacht. Man hört es, aufgeregte Sprüche gehen an das Überfallkommando.

„Schneller, immer feste druff!" ruft der Truppführer. Vergeblich blitzen Messer von Rotfront. Der Stoßkraft der SA-Männer ist niemand gewachsen.

Unten fängt der Stoßtrupp die roten Verstärkungen ab, die im einzelnen nicht wissen, was geschehen ist, und noch unentschlossen herumstehen. Die bekannte Hupe ertönt und kommt näher.

Menschen strömen aus dem Gebäude heraus. Etliche gehen gleich nebenan ins Krankenhaus, um sich verbinden zu lassen. Der Truppführer ist wütend geworden, hat er doch einen bösen Kinnhaken einstecken müssen. Der Schupo vor dem Eingang hat sich längst gedrückt. Er braucht in der nahen Kneipe sehr lange, um nach Verstärkung zu telefonieren.

Die SA hat das Gebäude ziemlich geräumt. Sie weiß, sie muß draußen sein, bevor die Polizei erscheint. Zwei der Zettelverteiler, die nicht eingegriffen haben, bleiben ruhig stehen. Die Hupe ist nun ganz nahe. Flink flitzt der Truppführer mit seinen Männern ins übernächste Haus. Er weiß, da gibt es vom zweiten Hof aus eine niedrige Mauer am Gelände einer geräumigen Garage, die zur nächsten Straße führt. Und in der Garage ist ein Parteigenosse.

Als das Überfallkommando hält und die Beamten vom Wagen springen, macht eine erregte Menschenmenge Platz. Mit gleichgültigem Gesicht, versteckt grinsend, bieten die beiden SA-Männer ihre Flugblätter an, als ob sie die ganze Geschichte nichts anginge.

„Na, hörense mal, Herr Wachtmeester, wir hab'n uns doch nich von die Stelle jerührt, det können Ihnen hier die Herrschaften bestätigen", antwortet der eine auf die Frage der Polizei, „jawoll, da drinnen war Klamauk, det stimmt. Jehnse doch mal rin und sehnse nach."

Sie sehen zu, wie die Polizei hineingeht, hören sich an, wie Rotfront und Marxisten die SA beschuldigen, und drücken sich unauffällig in die Menge. Die Propaganda ist durchgeführt.

Eine Viertelstunde später sitzen sie mit den Kameraden im Sturmlokal.

„Feine Sache war et heute, wat?" — — —

Es ist spät am Abend, und die Geschäfte haben zu. Hier, in diesem Viertel der Großstadt, gibt es keine prunkvollen Auslagen, die die ganze oder halbe

Nacht hindurch in blendender Beleuchtung strahlen und das Auge eleganter Passanten auf sich ziehen. Matter Schein fällt aus den engen Kneipen mit ihrem Stimmengewirr, nur wenig Licht werfen die paar Laternen, die sparsam aufgebaut sind. Zudem brennt jede dritte überhaupt nicht. Rotfront liebt helle Straßen nicht und sorgt aus Prinzip dafür, daß sie möglichst dunkel liegen. Dort, im tiefen Schatten, kann man schnell über den Zaun in den kleinen, kahlen Park und seine Finsternis verschwinden, wenn es nottut. Von da ist es eine einfache Sache, in eine der angrenzenden Straßen zu guten Freunden zu verschwinden, die ein Versteck bieten oder die einem weiterhelfen.

An einer dunklen Straßenkreuzung sammeln sich Gestalten. Sie stehen in kleinen Gruppen in breiten Hauseingängen oder bummeln hin und her. Radfahrer sichern in entsprechender Entfernung an den nächsten Straßenkreuzungen und besonders nach der breiten Allee hin, in der sich das Polizeirevier und ein Überfallwagen befinden.

In dieser innenpolitisch sehr bewegten, ja, kritischen Zeit sind wenig Beamte auf der Straße, sie werden nach Möglichkeit geschlossen zusammengehalten, tun Dienst bei politischen Versammlungen oder erschöpfen sich im Schutz der Demonstrationszüge vom Reichsbanner.

In einer der Hausnischen steht ein junger Mann mit scharfgeschnittenem, frischem Gesicht. Man sieht ihm an, er hat seinen eignen Willen und ist gewohnt zu befehlen. Er nimmt Meldungen entgegen, die in halblautem Tone erfolgen.

Ein Ruf von ihm, und im Handumdrehen hat sich eine Marschkolonne formiert, die sich in Bewegung setzt. Gewiß, alle sind in Zivil, aber am trotzigen, schweren Schritt erkennt man die SA.

Sie weiß, sie darf nicht marschieren. Aber sie weiß auch, daß sie an den Seelen der Menschen rütteln muß, die hier in diesen schmucklosen Häusern und Hinterhäusern wohnen, die noch im Banne marxistischer Hetzer und jener Presse sind, die grundsätzlich alles beschmutzt, was deutsch ist und was Deutschlands Befreiung will. Sie weiß, hier gilt es, zu werben, allem zum Trotz, auch der Systempolizei zum Trotz. Mögen Gummiknüppel geschwungen werden, mögen Kommune und Reichsbanner toben, es geht darum, sich immer erneut und furchtlos einzusetzen für die Idee des Führers und für Deutschland. Es gilt, die wenigen Freunde im harten Kampf zu stärken und zu halten, die Gegner wissen zu lassen, daß die SA niemals nachgibt, und die Zögernden und Zaudernden im innersten Herzen anzupacken und mitzureißen.

An der Ecke hält die Marschkolonne.

Richt euch — Augen gerade aus — erschallen die Kommandos des jungen Sturmführers.

Fenster öffnen sich, Köpfe schauen heraus, Stimmen werden vernehmlich.

„Deutschland erwache!"

Laut hallt der gemeinsame Ruf durch die Stille der Straßen. Neugierige sammeln sich, aus den Türen der Kneipen kommen Menschen. Die Kolonne marschiert weiter bis zur nächsten Ecke.

Wieder wird der mahnende Ruf „Deutschland erwache" dreimal hinausgeschmettert aus rauhen Kehlen, dröhnt gegen die hohen Hauswände und verklingt am geröteten Himmel der Großstadt.

Mitunter löst sich die Kolonne auf, um der etwa nahenden Polizei keine Anhaltspunkte zu geben. Schnell sammelt sie sich dann wieder an geeigneter Stelle. Immer wieder wirft sich ihr Ruf empor, treibt Menschen aus den

Betten oder vom warmen Ofen weg an die Fenster, greift herrisch und zwingend an alle Herzen, die empfänglich sind.

Auch in die Verkehrslokale von Rotfront und Reichsbanner dringt der Ruf. Die roten Führer sind wütend. Sie geben ihre Befehle. Sie wissen, daß sie gegen den geschlossenen, wenn auch ziffernmäßig schwachen Sturm nichts vermögen, daß sie gerade diesem Sturm der SA mit seinem jungen und harten Führer nicht gewachsen sind. Sie lassen ihn durch Radfahrer und Fußpatrouillen verfolgen, um über die Marschrichtung unterrichtet zu sein, sie geben an die zuverlässigsten ihrer Horden Pistolen aus. Sie kennen das Sturmgebiet, und sie wissen daher an Hand der einlaufenden Meldungen nach einiger Zeit, wohin der Sturm vermutlich marschieren wird. Sie sind sich auch darüber klar, daß der Sturm gerade in jenen Straßen haltmacht, die sie als ihr ureigenstes Gebiet ansehen, daß er jedoch alle die Häuserblöcke ausläßt, in denen wohlhabende, unbelehrbare Bürger wohnen. Und gerade dieses echt revolutionäre Vorgehen des Sturms empfinden sie als unerhörte Provokation.

Das Reichsbanner ruft das Überfallkommando an, ja, wendet sich empört an hohe marxistische Beamte der Polizei und ersucht um Schutz gegen die maßlose Herausforderung durch die marschierende SA.

Rotfront jedoch beschließt, nach der Auflösung des Sturms an denjenigen Rache zu nehmen, die einzeln oder in schwachen Gruppen nach Hause gehen.

Der Sturm arbeitet weiter. Gewiß, Polizei ist nun auf den Beinen, jedoch sie erscheint immer zu spät. Jedesmal gelingt es dem jungen Sturmführer, der rechtzeitig durch seine Radfahrerpatrouillen gewarnt wird, seine Männer durch geschickte Manöver und entsprechend verteilt so zu dirigieren, daß sie sich unauffällig an einem bestimmten Ort wieder zusammenfinden und schnell zu neuer Marschkolonne formieren können.

Als Abschluß folgen unmittelbar vor dem bekannten kommunistischen Verkehrslokal drei donnernde „Deutschland erwache" und hierauf die Auflösung des Sturms, gerade noch rechtzeitig vor dem Erscheinen der Überfallwagen, die längst alarmiert und bisher vergeblich durch die Straßen gefahren sind.

Auf kleinen Umwegen sammeln sich die Männer im Sturmlokal. Ein kurzer Telefonspruch kommt durch. Als bald darauf die Obrigkeit erscheint, sitzt alles friedlich beim Bier oder beim Skat. Die übliche Untersuchung nach Waffen erfolgt. Man kennt das schon und hat seit langem Verstecke, die durch ihre verblüffende Einfachheit unauffindbar sind. Wütend ziehen die Beamten ab. Erfolglosigkeit macht nach all der Arbeit doppelt böse. Nein, nicht alle sind wütend. Einige tun nur so. Sie schmunzeln verhohlen, und der eine Beamte zwinkert dem Sturmführer zu. Man weiß, von ihm, der seit langem heimlich in der Bewegung steht, stammt der freundliche, warnende Anruf.

Später erst wird es ernster. Etliche Männer, die zu zweit oder zu dritt nach Hause gehen wollten, kommen zurück. Die Eingänge zu ihren Häusern sind von Rotfront besetzt, sie kamen nicht durch. Soll man um polizeilichen Schutz bitten und der Polizei gegenüber, die derart genasführt wurde, eine Schwäche eingestehen? Nein. Niemals!

Der Sturmführer sucht sich etliche Männer aus, die zu seinen zuverlässigsten Vertrauten gehören. Es ist für ihn Ehrenpflicht, darüber zu wachen, daß keinem seiner Männer etwas zustößt. Es geht alles gut, bis er selbst mit zwei Begleitern auf dem Rückweg ist.

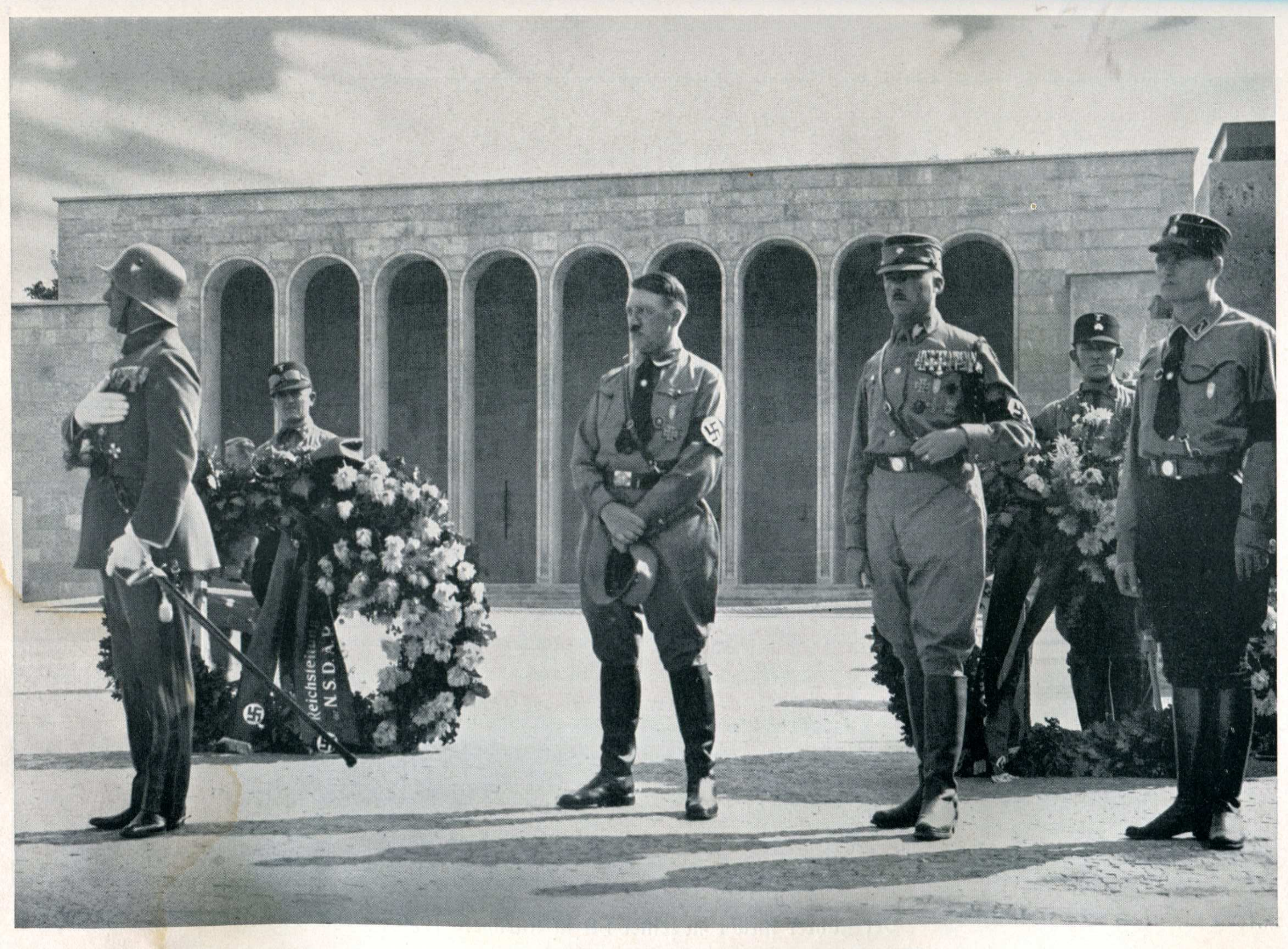
Plötzlich sind sie eingekreist. Angreifer hinten, Angreifer vorne, und links und rechts verschlossene Häuserfronten.

Pistolenschüsse peitschen einher, mit brüllenden Rufen nähert sich Rotfront.



Nr. 50

Der Führer spricht zu seiner SA in Nürnberg 1929



Nr. 51

General von Epp spricht bei der Gefallenenehrung vor dem Ehrenmal
im Luitpoldhain, Nürnberg 1929

Der Sturmführer feuert, und sie brechen durch. Erst, als sie glauben, der Übermacht entronnen zu sein, erwischt es den Sturmführer, der als letzter geht. Ein Geschoß wirft ihn nieder. Die Gegner wollen sich auf ihn stürzen. Seine bellenden Schüsse treiben sie in die Flucht. Er wird ohnmächtig vom Blutverlust. Seine Kameraden bringen ihn weg.

Monatelang ringt er mit dem Tode. Jedoch eines Tages marschiert er wieder an der Spitze seines Sturms, und wieder, mit alter Kraft, erschallt der Ruf „Deutschland erwache!" — — —

Die SA hat kein Geld. Also muß sie Geld beschaffen und gleichzeitig Propaganda machen. Dazu braucht sie Sammelbüchsen und passende Sprüche.

Die Sammelbüchsen liefert die PO. Schöne, neue, rote Sammelbüchsen, die auch wirklich etwas fassen können, und mit einem anständigen Schlitz.

Nicht jeder kann sammeln. Es gehört irgend etwas dazu, ein besonderes Geschick, eine suggestive Wirkung, ein Erfassen der Seele des Volkes auf der Straße, der Frauen, die ihre Einkäufe machen, der Mädchen, die Arm in Arm bummeln, und der Männer, die von der Arbeit kommen oder zum Bier gehen.

Das Sammeln ist eine Besonderheit bestimmter Charaktere der SA. Es schärft sehr schnell den Blick für die Art der Vorübergehenden.

Habt Ihr einmal an einer Straßenecke gestanden und mit der Büchse geklappert? Habt Ihr beobachtet, wie die Menschen sich dazu einstellen? Schade, daß Ihr das nicht getan habt. Man lernt dabei sehr viel, wenn man ein gutes, aufmerksames Auge hat.

Ihr könnt genau erkennen, dort kommt der begüterte Bürger, dem die nationale Gesinnung aus den Knopflöchern quillt. Im Anfang glaubt Ihr,

er gibt mindestens fünfzig Pfennige. Bald seid Ihr enttäuscht und habt begriffen, daß es in seiner Klasse zwei Typen gibt.

Der eine macht — wie er glaubt, unmerklich — rechtzeitig eine halbe Schwenkung und kreuzt in schräger Richtung den Fahrdamm, obwohl das nicht ungefährlich ist.

Der andere geht mit straff zusammengefaßtem Gesicht und beherrschtem Ausdruck vorbei, als ob er Dich und Deine Sammelbüchse nicht gesehen habe.

Die Beamten gehören meist zu ersterem Typ. Gibt man nichts, so könnte man doch auf dem falschen Fuß Hurra geschrien haben, und das wäre hier, wo man bekannt ist, immerhin peinlich, denken sie. Gibt man was, so geht es vielleicht schief, weil ein Vorgesetzter es durch einen blöden Zufall bemerkt. Der kluge Mann baut vor, er setzt sich überhaupt keinem Risiko aus.

Die SA ist gerissen. Sie weiß, Geld muß her, um die Schulden des Sturms zu bezahlen, um notleidenden Kameraden zu helfen und um Gaben in die Gefängnisse schicken zu können. Sie sammelt nicht zum Vergnügen, nein, weiß Gott, nicht. Sie betrachtet das Sammeln als unerläßlichen Dienst und überwindet das Peinliche der Tätigkeit im Interesse der Bewegung.

Man kann sich zahlungsfähige, aber faule Kunden zuschieben, wenn man zu mehreren ist und sich dementsprechend an allen Ecken der Straße aufbaut.

Da gibt es dann kein Entrinnen. Die meisten der Unwilligen sind so wohlerzogen, daß sie die Unannehmlichkeiten der Straße scheuen. Daher lassen sie sich zwingen. Sie empfinden es als beschämend, wenn ihnen die Büchse vor der Nase geschüttelt wird, und geben, um den aufdringlichen SA-Mann loszuwerden, der ihre Schwächen sofort erkannt hat. Diejenigen, die ihrer Empörung über die Vergewaltigung Ausdruck verleihen müssen, gehen zum nächsten Schupo und beschweren sich. Was soll ein Beamter machen, der den Spott der Straße ganz genau kennt? Und was soll der

brave, satte Bürger machen, der schon während der Beschwerde von den Umstehenden allerlei an Pflaumen zu hören bekommt?

Auch das weiß die SA, die mit dem Volk der Straße verbunden ist. Sie bleibt unbekümmert und schüttelt ihre Büchse weiter.

Der junge, frische Mann nahe dem Warenhaus hat seine Spezialkundschaft. Es sind dies die jungen Mädchen, die aus den Kontoren oder von ihren Arbeitsstellen kommen, und diejenigen, die für Mutter Einkäufe machen. Die Jugend zieht die Jugend an. Ja, wenn man die überredende, fast schmeichlerische Stimme des SA-Mannes hört, glaubt man beinahe nicht, daß er ein gefürchteter Schläger ist, der im Straßenkampf und in der Saalschlacht seinen Mann steht. Seine Büchse ist sehr rasch halb gefüllt.

Der andere dort drüben? Der hat nun wieder seinen Trick. „Für die braune Mordpest!" brüllt er unentwegt und eisern. Und sein Gegenüber an der andern Straßenecke ruft schmetternd „Gebt für die bösen Nazibuben, gebt für die Erwerbslosen der SA!" Beide haben guten Erfolg.

Wißt Ihr, wer am besten gibt? Ich will es Euch sagen: Die Armen aus dem Volke, die an den Führer glauben wie an das Evangelium. Am schlechtesten geben die gutgekleideten Männer, die noch sparsamer sind als die gutgekleideten Frauen. Unter den eleganten Frauen wiederum sind gar manche, die reichlich und willig geben und dem SA-Mann sogar noch obendrein ein gutes, freundliches Wort schenken, als ob sie wüßten, wie schwer gerade dieser Dienst für manchen ist.

Da kommt ein Mütterchen, hält krampfhaft in greisenhaften Händen die dünne alte Geldbörse, wird verlegen und sagt schüchtern, sie müsse erst einkaufen gehen, ja, wenn was übrig bliebe, käme sie auf dem Nachhauseweg nochmals vorbei. Der SA-Mann lächelt ihr freundlich zu. Und tatsächlich,

nach einer knappen Stunde kommt die alte Frau, kramt zwei Pfennige aus der Börse und gibt sie. Und diese zwei Pfennige wiegen in der Sammelbüchse gleich Gold.

Oder Kinder, ob nun aus armen Arbeiterfamilien oder aus wohlhabenden Kreisen; sie finden es herrlich, in die wunderschöne rote Sammelbüchse mit dem Hakenkreuz etwas hineinzutun, und sie drängen, bis Vater oder Mutter oder Kindermädchen einen oder einige Pfennige oder gar einen Groschen loseisen.

Oder diejenigen, die immer einen Vorrat von alten dünnen Knöpfen in der Tasche mit sich führen und einen davon, vorsichtig zwischen drei Fingerspitzen verborgen, in den Schlitz stecken? Die SA kennt sie, spricht aber nicht über sie.

Des öfteren gibt es Schwierigkeiten. Die Polizei behauptet in plötzlicher Anwandlung von Tatkraft, man dürfe weder mit der Büchse klappern noch rufen. Wer diesen Standpunkt vertritt, beweist, daß er noch nie gesammelt hat. Manche Beamte sind geradezu irrsinnig bockbeinig in dieser Hinsicht. Wie soll man sammeln, ohne zu klappern und ein paar aufmunternde Worte zu sagen? Wer nichts hört und nicht aufmerksam gemacht wird, der gibt auch nichts. Es heißt, seine Abwehr stärken, wenn nicht auf dem Wege des lärmenden Geräusches über sein Gehör der natürliche Geiz unterdrückt und ausgeschaltet wird.

Bösartige Beamte wissen das und drohen mit Verhaftung, wenn es sich um SA-Männer handelt. Ihre politische Einstellung erkennt man sofort an dem Unterschied, den sie den Sammlern von Rotfront gegenüber machen.

Mit Rotfront gibt es gelegentlich Wettkämpfe.

Da steht ein SA-Mann vor dem großen Geschäftshaus. Bald stehen links und rechts von ihm Rotfrontler mit ihren Büchsen und brüllen ihren Spruch.



Nr. 52

SA-Quartier, Nürnberg 1929



Nr. 53

Parteitag Nürnberg 1929

SA aus dem Rheinland trifft wegen Uniformverbot in weißen Hemden ein

Etwas später sind sie wiederum eingerahmt von weiteren SA-Männern. Sie erhalten Verstärkung, die ihrerseits die SA links und rechts verlängert. So geht das weiter, bis eine regelrechte Kette entstanden ist, deren Glieder abwechselnd aus SA und Rotfront besteht. Kurz darauf wird es meist kritisch.

Die Gemüter erhitzen sich. In die Sammelbüchsen fällt so gut wie nichts mehr, weil das Publikum Gelegenheit hat, sich zu drücken.

Jede Partei telefoniert um Verstärkung. Kenner erblicken sofort die derben Gestalten von Rollkommando und Stoßtrupp, die der drängenden Menschenmenge vorerst nicht auffallen. Wortwechsel entstehen. Rotfront will einem SA-Mann die Sammelbüchse abnehmen. Der schlägt dem nächsten das Ding ins Gesicht. Ist die Sammelbüchse halbwegs gefüllt, so ist sie eine keineswegs harmlose Waffe.

Fängt der SA-Mann zu sammeln an, so hat er keine Furcht. Ist erst etwas in der Büchse drin, bekommt er es mit der Angst, weil ihn die Sorge erfüllt, das schöne Geld zu verlieren. An kritischen Stellen hat er etliche Mann in Zivil zum Schutz, gute Schläger, die etwas drauf haben. Sie wissen Bescheid, kennen ihre Pappenheimer und bemerken sofort, wenn jemand mit schlimmen Absichten in die Nähe kommt. Da gibt es erst einige aufklärende Worte, dann einen Schups und — wenn das noch nicht hilft — einen richtigen Kinnhaken, der unbedingt sitzen muß.

Kommt dann das Überfallkommando, so wird geflitzt, um das Geld zu retten. Man kennt die Gewohnheiten dieser Vertreter der Systemregierungen durch lange und vielfach sehr persönliche Erfahrungen. Man weiß, daß man mit den meisten der Revierbeamten noch verhandeln kann, da vielfach Nationalsozialisten dazwischen sind, auch wenn sie es nicht sagen oder allzu

öffentlich zeigen dürfen, man weiß, daß die marxistischen Regierungen in die Überfallkommandos gewöhnlich junge Nazifresser gesteckt haben, die grundsätzlich den Auftrag haben, gegen das Braunhemd rücksichtslos und brutal vorzugehen, gegen die Kommunisten, gegen diese ungezogenen Kinder der Sozialdemokraten, nachsichtig zu sein und sich dem Reichsbanner gegenüber freundlich und zuvorkommend zu benehmen.

Die Herren vom Reichsbanner kommen der SA beim Sammeln selten ins Gehege. Erstens haben sie genug Geld in ihren Kassen und zweitens haben sie beim Sammeln wenig Erfolg, so zahlreich auch ihre Anhänger sind. Sie sind verbürgerlicht und weich.

Das gesunde Volk aber will nichts Halbes. Es liebt die Extreme und den Schneid. Soll man dem jungen Rotfrontler, der sich mit seiner roten Binde oder im schwarzen Hemd irgendwo hinstellt, den Schneid absprechen? Ganz bestimmt nicht. Sein Schneid ist es, der es uns ermöglicht, ihn für den Führer zu gewinnen. Die Reichsbannerleute jagt der SA-Mann einfach fort. Und nur in den Teilen Deutschlands, wo das Reichsbanner aus irgendwelchen Gründen radikal ist, erfordert es Beachtung und andere Behandlung, erfordert es Vorsicht und scharfe Wachsamkeit.

Das Sammeln sei eine Stadt- und Landplage? Ja, zugegeben, das ist es.

Aber es ist auch eine starke, vielleicht die stärkste Propaganda. Es zwingt jeden, auch den sattesten Bürger, sich gedanklich mit der SA zu beschäftigen; ob in gutem oder bösem, ob freundlich oder ablehnend, ist dabei durchaus gleichgültig. Frechheit und Aufdringlichkeit, mag er denken. Hat er nichts gegeben, so bleibt eine Mischung von Stolz und Beschämung in ihm haften, hat er was gegeben, so schwillt ihm die Brust im Gedanken an seine Überwindung des inneren Schweinehundes, immer aber ist jeder irgendwie

gepackt und berührt oder beeindruckt. Und selbst wenn er am Biertisch oder zu Hause, im Büro oder an der Arbeitsstelle schimpft, so dient er in seiner abfälligen Kritik jener Propaganda, die von SA und Bewegung gewollt ist. Er dient diesem Zweck, ohne es zu wissen, und er zahlt das braune Hemd und die braune Hose, wenn auch vielfach mit Haß, bis er erkennt, daß sie siegen müssen. — — —

Die SA bei der Wahl

Die Klebe- und Malkolonnen haben ihre Arbeit hinter sich. Sie sind hundemüde nach allen diesen Nächten, deren Aufgaben sich bis zur letzten steigerten.

In den Kolonnen waren junge, flinke SA-Männer unter Leitung von erfahrenen, kaltblütigen Kameraden, die genau wissen, wie man angriffslustige Kommune, bösartiges Reichsbanner und gewalttätige Polizei zu behandeln hat, wie man der Gewalt die eigne Gewalt entgegensetzt oder den betreffenden Gegner an der Nase herumführt.

Was gab es da nicht alles an Möglichkeiten, die man mit Geschicklichkeit und Unverfrorenheit ausnützen konnte!

Da ist der Bahneinschnitt mit den steilen Mauern, die kaum Halt bieten. Man organisiert irgendwie eine Leiter oder ein paar Bretter oder Schwellen. Wer die Probe nicht gemacht hat, weiß gar nicht, was für nützliche Gegenstände neben dem Bahnkörper herumliegen. Ein schönes Hakenkreuz und ein dickes „Deutschland erwache" lesen nicht nur Tausende, nein Zehntausende; denn jeder Mensch im vorbeirasenden Zug wird vom aufreizenden Blickfänger magnetisch angezogen, zumal er meist Langeweile hat und zum Fenster hinaussieht.

Gauparteitag Bayreuth 1930. In Erwartung der SA

Oſtmärkiſche SA während des Uniformverbots in Sorau 1931

Ob halbnackt in Flatow 1931 . . . . .

oder in Zivil in Schwenningen 1932 . . . . .
SA marschiert trotz Verbot

An derartigen Bahneinschnitten ist die Arbeit an sich leicht und, was die Polizei anbelangt, ziemlich ungefährlich. Ist man erst einmal im Einschnitt drinnen, so ist die Malerei eine Frage des Könnens, denn bemerkt wird man so leicht nicht.

Ist da ein hoher Bahndamm mit verhältnismäßig niedrigen Häusern oder Schuppen, dann findet sich für den gewandten SA-Mann schon eine Gelegenheit, aufs Dach zu kommen und auf dem blaugrauen Schiefer mit leuchtend roter Farbe nach Herzenslust zu klecksen. Ein bißchen ungeschickt steht die Malerei mitunter da, weil in der Dunkelheit der Überblick fehlt. Wirksam ist sie doch. Die SA-Männer können nicht alle Künstler sein, so vielseitig sie auch sind.

Natürlich, für übermütige SA-Männer — und welcher SA-Mann ist nicht übermütig? — gibt es besonders beliebte Stellen zum Pinseln. Die Mauern von Polizeipräsidien und Polizeirevieren, von Rathäusern und Gewerkschaftshäusern roter Bonzen, von Stempelstellen und Wohlfahrtsämtern üben eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf den SA-Mann aus, ebenso auch die ganzen Prachtbauten der jüdischen und marxistischen Systempresse. Da ist gar nichts zu machen, mag die Gefahr noch so groß sein, da muß ganz einfach gepinselt werden, der SA-Mann wird von einer zwingenden Macht dahingetrieben, der gegenüber er völlig hilflos ist.

Schöner, glatter Asphalt, große Schaufenster von Warenhäusern oder von feinen Restaurants sind selbstredend ebenfalls dankbare Objekte für eine derbe, mit Pinsel bewaffnete Faust, wie auch glatte Mauern oder Bretterzäune.

Gewiß, meistens ist das Machwerk nicht hübsch, aber es ärgert Bürger, Bonzen und Gegner, und das soll es ja. Je größer der Ärger, desto tiefer ist der Eindruck.

Man kann zwischen Polizei und Kommune geraten. Das wird dann kritisch und unangenehm. Kommt nur die Polizei, so heißt es, Farbtopf und Pinsel irgendwohin stellen, auch auf die Gefahr hin, sie zu verlieren, und harmlose Straßengänger markieren. Wirksam ist auch vorgetäuschte Trunkenheit, wenn sie in mäßigen Grenzen gehalten wird. Wird sie übertrieben, so läuft man Gefahr, näher angesehen oder gar zur Wache geschleppt zu werden. Dann verraten einen unweigerlich die befleckten Hände, Leugnen hilft nichts mehr, und man ist überführt.

Stößt die SA auf Kommune, die zum gleichen Zweck unterwegs ist, so kommt es auf die Art der Gegend und die Zahl der politischen Feinde an. Ein guter Nachrichtendienst sichert im allgemeinen leidlich. Geschickte Radfahrer, die umsichtig und in genügender Zahl aufpassen, sind der beste Schutz, wenn sie nicht versagen oder den Kopf verlieren. Hat man Glück und erst einmal etwas geschafft, kann man eher etwas riskieren, als wenn noch nichts oder nur wenig getan worden ist. Immer steht die Propaganda in erster Linie, Auseinandersetzungen mit politischen Gegnern in zweiter. Zunächst muß man Erfolg gehabt haben, dann erst, so zum Abschluß hin, ist eine kleine Bolzerei, gewissermaßen als Krönung der nächtlichen Arbeit, ganz erfrischend.

In den ganz gefährlichen Gegenden der Großstädte ist schärfste Aufmerksamkeit erforderlich. Da ist die von den staatlichen Organen sorgsam behütete Kommune schnell mit den Pusten bei der Hand. Sie kann es sich leisten, da die Polizei ihr gegenüber sämtliche Augen zudrückt und grundsätzlich nur so tut, als ob sie unparteiisch eingreife. Die Schlägereien und Schießereien zwischen feindlichen Malkolonnen sind mit das interessanteste Kapitel aus dem Kampf der SA um den Sieg der Bewegung. Es kommt vor, daß sich Malkolonnen nicht erkennen, daß sie zuerst glauben, sie gehörten

ins selbe Lager, und daher ganz plötzlich zusammenprallen. Und gar manchmal flog ein halbvoller Topf mit schöner Farbe dem Gegner ins Gesicht.

Auch die Klebekolonnen haben es nicht leicht. Oft haben sie es schwerer, weil größere Plakate und Leimtopf nicht so schnell zu verbergen sind wie Farbtopf und Pinsel. Außerdem sind sie gezwungen, sehr spät loszugehen, denn es hat keinen Zweck, frühzeitig zu kleben, weil dann die Roten Gelegenheit haben, auf unsere Plakate ihre eignen zu kleben.

Am besten ist deshalb die Zeit nach drei Uhr morgens. Die Plakate von allen politischen Gegnern, selbst von Zentrum und Reaktion, prangen dann schon überall, auch an den Geschäftsstellen und Litfaßsäulen, und das hat einen großen Vorteil: Auf Papier klebt sich viel leichter als auf Mauer und Glas. Vier oder sechs Leimstriche, je nach Größe des Plakats, schnell hingehauen, genügen durchaus, und schon ist nicht nur ein gegnerisches Plakat unschädlich gemacht, sondern auch ein eignes wirksam untergebracht. Wer es entfernen will, reißt das unten befindliche unweigerlich mit ab.

Und die kleinen Hakenkreuze und Zettel? Die hat man am hellen Tage in der Handfläche. Eine Bewegung zum Mund, um anzufeuchten, und schon prangt der Zettel auf dem Treppengeländer oder an der Laterne, am Mast der Straßenbahn, in der Elektrischen oder in der Eisenbahn, an der Auslage, im Kino oder im Theater.

Man muß in diesen Dingen erfinderisch sein, und das ist die SA. Auch die Kommune ist es. Sie hatte in den Anhängern, die heute längst bei uns sind, den Sinn für die Wirkung auf die Masse, den die andern Parteien niemals besaßen.

In der Reichshauptstadt hat sie uns einmal sehr geärgert, wenn auch unser Ärger dann durch unser Lachen erstickt wurde.

Von einem Eckhaus tropft es herunter auf den Bürgersteig. Richtige Wassertropfen fallen regelmäßig an unvermuteter und durchaus unvorschriftsmäßiger Stelle.

Der Berliner hat für diese Dinge stets Zeit, so hastig er sonst auch ist. Er bleibt stehen, andere schließen sich an. Man blickt nach oben. Da hängt unbegründeterweise ein alter Eimer unter einem Mauervorsprung an einer Stange, und aus ihm tropft es.

„Wer hat denn den Eimer da ruffjehängt, komische Sache, wat?"

„Und ne Stange is da ooch noch dran, Mensch!"

„Und an die Stange is am andern Ende ein Bündel Papier, varrückt!"

Aus den ersten Berlinern, deren Scharfblick geweckt wurde, werden zehn, zwanzig, fünfzig, hundert und mehr.

„Wat is denn da los?"

„Mensch, hast Du ne lange Leitung! Siehste denn det nich?"

Die wildesten Vermutungen werden laut, und derweil tropft es stetig weiter. Dann bewegt sich der Eimer nach oben.

„Paß uff, jleich fällt er runter."

Auch die Schupo ist längst vertreten. Auch sie blickt nach oben, ohne das Rätsel lösen zu können. Über dem Mauervorsprung im ersten Stock prangen Plakate: Wohnung zu vermieten. Die Beamten grübeln vergeblich.

Endlich kommt die Erklärung: Der Eimer, nun fast leer, bewegt sich schnell nach oben, das Bündel Papier am andern Ende der Stange, die in der Mitte beweglich festgemacht ist, senkt sich schnell, öffnet sich, und Hunderte von kommunistischen Flugblättern flattern hinein in die Menge und über die Straße. —

Ja, Mal- und Klebekolonnen haben ihre Pflicht getan, und diejenigen, die in der Samstagnacht unterwegs waren, brauchen erst später zum sonntäglichen Wahldienst zu erscheinen.

Der Sturmführer hat tagszuvor von der PO seine Listen erhalten, er weiß, welche Wahllokale er zu betreuen hat, er hat die ganze Sache entsprechend eingeteilt und hat mit der Frauenschaft die Art und Menge der Verpflegung besprochen, die am Wahltag erforderlich ist.

Die SA-Männer haben ihre Hemden waschen lassen oder selbst gewaschen, die braunen Hosen sind gereinigt und die Stiefel blank geputzt, gilt es doch am Wahltag auch äußerlich einen guten Eindruck zu machen.

Punkt acht Uhr stehen die Männer im Sturmlokal. Die Frauenschaft hat guten, heißen Kaffee gekocht, dazu gibt es anständig belegte Stullen, und die Männer, die zuerst drankommen, stärken sich vorher noch. Dann schieben sie los, die großen aufreizenden Plakate wirksamer Zeichnung und packender Farben in den Händen, um sie später umzuhängen.

Es gibt Wahllokale, die so gelegen sind, daß Angriffe nicht in Betracht kommen. Es gibt andere in roten Straßen, wo die zwei Mann, die da stehen, zwei andere ständig zum Schutz brauchen. Gewiß, an diesen Tagen muß die Polizei der Systemregierungen unparteiischer sein als sonst und auf Wahrung des Burgfriedens achten, aber es ist sicherer, man beugt selbst vor. Ohne die sorgsamen Maßnahmen der Sturmführer für die Sicherheit ihrer Männer hätte die Verlustliste der SA besonders in den Großstädten das Vielfache von dem erreicht, was sie heute aufweist. Die tiefe Verbundenheit von Männern, Unterführern und Sturmführer zeigte sich gerade im wechselseitigen Schutz. Wer in sicheren Vierteln wohnte, in denen er sich unbedroht bewegen konnte, opferte immer Nachtstunden, um die Kameraden in gefährdeten Straßen nach Hause zu bringen und um sie gegen den lauernden Terror von Kommune und Reichsbanner zu schützen.

Ein Parteigenosse hat einen Kraftwagen zur Verfügung gestellt, flammend

hängt eine Hakenkreuzfahne über dem Kühler, und an den Scheinwerfern flattern unsere Wimpel.

Der Sturmführer fährt los und besichtigt die Postenverteilung vor den Wahllokalen. Er freut sich, wie fest und sicher seine Männer stehen, wie sie hart und entschlossen auch das Gegeifer wilder Weiber ertragen, wie sie kühl den Blicken von Haß, Verachtung und Überheblichkeit standhalten, die auf sie fallen, sei es von seiten der Kommune, der Sozialdemokraten oder des Zentrums, der Demokraten oder der gutgekleideten Reaktion. Der revolutionäre Schwung der SA hebt sie himmelhoch heraus aus dem Gezänk und der engen Selbstsucht der Parteien, und ihre Plakate mit dem Hakenkreuz, eindrucksvoll und aufrührerisch, wirken hier, inmitten von feigen, törichten oder lügenhaften Schildern wie eine brennende, zum Herzen gehende Warnung, den Weg zu finden zum neuen Deutschland des Führers.

Ja, die Männer stehen dort, wie nur die SA steht. Der Kinnriemen strafft ihr Gesicht, hell und frei blicken ihre Augen, und die Überzeugung von der richtigen, politischen Linie, errungen und erkämpft in Hunger, Verfolgung und Elend, gibt ihnen einen ganz besonderen Ausdruck.

Im engen Sturmlokal sitzen die anderen Männer und vertreiben sich die Zeit. Sie lesen, spielen Skat oder Billard und unterhalten sich. Der eine Truppführer führt die Urlaubsliste und teilt so ein, daß die Männer rechtzeitig wählen gehen können und daß sie da, wo Gefahr droht, zu mehreren gehen.

Die Frauenschaft ist rührig bei der Hand. In der engen Küche der kleinen Kneipe stehen große Töpfe auf dem Gaskocher. Das Essen ist schon tagszuvor gekocht worden und wird heute nur aufgewärmt. Es ist ein richtiger Schlag Bohnensuppe mit Speck und Schweinebauch drinnen. Parteigenossen haben reichlich gegeben.

Der Sturmbannführer erscheint, und später auch der Standartenführer. Sie sind schon seit Stunden unterwegs und haben sich vergewissert, daß alles klappt. Sie nehmen die Meldung des Sturmführers entgegen und fahren weiter.

Die Ablösungen werden in Marsch gesetzt. Es ist vielleicht kalt, vielleicht warm, immer ist es anstrengend, zwei Stunden lang mit umgehängtem Plakat zu stehen und auf der Hut zu sein.

Manchmal stecken Parteigenossen und Sympathisierende den Männern vor den Wahllokalen etwas zu, Zigaretten, Schokolade oder Stullen. Und die Ortsgruppe hat sich angestrengt und einen Haufen Zigaretten spendiert. Das ist den Männern am liebsten. Man hat etwas für die Zeit des Wartens im Sturmlokal. Bräute und Frauen besuchen die Männer, um ihnen guten Tag zu sagen. Auch der Ortsgruppenleiter erscheint und begrüßt den Sturm, der seinem Gebiet und seiner Arbeit wirksamer und zuverlässiger Schutz ist.

Nachmittags, nach dem Essen, das des Platzmangels halber in Schichten eingenommen wird, gibt es nach einer Pause wieder Kaffee und ganze Berge von Kuchen. Alle Bäcker und Konditoren, die der Bewegung angehören, haben reichlich gegeben. Die SA ist immer hungrig. Junge Menschen, die die Woche hindurch, Woche für Woche, Monat für Monat, Jahr für Jahr, darben, schlagen eine gute Klinge, wenn es drauf ankommt. Und heute ist mehr als genug da.

Schon gegen den Abschluß der Wahl hin, in der nahen Dämmerung, wird es mulmig. Kommune und Reichsbanner rotten sich zusammen, und die bekannten Radfahrerstreifen sind unterwegs. Die vorsichtigen Bürger haben längst gewählt und hocken nun zu Hause oder am Biertisch, um zu politisieren.

Zu allen Wahllokalen in gefährlichen Gegenden gehen Verstärkungen ab. Der Sturmführer macht nun, da die Wahl geschlossen wird, eine letzte Rundfahrt, um festzustellen, wo sich Ansammlungen verdächtiger Gestalten bilden und wie das gesamte Straßenbild aussieht. Die Fahne und die Wimpel sind vom Wagen entfernt, sonst würden dort, in den knallroten Straßen, unweigerlich sofort die ersten Schüsse fallen.

Richtig, vor den roten Verkehrslokalen stehen bereits Menschenmengen, kaum, daß es finster geworden ist. Mißtrauisch wird der Wagen gemustert, der langsam durch die Straßen gleitet und völlig verdunkelt ist. Die Motorräder, die am Rinnstein halten, besagen genug. Die Kommune hat was vor, das ist sicher.

Die Polizei hat sich zurückgezogen. Die wenigen Beamten, die an wichtigen Straßenkreuzungen stehen, können das rote Gebiet überhaupt nicht übersehen und wissen nicht, was da drinnen vor sich geht. Sie überlassen diese Stadtteile sich selbst, ganz selten geht einmal eine Streife hindurch, mehr, um der Form zu genügen, als um wirksam in Erscheinung zu treten.

Der Fernsprecher klingelt im Sturmlokal. Meldung vom Trupp eines Nachbarsturms läuft ein: Kommune unterwegs, am kleinen Park die ersten Schüsse. Erbitten Verstärkung.

Der Sturmführer setzt sich mit dreißig Mann in Marsch. Im Laufschritt rücken sie ab, die Schulterriemen, die einzige Waffe des SA-Mannes gegen Pistolen und Dolche, Totschläger und Stahlruten, fest in der Hand.

Unterwegs schon kommt weitere Meldung entgegen: Die Kommune hat sich zurückgezogen, bei uns keine Verluste, eine unbeteiligte Frau erhielt einen Beinschuß, das Überfallkommando hat die Straße geräumt.

Der Sturmführer schickt eine starke Streife in das Lokal des Trupps und kehrt mit den übrigen Männern zurück.

SA am 8. April 1933 im Sportpalast



Rast vor dem Vorbeimarsch

Kapelle in Ruhestellung

Fraglos liegt irgend etwas in der Luft. Dafür gibt es ein ganz bestimmtes Gefühl im SA-Mann, das selten täuscht. Offenbar hatte die Kommune einen Handstreich auf das Lokal des detachierten Trupps vom Nachbarsturm vor. Die zurückkehrende Streife bestätigt die Vermutung und fügt hinzu, daß mehrere Motorradfahrer der Gegner unterwegs sind, die anscheinend auskundschaften oder auch eine direkte Aktion gegen das Lokal des eignen Sturmes planen, da der Überfall auf das andere Lokal nicht gelang.

Der Doppelposten vor dem Lokal wird durch eine Streife verstärkt, die zwischen den unweiten Straßenecken hin- und herpendelt. Sicher ist sicher, denkt der Sturmführer.

Nach einer Weile sieht er sich die Lage draußen nochmals an und findet es richtiger, gerade gegenüber, unter den Bäumen der kleinen Anlage, ein paar handfeste SA-Männer aufzustellen, die besser beobachten und rechtzeitig melden können.

Aber nachher geht alles doch viel zu schnell.

Ein Motorrad mit Beiwagen flitzt um die Ecke, kommt herangejagt, verlangsamt seine Fahrt nahe dem Sturmlokal, zwei Pistolenläufe richten sich auf die Scheiben von Tür und Auslage, erst schräg nach vorne, dann direkt hinein und hierauf schräg nach hinten, und es ballert schnell hintereinander, bis die beiden Magazine leer sind, sowohl aus dem Beiwagen heraus, wie vom Soziussitz herunter.

Klirrend zersplittern die Scheiben, Scherben spritzen umher, drinnen kippen zerplatzende Biergläser von den Tischen, Geschosse bohren sich in die Wände, ein Teil der Männer nimmt Deckung, ein Teil drängt zur Tür hinaus. Draußen hat der eine Mann der Streife auf die Insassen des Fahrzeuges geschossen, das in rasender Fahrt schon wieder um die nächste Ecke verschwindet, anscheinend, ohne daß die Schüsse trafen, bevor Sturmführer und Männer auf der Straße erscheinen.

Es ist der ganz normale Überfall der Kommune, nur diesmal mit besonderer Frechheit durchgeführt und insofern ohne Erfolg, als seltsamerweise niemand verletzt wurde.

Die Männer, die nun draußen sind, sehen nichts mehr, es ging alles überstürzt, und die Kommune war wohl selbst reichlich aufgeregt; denn fast alle Schüsse sitzen viel zu hoch.

Die paar Pistolen, die vorhanden sind, werden schnell einer der anwesenden Frauen in die Handtasche gesteckt, und richtig, kaum hat sie das Lokal verlassen, erscheint das Überfallkommando mit ganz großem Aufgebot.

Gewiß, es wird telefoniert, um nach dem Motorrad zu fahnden und Anhaltspunkte zu gewinnen, die zur Ermittlung der Täter führen können, jedoch zu diesen Bemühungen lächeln die Männer bloß. Den Beamten erscheint es, und es ist auch bestimmt wichtiger, den Vorfall dazu auszunutzen, alle Männer und das ganze Lokal nach Waffen zu durchsuchen. Trotz aller Gründlichkeit und obwohl sie alles auf den Kopf stellen, finden sie wieder einmal nichts, aber auch gar nichts, was sie als Waffe bezeichnen könnten.

Sie gehen auch wieder, ohne besondere Maßnahmen ergriffen zu haben, nachdem sie die Namen der Posten und der Männer der Streife notierten. Vielleicht hängt ihnen die ganze dumme Sache selbst zum Halse heraus, weil man mit dem Vorfall, vom polizeilichen Standpunkt aus gesehen, so gut wie nichts anfangen kann. Auch der Reviervorsteher, der etwas später erscheint, ist sehr unzufrieden. Es ist immer unangenehm, im Revier ein derartiges, gewaltsames Vorkommnis zu haben, man hat lange Berichte zu schreiben und allerhand Ärger, letzten Endes nur der bösen SA halber, die das gar nicht wert ist.

Die Männer hängen nun Decken vor die zerschossenen Scheiben, der Wirt

macht ein sorgenvolles Gesicht, man schickt Streifen, um Feststellungen über den Verbleib der Kommune zu machen und Erhebungen auf eigne Faust anzustellen; denn eine Gegenaktion ist unerläßlich, aber nun kommen bereits die ersten Wahlergebnisse aus dem Lautsprecher, und sie werden eifrig notiert.

Es gibt Männer, die mit leidenschaftlicher Inbrunst große, vorbereitete Listen führen und jede Meldung gewissenhaft aufschreiben, die sich ereifern, wenn Lärm im Lokal das Verstehen einer Ziffer erschwert und darüber geradezu in Wut geraten können, und es gibt Männer, die sich überhaupt nicht darum kümmern, die ruhig ihren Skat weiterspielen und behaupten, erstens würde ja doch das Gesamtergebnis ein paar Stunden später bekanntgegeben, und zweitens sei die Stimmenverteilung vollkommen gleichgültig, der Führer werde die Sache schon zur richtigen Zeit in die Hand nehmen, zu ihm hätten sie dieses Vertrauen, und was blöde Hammel auf Wahlzettel schrieben, interessiere sie ganz und gar nicht.

Im großen und ganzen folgt man den Ansagen des Lautsprechers aber doch und begrüßt günstige Wahlergebnisse in schwierigen Bezirken mit begeisterten Zurufen, ja mit Stürmen von Jubel und Freude. Zwischendurch werden Stullen verzehrt, daneben wird ein Glas Bier getrunken; denn nun, nach Abschluß der Wahl, ist das Alkoholverbot gefallen. Bis zu den ersten Gesamtmeldungen bleibt man meist beisammen, dann ist der Wahltag vorüber, und die Männer gehen müde nach Hause.

Eine Wahl besonderer Art war die vom November 1932, als ein Rückschlag eintrat.

Eine wüste Hetze der Gegner war vorausgegangen. Die leichte Krise innerhalb der Bewegung, ausgelöst durch die bürgerliche Neigung zu Halbheiten und Kompromissen auf gewissen Seiten, wurde zur Behauptung aufgebauscht, die nationalsozialistische Bewegung sei im Zerfall begriffen.

Mit Wollust stürzten sich alle Organe der gesamten Presse Deutschlands, von der kommunistischen bis zur reaktionären, auf das, was vor sich ging. Der Wunsch war der Vater des Gedankens, als sie sich in dicken Leitartikeln darin überboten, die Bewegung als gespalten und zersplittert hinzustellen. Was zusammengelogen werden konnte, wurde getan. Nichts war gemein und dumm genug, um nicht gedruckt zu werden. Es schien das allgemeine Bestreben, sich gegenseitig in dieser Richtung rekordähnlich zu übertrumpfen.

Bis zu uns von der SA drang das alles überhaupt nicht. Auch bei uns hatte eine natürliche, gesunde und notwendige Reinigung stattgefunden, die lediglich ein organischer Vorgang war, der von Zeit zu Zeit unausbleiblich, ja, geradezu notwendig ist.

Auch wir säuberten. Was nicht zuverlässig und einwandfrei war, stieß sich von selbst ab oder wurde abgestoßen. Wir waren nicht gewillt, faule und zweifelhafte Elemente unter uns zu dulden und uns mit ihnen weiterhin zu belasten. Jeder gute SA-Mann wußte, daß uns mit diesen Kreisen nicht gedient war.

War doch die Zeit der meisten Blutopfer vorausgegangen, boten doch alle Gegner die letzten Reserven auf, um uns zu schwächen oder zu vernichten, sei es auf dem Wege der offenen Gewalttat auf der Straße, sei es durch agitatorische Überredung, sei es durch schlimmes Gift einer feilen Presse, die nichts anderes zum Ziel zu haben schien, als die Freiheitsbewegung der verhaßten und gefürchteten Nazis aufs bitterste zu befehden.

Abgefallen sind von uns damals Spitzel und Provokateure der marxistischen Parteien und jene Überläufer der Reaktion, die für uns niemals ein Gewinn sein konnten, weil uns weltanschaulich unüberwindbare Schranken trennen, und die nur mit der Absicht zu uns gekommen waren, ihre Suppe an unserm Feuer zu kochen.

Nr. 62 Der Führer in Frankfurt (Oder) 1931

Nr. 63 von Jagow im Kreise von SA-Kameraden (Verbotszeit 1931)



Nr. 64

Württembergische und badische SA in Zivil
begrüßt den Führer 1932

Gerade diese Wahl vom November 1932 zeigte die SA in ihrer unbedingten und besten revolutionären Zuverlässigkeit und in ihrer schlichten Größe.

Noch fester wurde der Kinnriemen gebunden, noch entschlossener und härter wurden die Gesichter, noch rücksichtsloser und kompromißloser die Taten, noch tiefer und bedingungsloser das Vertrauen zum Führer. Ja, es wurde begrüßt, auch von den einfachsten SA-Männern begrüßt, daß Menschen von uns gingen, die in unserm Lager nichts verloren, sondern sich dahin gewissermaßen nur verirrt hatten.

In einem Sturmlokal der Reichshauptstadt, mitten in einem der völlig roten Kietze, in einem Sturmlokal, das ein halbes dutzendmal von der Kommune überfallen worden war, dessen Scheiben oft genug unter peitschenden Schüssen zersprungen waren, vor dessen Tür Tote gelegen hatten und das lange Zeit polizeilich geschlossen gehalten worden war, in diesem Sturmlokal lag im November zur Wahl ein Trupp SA, einem der ältesten Berliner Stürme angehörig.

Der Tag war normal verlaufen, man hatte immerhin scharf aufpassen müssen, weil mehrfach dicht neben Wahllokalen Zusammenrottungen vorgekommen waren, man hatte des öfteren Streifen zum Schutz bedrohter Posten schicken müssen, da die Polizei sich besonders wenig sorgsam benahm, und es herrschte auf den Straßen eine überreizte Atmosphäre. Männer, die zum Wählen gingen, waren bereits auf dem Wege dahin angerempelt oder überfallen worden, denn der Gegner der Straße glaubte, dem Triumph, den ihm seine lügnerische Presse vorgetäuscht hatte, entsprechende Taten folgen lassen zu müssen. Hämische Gesichter verbargen auch vor den Wahllokalen ihre Freude nicht, und bürgerliche Kreise der Reaktion, die seit einiger Zeit der SA mit Achtung begegnet waren, glaubten nun wieder ihre alte Über-

heblichkeit zur Schau tragen zu können, glaubten nach außen hin zeigen zu müssen, daß irgendeine Bindung oder Gemeinschaft nicht bestehe und daß sie allein die nationale Front verkörperten.

Im Sturmlokal war es wie sonst.

Von Gereiztheit, von Nachgiebigkeit oder von Mangel an Vertrauen war nicht die Rede. Es wurde Skat gespielt wie sonst, es wurde gegessen und getrunken wie sonst, man zog auf seinen Posten im dünnen braunen Hemd und fror wie sonst, kurzum, es bestand äußerlich überhaupt kein Unterschied gegen früher.

Und doch war ein Unterschied da, den Außenstehende nicht bemerken konnten. Es herrschte eine größere Feierlichkeit und eine gefestigtere Ruhe wie sonst, weil jeder gute SA-Mann begriff, daß hier, an diesem Tage, etwas ganz Besonderes vor sich ging, daß hier, mit dieser Wahl, eine Auslese vor sich gehen werde, die eine Stärkung der Front zur Folge haben mußte.

Es wurde damals, in diesem Sturmlokal, eine Liste aufgelegt, in die eine ganze Reihe von Männern der SA das eintrug, was sie als Wahlergebnis schätzten.

Die Schätzungen waren durchschnittlich richtig. Jeder SA-Mann wußte, daß wir Stimmen verlieren würden, und jeder Mann wünschte, ja, drängte auf eine Bereinigung aus primitivem, gesundem Empfinden heraus, ohne von den tatsächlichen Vorgängen mehr zu wissen, als in unsrer Presse stand, und ohne von dem Lügenfeldzug der Gegner sonderlich Kenntnis zu haben.

So war damals, im Sturmlokal im roten Kietz, die Stimmung der SA-Männer des Trupps nach Bekanntwerden des Endergebnisses der Wahl eine vorzügliche. Es gab kaum jemanden, der auch nur das Gesicht verzog oder das Resultat als Schwächung empfand.

Die weitere Entwicklung hat dieser Auffassung der SA recht gegeben.

Wertvolle Menschen aus andern Lagern, die aus ausgeprägter Empfindsamkeit nicht zu uns kommen wollten, solange die Bewegung im raschen Aufstieg begriffen war, um nicht als Konjunkturritter betrachtet zu werden, fanden nun die innere Freiheit, zu uns zu stoßen, da es den Anschein haben konnte, als trete ein Rückschlag ein.

Daher bildete das rückläufige Ergebnis der Novemberwahl des Jahres 1932 eine feste und unerschütterliche Grundlage erhöhter und in der Geschlossenheit vermehrter Stärke in der Bewegung und auch in der SA.

Und es sei einmal glatt herausgesagt: Unter den Männern, die dann, um die Wende des Jahres 1932 zur SA kamen, befanden sich viele hochwertige Menschen, die heute von unbedingter Zuverlässigkeit sind, die den Geist der echten SA im tiefsten Herzen erfaßten und die dem Führer mit die Stützen sind, die er neben den alten Männern braucht. — — —

Ein Sturm fährt aufs Land

Das Trommelfeuer der Bewegung prasselt ununterbrochen über Deutschland. Der Führer ist unterwegs, die gesamte PO ist in fieberhafter Tätigkeit und die SA macht Dienst.

Bei der Massenversammlung ist sie Saalschutz, bei der Protestkundgebung steht sie stundenlang in sommerlicher Hitze, sie marschiert auf Propagandamärschen auf hartem Pflaster der Großstadt, sie ist vor Tau und Tag draußen mit Tausenden von Flugblättern in dunklen Straßen und Gassen, sie liegt in Alarmbereitschaft vor kommunistischen Aktionen oder wenn das Reichsbanner unter ungeheurem polizeilichem Aufgebot marschiert und die Straßen unsicher macht, sie wird als letztes Mittel Deutschlands gegen den bewaffneten Aufruhr ausgebildet und — in der Reichshauptstadt und andern Großstädten — bringt sie fast jeden Sonnabend einen Kameraden zu Grabe, der dem roten Terror zum Opfer fiel. Die Arbeitslosigkeit hat zugenommen, in planmäßigem Feldzug des gesamten Systems gegen die SA werden die wenigen Männer, die noch Arbeit haben, verfolgt, schikaniert oder entlassen, die Not in den Stürmen nimmt zu, kaum haben noch zwanzig Prozent ihre kümmerliche und meist schlecht bezahlte Beschäftigung, die Sturmführer fragen sich vergeblich, wie sie die Schulden für Kleidung und

Ausrüstung bezahlen sollen und wie sie zur Linderung des Elends beitragen können. Die Männer magern ab, haben hohle Augen, es fehlt ihnen an Schlaf, an Nahrung und an Erholung, sie sind völlig ausgepumpt, und nur der Wille zum Sieg und der tiefe Glauben an die Bewegung und den Führer halten sie aufrecht.

Der Sturm liegt in einem der rötesten Gebiete, immer muß jeder einzelne auf dem Posten sein, jeder Schritt aus dem Hause ist mit Lebensgefahr verbunden, und selbst im Hause, auf der dürftigen Treppe vom zweiten Hof, sind die kommunistischen Nachbarn bereit zu Gewalttaten.

Es sind nun sommerlich warme Herbsttage, strahlend prangt der Himmel über einem zerrütteten Deutschland, als wolle er die Mächte der Finsternis unterdrücken, die es beherrschen, und der Sturmführer beschließt, seine Männer einmal herauszureißen aus der Spannung und dem ununterbrochenen Kampf der Großstadt.

Er weiß, es gibt, nicht allzu weit entfernt, ein paar wohlhabende Dörfer mit stark nationalsozialistischem Einschlag, er hat seine Beziehungen dorthin, es ist ihm bekannt, daß die Partei dort einen rührigen Vertreter hat, dem der Besuch eines Sturms zu Propagandazwecken nur erwünscht sein kann, und er sagt sich, daß es dem Sturm gut tun wird, einmal in eine andere Umgebung zu kommen.

Es klappt auch alles ganz gut, auf den Brief hin folgt eine Einladung von den Bauern, gewiß, sie haben erst noch ein bißchen gezögert, teils, weil es sich um etwas Neues handelt, teils aus angeborener Schwerfälligkeit, aber sie sind dann doch sehr damit einverstanden.

Es gelingt auch, von Parteigenossen verhältnismäßig billig die erforderlichen Lastwagen zugesagt zu bekommen, und tatsächlich, am Sonnabend nachmittag um zwei Uhr stehen ein Überlandfahrer mit Anhänger und ein

gewöhnlicher Lastwagen vor dem Sturmlokal. Sie sind eine volle Stunde zu spät gekommen, jedoch wenn man nicht voll bezahlen kann, darf man auch zeitlich keine Ansprüche stellen.

Es wird mit der Abfahrt noch später, denn die Polizei wittert, vermutlich nur, um ihre eigne Bedeutung zu zeigen, einen ganz gefährlichen Transport von Schwerbewaffneten, die nichts anderes im Schilde führen können, als sofort und auf der Stelle die Republik zu stürzen. Es werden Ferngespräche mit den allerhöchsten Beamten geführt, aber es gibt dann doch keinen Paragraphen, der so dehnbar wäre, daß man damit die Spazierfahrt von harmlosen Zivilisten untersagen könne. Die Männer sind nämlich oben in Räuberzivil und nur unten braun gekleidet, sie gleichen, wie sie endlich, eng zusammengepfercht, auf den Wagen stehen, viel mehr der Kommune als tüchtigen SA-Männern, sie haben zum Teil die wildesten Kleidungsstücke und die verwegensten Kopfbedeckungen auf, und ihr Gepäck besteht zum geringsten Teil aus Tornistern, zum größeren aus Pappkartons, Handkoffern oder Rucksäcken.

Trotzdem, die ganze Maskerade genügt noch nicht, ein mißtrauischer Untertan des Reiches könnte doch noch Anstoß nehmen oder sich gekränkt fühlen, und so ergeht der Befehl, die Planen herunterzulassen und so festzumachen, daß man von draußen nicht sehen kann, was in den Wagen steckt. Sicher ist sicher.

Aufeinandergepackt wie die Heringe hocken die SA-Männer unter den Planen. Kaum dringt Luft herein. Die Wagen duften nach allen möglichen Dingen, die sie beförderten, und die animalische Wärme würde für einen normalen Menschen unerträglich sein.

Die SA ist nicht verwöhnt, sie stellt auch keine Ansprüche an Bequemlichkeit, sie beginnt, soweit es in der Dunkelheit geht, sich einzurichten, und sie

weiß, auch dieser Schmerz geht bald vorüber. Hätten die Männer sich selbst und ihr Gepäck ruhig verstauen können, wäre es jetzt bequemer, aber schon das Einsteigen mußte in aller Eile erfolgen, um kein Ärgernis zu erregen.

Ratternd und holpernd bewegen sich die Wagen, die keineswegs die neuesten sind, über das schlechte Pflaster der langgedehnten Vorstädte, schütteln Männer und Gepäck durcheinander, lassen ein paar, die nervös sind, fluchen und die meisten unter Führung einiger Spaßmacher lachen. In den Wagen drinnen hat man keine Ahnung, wo man sich befindet, man fährt durch unbekannte Viertel der Stadt, aber dann merkt man doch, daß man sich der Peripherie genähert hat.

Draußen im Freien werden die Planen hochgezogen, die Männer atmen auf, und jeder will einen Platz am Außenrand haben, um von dem Ausblick profitieren zu können. Niemand kennt diese Gegend hier, erstens kommt man überhaupt selten aus der Stadt heraus und zweitens niemals in diese Richtung, die der der gewöhnlichen Ausmärsche entgegengesetzt liegt.

Fein ist es hier draußen, was?

Die Bauern arbeiten auf den Feldern, fröhliche, dralle Mädchen erwidern die winkenden Grüße, die Gespanne schreiten bedächtig über die Äcker, und nichts deutet auf Kommune und Reichsbanner, auf demokratische oder jüdische Hetzblätter und gestrenge Polente. Alles sieht friedlich und sehr warm und heimatlich aus unter den nun schrägen Strahlen der Sonne.

Die Männer rauchen ihre Zigarette oder ihre Pfeife, sie teilen mit den Kameraden, die nichts haben, oder lassen sie ziehen, und etliche kauen mit vollen Backen an den dicken Stullen, die die Frauenschaft mitgegeben hat. Kampflieder ertönen durch die klare Luft und lassen die ländliche Bevölkerung aufhorchen.

„Kommen wir durch Ortschaften, dürfen wir uns weder zeigen noch singen“, hatte der Sturmführer angesagt, „also rechtzeitig Köpfe herunter und Schnauze halten.“

Er hat recht, denn schon der erste Dorfpolizist mustert recht kritisch die zivile Oberhälfte der verdächtigen Gestalten, die es nicht lassen können, sich über dem Rand der Außenwände zu zeigen. Man sieht, er schreibt sich vorsichtshalber die Nummern der Wagen in sein Notizbuch.

Die Fahrt geht weiter, durch offenes Land und Ortschaften und dann durch den wundervollen Wald vor dem Städtchen, das passiert werden muß und das durch eine schwere Schlägerei mit Hunderten von Roten in den Jahren zuvor eine gewisse Berühmtheit erlangt hat.

Was steht dort, hinter der Kurve, auf der guten Landstraße, mit Karabiner umgehängt? Natürlich Polizei mit Fahrrädern. Also ist die Fahrt schon weit hinaus in das Land signalisiert worden.

Der Sturmführer palavert mit den Beamten, die eigentlich gar nicht so aussehen, als ob sie Nazifresser wären, und die die Wagen samt Ladung kritisch mustern.

„Befehl ist Befehl“, sagt der eine, und „Schnaps ist Schnaps“ ergänzt der blonde Truppführer grinsend.

„Alles aussteigen“, befiehlt der Sturmführer, der nun doch ärgerlich wird ob der verlorenen Zeit. Zu dieser Stunde wollte er bereits in den Dörfern sein.

Es hilft nichts. Sämtliche Männer und das gesamte Gepäck werden auf Waffen hin untersucht. Das dauert, obwohl die Beamten es nicht sehr gründlich nehmen, nahezu eine Stunde. Endlich erfolgt die Weiterfahrt mit der strikten Weisung, das Tempo der Polizei zu Rade einzuhalten.

Vorne und hinten Polizei, wird der Sturm in das Städtchen hinein eskortiert.

Richtig, um das Amt herum stehen schon die verdächtigsten Gestalten von Reichsbanner und Kommune und begrüßen die SA in der ihnen gewohnten Form. Langsam wühlen sich die Lastwagen durch die zögernd zurückweichende Menge.

Dann halten sie.

„Ich lasse meine Männer hier nicht beschimpfen, verstanden?" sagt der Sturmführer wütend zu den Beamten, „wenn Sie nicht Ruhe schaffen, räume ich die Straße mit meinen Männern."

Er übergibt die Aufsicht dem ältesten Truppführer und geht in das Amt.

Zuerst sieht alles sehr häßlich aus, im Vorzimmer sitzt ein richtig roter Oberwachtmeister, und der Empfang ist alles weniger als freundlich. Endlich erreicht der Sturmführer den allgewaltigen Major.

Siehe da, es stellt sich heraus, daß der keineswegs feindlich gesonnen ist.

„Die Meldung, Sie kämen hier durch, wurde uns von der Kommune gegeben, es hieß, Sie seien schwer bewaffnet. Sagen Sie mir, wer Sie sind..."

„Ein Sportverein, Herr Major."

„Gut, also ein Sportverein. Und dann sagen Sie mir noch, wohin Sie wollen und was sie wollen, ich muß anhand der nun einmal erfolgten Anzeige eine entsprechende Aktennotiz aufnehmen. Dann ist die Sache erledigt."

Die SA bibbert in den Wagen. Das wäre eine feine Gelegenheit, den roten Banditen einmal zu zeigen, was großstädtische SA ist. „Ruhe", mahnt der Truppführer vom Dienst wieder und wieder. Etliche Heißsporne wollen heraus und sich schlagen.

Es ist gut, daß endlich der Sturmführer zurückkommt.

„Weiterfahren!"

Die Wagen wenden schwerfällig in den engen, krummen Gassen, Kommune und Reichsbanner schimpfen, und der Sturm kann es sich nun nicht verkneifen, schmetternd klingt ein Kampflied durch die Straßen und lockt alles an die Fenster und in die Türen. Dann bleiben Menge und Städtchen schnell zurück.

Schöner, hochstehender Laubwald nimmt die Wagen erneut auf. Nochmals erscheint Polizei, diesmal auf Motorrädern, um sich zu vergewissern, daß der Sturm nicht doch noch wo anders hinfährt als angegeben. Eines der Motorräder kommt beim Wenden in den Sandweg und kippt. Der Sturm brüllt vor Vergnügen, während die Fahrt weitergeht.

An dem großartigen alten Kloster, an stillem, weitem See gelegen, zieht sich die gute Straße hin, und dicht dahinter warten wieder Gestalten auf der Landstraße. Es sind die Quartiermacher, die zu Rade vorausgefahren sind und nun zu melden haben, nicht nur, wie der Sturm untergebracht wird, sondern auch, welche Bauern in den nächsten Dörfchen und Höfen Kartoffeln und andere Lebensmittel bereitgestellt haben.

Es ist über alledem so spät geworden, daß die Sonne sinkt. Die Herbsttage sind nicht mehr lang, und ihre kühle Abendluft streicht über die Wagen. Bei halber Dämmerung halten sie vor einem großen Hof.

„Der Bauer hat fünf Sack Kartoffeln und einen Sack Erbsen bereitgestellt", meldet der Verpflegungswart.

Die griffgewohnten Fäuste der Männer wuchten sie hinauf auf die Wagen.

So geht es weiter. Hier gibt es Kartoffeln oder Hülsenfrüchte, dort dicke Laibe Bauernbrot oder Körbe mit Obst. Alles wird dankend und mit freundlichen Scherzworten angenommen, hat doch die SA-Küche in dieser Zeit der Anspannung einen bedenklichen Mangel an Lebensmitteln.

Nach mehrfachem Halten ist kaum noch Platz in den Wagen für die Männer, so reichlich ist das, was gegeben wird.

Seen dehnen sich unter dem letzten Sonnenschein, dunkel streichen Enten über das Schilf, und der melancholische Hauch des Herbstes liegt in der Luft über der Landschaft. An Stelle der Kampflieder stimmen die Männer alte Soldatensänge oder Volkslieder an.

Bei völliger Dunkelheit erreichen sie ihre Quartiere und werden eingeteilt. In einem Dorf schläft der eine Trupp geschlossen in der großen Scheune im Stroh, im nahen Nachbardorf kampieren die beiden andern Züge mit dem Sturmführer.

Aber vorher wird doch noch schnell das braune Hemd angezogen, die Männer begeben sich zu den Bauern, die für einen oder zwei, für drei oder vier die Verpflegung übernommen haben, und futtern gewaltig von dem, was vorgesetzt wird. Es wird noch etwas geklöhnt, man sieht, die Gastgeber wollen früh ins Bett, man bedankt sich und geht noch auf einen Sprung in die empfohlene Dorfkneipe, die ruhig und fast ohne Gäste liegt.

„Schade, daß es heute so spät geworden ist."

Ein paar Mann versuchen, einen Skat zu dreschen, aber sie alle sind von der reinen Luft und dem ungewohnt kräftigen Essen so ermüdet, daß die rechte Lust fehlt. Es ist da nur noch eine Hemmung in den Männern, ohne Dienst und ohne eine besondere Aufgabe schlafen zu gehen, sie meinen, irgend etwas müßte doch noch kommen, sie können noch nicht fassen, daß heute, hier draußen, auf dem Lande, andere Gesetze gelten als in dem angespannten Getriebe der Großstadt, und sie finden erst den Dreh, als die Truppführer sagen, „jetzt aber marsch, ins Bett."

Im Schein der Taschenlaternen zieht man sich aus und kuschelt sich ins dickste Stroh ein. Etliche mit losem Mund können es nicht lassen, Witze zu

machen und sich etwas zu erzählen, bis ein energischer Befehl zur Ruhe gegeben wird.

Früh am sonntäglichen, friedlichen Morgen sind die Männer wach. Es duldet sie nicht länger im Stroh, und nur ein paar Faulpelze müssen von den Scharführern unter die Pumpe getrieben werden. Dann geht es zu den Bauern zum Frühstück.

Tatsächlich, schon erscheinen die ersten Radfahrerstreifen der Roten, von Reichsbanner und Kommune.

„Macht nur, daß ihr schleunigst weiterkommt und von hier verschwindet", rufen die Männer, „sonst setzt es was!"

Die Gegner lächeln höhnisch, treten aber doch in die Pedale. Auch ein Wagen erscheint und fährt langsam durch die beiden Dörfer. In einem hält er vor der Wohnung des Lehrers. „Ist Sozialdemokrat", sagt einer der Bauern, „und der Mann im Wagen ist Gewerkschaftssekretär in der Stadt."

Wie ein Sturm der SA den Sonntag auf dem Lande verbringt? Nach der kurzen Morgenandacht von Sturm- und Truppführer? Laßt es euch sagen: wie die Kinder.

Diese Rabauken aus rotem Viertel, die gewohnt sind, ständig auf der Hut zu sein, die stets die Faust geballt haben, bereit zu Abwehr oder Angriff, die keineswegs eine gewählte Sprache haben, noch gepflegte Gewohnheiten, sie helfen in der Wirtschaft, wie und wo sie können, sie packen derb zu, wo es angebracht ist, und sie haben zarte, geschickte Hände, wenn es not tut.

Sie holen den Frauen Wasser vom Brunnen und tragen es in Haus und Stall, sie helfen beim Füttern des Viehs, hier sägt einer und dort spaltet einer Holz für die Küche, andere sind beim Kartoffelschälen und -kochen für Menschen und Schweine, ein Schmied verrichtet eine kleine Reparatur am Pflug, und ein Schlosser ist eifrig beim Feilen eines zweiten Schlüssels, dort

im Häuschen der Witwe, die keine Hilfe hat, spült ein SA-Mann das Geschirr und fegt und schrubbt Häuschen, Hof und Stall, hat das Vieh herausgeführt und legt neues Stroh unter. Ein Truppführer, der in einem Reiterregiment der Reichswehr diente, reitet stolz ein Pferd zur Schwemme und führt ein zweites am Halfter. Der verheiratete Scharführer hockt mit den Kindern seines Bauern zusammen und schnitzt ihnen Pfeifen und allerlei andere Dinge. Ja, und einer wiegt das Kind behutsam auf den Armen, das aus irgendeinem Grunde brüllt und nun, unter dem ungewohnten Eindruck des braunen Hemdes, ruhig wird.

Immer freundlich, immer mit einem Scherzwort und immer hilfsbereit sind die Männer, die im Laufe der Jahre des Kampfes vielerlei gelernt haben und in allem anstellig sind. Ihre harmlose Fröhlichkeit bezwingt auch die Bauern, die dem Besuch des Sturms mit unverhohlenem Mißtrauen entgegensahen. Und der Gemeindevorsteher, der zwar im nationalen Lager steht, vom Nationalsozialismus jedoch nicht das mindeste wissen will, wirft sich in die Brust. „Ich hätte gerne sechs Mann zu Tisch gebeten, jedoch der Vertreter der Partei hat versagt", spricht er gewichtig und von seinem eignen Werte überzeugt, nun, da er sieht, wie schnell sich die SA aus der Großstadt in die ländliche Umgebung hineinfindet, wie ungefährlich sie sich benimmt, von der doch auch die bürgerliche Presse mitunter schlimme Greueltaten berichtet hat, und wie rasch sie die Sympathien vorsichtiger Bauern erwirbt.

Die paar Roten im Dorf schäumen. Immer wieder erscheinen Radfahrer und Motorradfahrer beim sozialdemokratischen Schulmeister und verschwinden wieder, nachdem sie in ihrer Kneipe kurze Rast gemacht haben. Schon wird von einem Angriff der Kommune und des Reichsbanners gesprochen. „Laßt die blöden Latrinen", sagt der Sturmführer in beiden Dörfern an.

Nachmittags ist Propagandamarsch des gesamten Sturms. Die Dorfpolizei ist im Druck, entschließt sich dann aber doch, nichts zu sehen. Was soll

man Scherereien haben, denkt man in beiden Dörfern. Man will es zudem mit den Einwohnern, die fast restlos auf seiten der SA stehen, nicht verderben. Und die Stadt ist verhältnismäßig weit.

Die alte, erprobte Sturmfahne wird entrollt, und nun geht es los. Es wird ein langer Marsch durch Höfe, Dörfchen und Dörfer. Manchmal saust ein Motorradler oder ein Kraftwagen mit empört blickenden Insassen vorbei, jedoch das tut der Stimmung des Sturms keinen Abbruch. Man ist größeren Kummer gewöhnt. Jeder Mann sieht und fühlt, wie tief der Eindruck auf die ländliche Bevölkerung der ganzen Gegend ist, in die noch niemals eine Sturmfahne getragen wurde, in der noch nie das aufreizende und zwingende Hakenkreuz im Winde über den Feldern flatterte, in der noch nie der wuchtige Schritt einer geschlossenen SA-Abteilung auf harter Schotterstraße erklang. Die straffen, leuchtenden Gesichter der Männer tragen das ihre dazu bei, Bauern, Mädchen und Buben einen Begriff jener harten, unbeugsamen Entschlossenheit zu geben, die die alten Stürme auszeichnet.

Nachher, während des Marsches, wird unten am Fluß eine längere Pause eingelegt. Es geht ins Wasser des ruhigen Stromes. Die Badehose haben die Schwimmer im Brotbeutel mit. Es tut gut, nach Fahrt und Marsch am sonnigen Sonntag frei im Wasser herumzuplätschern und allerlei Unsinn aufzustellen. Halbe Dörfer haben sich als Zuschauer eingefunden.

Nach dem Rückmarsch und dem Abendbrot folgt das Hauptpropagandastück: In einem der Dörfer, in dem mit dem großen Saal, ist vom Sturmführer deutscher Abend angesetzt. Die Wagen bringen SA und Gäste aus dem andern Dorf herüber.

Am Abend zuvor und selbst noch am frühen Morgen waren die Dorfmädchen sehr zurückhaltend und ließen sich kaum sehen. Die Eltern oder

Dienstgeber waren mißtrauisch und hatten Bedenken. Heute erscheinen sie im schönsten Schmuck. Erst stehen sie etwas steif herum, und die Burschen blicken leicht unwillig auf die Konkurrenz im Braunhemd. Dann finden sich alle hinein in die Fröhlichkeit, und die Burschen neiden es den SA-Männern nicht mehr, wenn sie ihre Mädchen derb im Arm haben und nach den Klängen der Dorfkapelle herumschwenken, daß es eine Lust ist.

Der Sturmführer hat zur Einleitung ein paar passende Worte gesprochen, er sprach vom Führer und vom Dritten Reich, und sitzt nun zusammen mit den dicksten Bauern, nachdem er seine Pflichttänze erledigt hat, wie sich das gehört. Für ihn ist der Dienst noch nicht zu Ende, gilt es doch, den hartnackigen und schwer überzeugbaren Bauern klar zu machen, was eine nationalsozialistische Regierung für sie bedeuten werde, was für Vorteile gerade die ländliche Bevölkerung im Dritten Reich haben werde, und wie sich durch die nationalsozialistischen Wirtschaftsformen in erster Linie die gesamte Landwirtschaft erholen müsse, die heute unter marxistischer Mißwirtschaft nahe am Abgrund stehe. Er geht auf die notwendige Preissteigerung für ländliche Erzeugnisse ein und berührt damit den Punkt, den die Bauern am schnellsten begreifen und der sie am tiefsten überzeugt.

Um Mitternacht wird Schluß gemacht. Der Sturmführer spricht den Dank des Sturmes aus, läßt die Männer antreten, ein dreifaches Siegheil und das Horst-Wessel-Lied erklingen durch die Nacht, und zur Rückfahrt wird gerüstet. Natürlich können etliche der Männer ihre Sachen nicht finden oder müssen von einer schnell gewonnenen Braut umständlich Abschied nehmen, andere kippen noch einen Trunk mit ihren Gastgebern oder schleppen sich mit Paketen mit Lebensmitteln, die ihnen gespendet wurden, schließlich aber, eine Stunde später, ist doch alles verfrachtet. Die Lebensmittel, die tagszuvor gegeben wurden, sind am frühen Morgen schon

in die Stadt geschickt worden, aber auch im Laufe des Sonntags kam wieder soviel zusammen, daß das Gedränge und die Enge in den Wagen fühlbar sind. In den unmöglichsten Stellungen liegen die Männer durcheinander, aber sie schlafen doch meist, müde von Luft, Tanz und Essen.

Es dämmert, da die Wagen in die Großstadt einfahren, und die Polizei, die am Rande schon bereitsteht, mahnt den Sturm daran, daß er wieder in sein ureigenstes Kampfgebiet zurückgekehrt ist, daß die anderthalb Tage Erholung vorbei sind, und daß hier, im grauen, abweisenden Häusermeer mit seinen Drohungen und Tücken, der endgültige Sieg nur errungen werden kann, wenn die Herzen stark und entschlossen sind, und wenn der festangezogene Kinnriemen die stete Bereitschaft kündet, unentwegt zu kämpfen bis zum Tode. — — —

Das rote Berlin

Wie es damals, im Jahre 1925, in Berlin aussah?

Berlin ist noch die Domäne der marxistischen, demokratischen und jüdischen Presse, die das riesige Häusermeer beherrscht und die Seelen der Menschen, die da hausen, in ihren Fängen und Krallen hält. Ist die Hochburg einer satten, großenteils verbürgerlichten Sozialdemokratie, die zu einer hinterhältigen Bonzokratie und zu einem System geworden ist, das sich schwer angreifen läßt. Birgt in seinen Mauern, in unerforschten Stadtteilen ganze Viertel von Verbrechertum, das allzeit bereit ist, loszuschlagen und sich denjenigen anzuschließen, die Unruhe stiften, sei es auch nur, um zu rauben und zu plündern. Hat eine kommunistische Partei, die im Wachsen ist, weil das zunehmende Elend der Großstadt ihr immer neue Anhänger zuführt, und die offensichtlich und unverhüllt unter Moskaus Fittichen steht und arbeitet. Ist der gegebene Nährboden für Unzufriedenheit und alle schlechten Instinkte. Hat Stadtteile von Luxus und raffiniertem Wohlleben, hat andere minderwertigen, feigen Bürgertums, das stumpf und schwunglos nur die Magenfrage kennt, und solche, in denen Menschen gleich Tieren leben. Hat eine Fassade von kühler Sachlichkeit und Fortschritt, die man bei passenden Gelegenheiten vorzeigt, und Häuser und Höfe von

grauenhafter Verwahrlosung. Besteht aus Menschen aller Provinzen, die automatisch die Hast, die Unruhe und die beißende Kritik des Berliners annehmen, aber nur langsam und meist spät seine Gewandtheit, seine Hilfsbereitschaft und Gutmütigkeit. Zeichnet sich durch eine Stadtverwaltung aus, die voller Korruption ist und immer tiefer in Schulden gerät. Hat ein Polizeipräsidium, das aus Grundsatz rot ist und Judas Befehle ausführt. Gibt tausend Vereinen und Vereinchen Raum, vom Ringverein anfangend bis zu zahlreichen Gründungen der Reaktion, die sich unterscheiden wie Wasser und Feuer und doch etwas Gemeinsames haben, nämlich die unablässige Sabotage von Staat und Wirtschaft.

In Berlin sitzen die Gummiknüppel der Polizei lockerer als irgendwo anders, in Berlin balanciert jeder auf des Messers Schneide, rutscht er, so schneidet er sich. In Berlin geht alles hart auf hart, da gibt es nicht die ruhige oder auch lärmende Nachgiebigkeit des Süddeutschen, die Leichtigkeit des geschickten Rheinländers, die Gelassenheit des Deutschen von der Wasserkante, den Fatalismus des Ostpreußen oder des Schlesiers, noch die Fröhlichkeit des Mitteldeutschen. In Berlin entscheidet niemals das gute Wollen, nein, nur der rücksichtslose Erfolg. Berlin will zunächst keine kühle Überlegung, es will durch eine schreiende, aufdringliche Reklame überrumpelt, gepackt, gefangen, überwältigt werden. Logik ist vorerst Unsinn, und anscheinender Unsinn kann Trumpf werden. Berlin ist eine große Straße des Lebens, alles ist da vertreten, und auf der Straße wird das anerkannt, was in die Augen springt, und nicht das, was man nicht sieht. Immer aber werden anerkannt Tapferkeit und Kühnheit und das unbedingte Einstehen für eine Idee, immer liebt man das Außergewöhnliche und Neue und macht ihm Zugeständnisse, auch wenn man es nicht billigt, stets ist man aufnahmefähig für die entschlossene Handlung, wenn auch

skeptisch in ihrer Beurteilung. Und wer mit hartem Sarkasmus, schnoddriger Schnauze und derben, schlagbereiten Händen an das Untier Berlin herangeht, der wird es zwingen, dem ergibt es sich und dem jubelt es eines Tages zu, wenn es erkannt hat, daß hinter diesen Dingen eine große und zwingende Idee leuchtend steht.

In dieser verwirrten und verwirrenden Stadt standen die Gruppen vom Frontbann, unauffällig in ihrer Tracht, normalerweise nicht anders angesehen als irgendwelche Abteilungen der zahlreichen Wehrverbände und nur dann von jähen Wellen von Haß und Untermenschentum überfallen, wenn sie an die Öffentlichkeit traten und Rechte beanspruchten. Wenn gelegentlich einer Veranstaltung, wie in Haberlands Festsälen mit der bekannten, wütenden Saalschlacht, die Polizei erkannte, daß da ganz gefährliche, nationalsozialistische Lehren vertreten, ja, mit derben Fäusten betont wurden, während doch die gesamte Berliner Presse die Bewegung totgesagt hatte und immer wieder totsagte oder auch als nicht bestehend unterschlug.

Aus dem Frontbann entstanden die ersten Berliner SA-Stürme in Spandau und am Alexanderplatz, in Charlottenburg und Moabit, in Lichtenberg und in Kreuzberg.

Mit ihnen erschien das einheitliche Braunhemd in Berlin, das die unauffällige Windjacke verdrängte und sofort alle Gegner auf den Plan rief. Es wurde als unerhörte Herausforderung bezeichnet, als wahnsinnige Frechheit oder als lächerliche Maskerade.

Die nationalen Wehrverbände behaupteten, es sei eine dem Ausland nachgeäffte Tracht ohne Stil und ohne Tradition, für deutsche Verbände kämen nur Feldgrau und feldgraue Mütze oder Stahlhelm in Betracht. Die Bürger sagten, die SA solle sich nicht wundern, wenn sie von den Roten

verfolgt werde, solange sie im braunen Hemd derart auffallend herumliefe. Die jüdische Presse stürzte sich mit Wollust auf die Neuerscheinung im Straßenbild und übergoß sie mit Spalten voller Unrat. Aber etwas war erreicht: Die Aufmerksamkeit war selbst in der Riesenstadt erweckt, stets wieder zog das Braunhemd die Blicke aller auf sich, sei es in Haß oder Liebe, in Abscheu oder in bürgerlicher Mißbilligung.

Die Parteiorganisation in Berlin war damals schwächlich. Es mangelte der Feuergeist, der Feuerkopf, der den Moloch der Großstadt anzugreifen wagte und die PO aus Untätigkeit und Verborgenheit herauszureißen verstand. Die SA empfand das, fühlte die Ziellosigkeit eines kümmerlichen Daseins und vegetierte. Gewiß, es erforderte Kühnheit und Mut, nachts oder spät am Abend, ja, in bestimmten Vierteln schon tagsüber das Braunhemd zu zeigen, wo es den Tod oder doch schlimme Verletzungen bedeuten konnte, gewiß, es gab SA-Führer, Unterführer und Männer, die fanatisch und verbissen, unter dem Spott, der Beschimpfung, dem offenen Gelächter oder einem kritischen Nasenrümpfen, im braunen Hemd wirkten, um die Seele des deutschen Berliners in engem Kreise rangen, auf der Arbeitsstelle zu überzeugen versuchten und die Ideen des Führers propagierten. Aber die Geschlossenheit, die zum Ziele führen konnte, war nicht vorhanden.

SA und PO hatten in allen Provinzen Deutschlands Erfolge errungen, trotz unendlicher Schwierigkeiten war das Ruhrgebiet blutig und entschlossen reif gemacht worden für weiteren Aufbau, in Süddeutschland, in Ostpreußen und in Thüringen waren erhebliche Fortschritte erzwungen worden, im widerstrebenden Schlesien kam die SA trotz allem Terror voran, überall marschierte das Hakenkreuz, nur Berlin fehlte, war noch weit im Hintertreffen. Niemals kamen dort SA und PO über rein örtliche

Sauber zum Dienst . . . . .

. . . . . . hungrig beim Essen

Die SA gedenkt ihrer Toten

Teilerfolge hinaus, verloren im weiten Häusermeer kämpften kleine Trupps gleichsam wie in einer unendlichen Wüste aus Stein. Es fehlte die große Linie der Propaganda und der aufraffenden, gellenden Taten, die die Häuser der Stadt und die Herzen der Menschen schüttern ließen und die Seelen der Masse in guten oder bösen Aufruhr brachten.

Dieses Buch soll keinerlei Heroenkult treiben, es soll keine Namen nennen, sondern schlicht und einfach vom SA-Mann sprechen, wie er denkt, fühlt und kämpft und wie er wurde, und jeder SA-Mann soll sich darin irgendwie und irgendwo erkennen.

Die harte SA im roten Berlin aber ist undenkbar, ohne daß man einen Namen nennt, den Namen ihres Doktors, Dr. Goebbels, der trotz anfänglicher scharfer Opposition im Handumdrehen die PO auf eine geschlossene und feste Grundlage stellte, als er im Auftrag des Führers im November 1926 in der Reichshauptstadt erschien und diktatorisch und straff alles zusammenballte, was in der Bewegung erreichbar war.

Er war es, der die Kräfte der SA Berlins zur Entfaltung brachte, der sie zum politischen Wissen erzog und zwischen ihr und sich eine Bindung ganz besonderer Art schuf. Sein Standpunkt, nichts, was ernsthaft gewollt werde, sei unerreichbar, eroberte ihm die Herzen der SA, packte sie im tiefsten Innern, erweckte ihre besten soldatischen und revolutionären Eigenschaften und trug zu ihrer Entwicklung in hervorragendem Maße bei. Sein brennender Geist, seine scharfe und doch volkstümliche Dialektik, seine Klarheit des Denkens und seine Unverzagtheit gegenüber der tobenden feindlichen Masse gewannen ihm spontan die Herzen der SA, für die er „unser Doktor" wurde, der er heute noch bei allen älteren SA-Männern ist.

Er stellte die Disziplin der Berliner SA zwei Monate nach seiner Ankunft bei der ersten Massenversammlung in Spandau auf die Probe, die an sich

ruhig verlief, bei der jedoch zwei Parteigenossen auf der Straße mit Messern und Hiebwaffen verletzt wurden.

Dann kamen am 11. Februar die Pharussäle mit dem Thema „Der Zusammenbruch des bürgerlichen Klassenstaats."

Damit zog der Doktor mit seiner SA direkt hinein in den Machtbereich der Kommune, die bestimmte Viertel ausschließlich als ihr ureigenstes Gebiet betrachtete und deren Berliner Geschichte mit den Pharussälen durch zahlreiche Veranstaltungen ebenda aufs engste verknüpft ist.

Allein auf die Ankündigung hin heulte die gesamte Presse auf. Die Marxisten fühlten sich herausgefordert. Was wollte eine nationalsozialistische, also, weil national, bürgerliche Partei in ihr Gedankengut einbrechen? Nie durfte das ohne Strafe sein. Es mußte mit brutaler Gewalt verhindert werden, koste es, was es wolle. War es nicht das bedingungslose Vorrecht, die alte zugkräftige Devise der Marxisten, das Bürgertum zu bekämpfen und damit den Klassenhaß zu versteifen? Sollte etwa jemand, der da aus dem Rheinland zugereist war, sich das Aufreizende des erprobten Leitspruches zunutze machen?

In den Pharussälen entbrannte eine der grimmigsten Saalschlachten, die die SA jemals zu bestehen hatte.

Schon als der Doktor den Saal mit seinen zweitausend Menschen betrat, erhob sich ein unbeschreibliches Gebrüll und Gejohl, und auch die Straßen waren voller aufrührerischer Massen. Im Saal machten es von vornherein dauernde Zwischenrufe unmöglich, die Versammlung ordnungsgemäß zu eröffnen. Und bevor der Doktor zu Worte kam, ging es bereits los.

Der Hauptschreier, der sich inmitten der kommunistischen Meute durchaus sicher fühlte, war zum Erstaunen aller herausgeholt und auf die Bühne gebracht worden. Damit begann es.

Die Roten, die gewohnt waren, überall da, wo politische Gegner antraten, sie sofort durch die Gewalt der Faust zu unterdrücken, erlebten hier, daß die SA derbe, ja, derbere und entschlossenere Fäuste hatte als sie selbst. Und sie unterlagen, weil sie der Geschlossenheit, der Disziplin und dem unbedingten Draufgängertum der SA trotz ziffernmäßiger Überlegenheit nicht gewachsen waren.

Die Pharussäle waren der erste Einbruch in die Front der Gegner und damit der große Auftakt des Vormarsches.

Das verwüstete Trümmerfeld, in das der große Saal nach dem Kampf verwandelt war, war das Symbol für den Kampf der SA auf dem Wege zur Vernichtung ihrer Gegner. Und daß nach dem blutigen Rausschmiß der Feinde die Versammlung fortgesetzt wurde, als ob nichts geschehen sei, war bezeichnend für den Geist, der den Doktor und die SA erfüllte. Und wenn auch die eigentliche Rede nicht ohne Unterbrechungen gehalten werden konnte, weil der Doktor nach verwundeten SA-Männern sehen mußte, die draußen, vor der Tür, beim Abtransport von der Masse wütend angepöbelt, ja, angegriffen wurden, so wurde sie doch noch gehalten.

Die Wirkung dieser Vorfälle auf die Presse der Reichshauptstadt waren Spalten voller verlogenster Verdrehungen und Entstellungen und damit die beste Propaganda.

Berlin merkte nun: Die SA marschiert mit ihrem Doktor. Die Bewegung lebt, handelt, kämpft!

Die Verdunpolitik, den Gegner in seiner stärksten Stellung anzugreifen, trug ihre Früchte. Gegen die ausgebaute Schlüsselstellung Berlin anzulaufen, stärkte die Stellung der eignen Reihen im ganzen Reich. Das Vorgehen in Berlin war der Griff an die Kehle jener teuflischen Fratze, die über Deutschland hohnlächelte, die es beherrschte und zersetzte, die es umklammert hielt.

Ununterbrochen ging der Vormarsch weiter. Versammlungen wechselten mit Fahrten aufs Land in die engere und weitere Umgebung, bei bitterster Kälte, in Regen und heißem Sommer zeigten die Lastwagenkolonnen der SA das Hakenkreuzbanner überall in der Provinz. Wo eine kleine Truppe SA in schwerem Abwehrkampf gegen rote Übermacht stand, erschien die Berliner SA, stützte sie und zerbrach die roten Gegenaktionen.

Die Kommune stellte sich der SA mit Überfallabteilungen und Rollkommandos. Es nutzte sie nichts. Es kam zu Schießereien vor und nach Versammlungen, das Reichsbanner kam in großen Massen angerückt, oft mußte sich die SA zunächst einmal einen Weg freimachen, aber fast immer brach sie den Widerstand der Roten durch die eiserne Faust, setzte sie der rohen Gewalt die stärkere und zielsicherere Gewalt entgegen.

Ein unerhörter Terror setzte ein.

Die SA Berlins wohnt ihrer Herkunft entsprechend nicht in feinen Vierteln, wo Kommune, Reichsbanner und Verbrechertum nur dem Namen nach bekannt sind und wo man höchstens mit Gruseln und mit Abscheu liest, was sich im politischen Kampf abspielt, sie stammt aus dem Volke und lebt mitten im Volke in den ärmlichen Gegenden, wo die Gegner massiert aufeinander sitzen und herrschen.

Jeder Gang im braunen Hemd war da schon immer ein Wagnis gewesen und wurde es nun noch mehr. Je mehr sich die Gegner in der Abwehr gegen den kühnen Angriff zusammenballten, je mehr die geifernde Presse die SA zum Freiwild stempelte und zur Gewalt gegen sie herausforderte, desto bedrohter war das Leben jedes SA-Mannes.

Und war er verwundet, dann fehlte es ihm an Pflege. Er selbst hatte keine Mittel, keine geeignete Wohnung, und die Krankenhäuser waren rot, die Ärzte und oft auch die Krankenpfleger waren Juden.

Der Berliner SA-Mann wurde im Kampf mit dem Terror, in ewiger, revolutionärer Bereitschaft und im rücksichtslosen, tagtäglichem Geplänkel geschmiedet und gehärtet. Rasch wuchs bei ihm eine bewußte Tradition an Hand der Teilnahme an den wichtigsten Kämpfen in großen Lokalen, auf der Straße oder in der Provinz und an Hand der Zahl der Verwundungen. Die Marksteine im Kampf hielten in ständiger Spannung, steigerten den Schwung und die Tatkraft, erhöhten den Glauben an den sicheren Sieg.

Da war der Märkertag von Trebbin und anschließend die blutigen Vorfälle in Lichterfelde-Ost im März des neuen Kampfjahres, das so ereignisreich angefangen hatte.

Sonnabends war die SA hinausgefahren, am Sonntag hatte sie tagsüber in Trebbin gewirkt und den Herzen der gesunden Bevölkerung erneuten Auftrieb gegeben und den Glauben daran, daß ein unerschütterlicher Wille da war, jenes System zu stürzen, das Deutschland an den Abgrund gebracht hatte. Abends fuhr die SA zurück nach Lichterfelde, um von da zum erstenmal hineinzumarschieren nach Berlin.

Rotfront kam von Leuna zurück und saß im gleichen Zuge, den die Teile der SA bestiegen, die nicht mit Lastwagen zurückfuhren. Schon in Trebbin gab es Zusammenstöße, und Schüsse fielen von seiten Rotfront. Unterwegs kam es in den Abteilen zu weiteren Schlägereien, und als der Zug in Lichterfelde einfiel, bestand bereits Siedehitze. Die Menschenmenge vor dem Bahnhof, die auf die SA wartete, wußte ebenso wenig von den Vorgängen wie die Spandauer SA, die mit ihren Wagen draußen stand.

Pistolenschüsse klangen an ihre Ohren und mahnten sie daran, daß auf dem Bahnsteig besondere Dinge vorgekommen sein müßten. Vergeblich versuchte sie, den Bahnsteig zu stürmen.

Rotfront hatte vom abfahrenden Zuge aus die SA auf dem Bahnsteig beschossen, die gerade ausgestiegen war.

Mit schweren Verletzungen liegen mehrere SA-Führer und -Männer auf der Erde in ihrem Blute. Ein SA-Mann springt geistesgegenwärtig auf den fahrenden Zug, öffnet eine Tür und zieht die Notbremse, um die Täter nicht ungestraft entkommen zu lassen. In maßloser Wut stürzt sich die SA auf die Kommune, reißt die Rotfrontler aus dem Zuge heraus und verdrischt sie nach Strich und Faden. Dann erst erscheint die Polizei, sie kommt wieder einmal zu spät. Rotfront wird unter ihrem Schutz hinausgeführt, die SA, verbissen und trotzig, marschiert unter dem hellen Jubel der Menschenmenge nach Berlin ein bis zum Wittenbergplatz.

Daß die Ereignisse in Lichterfelde der jüdischen, marxistischen und demokratischen Presse ein willkommener Vorwand waren, mit einer verstärkten Woge von Haß, Lüge, Verleumdung und Schmutz über SA und Bewegung herzufallen, war selbstverständlich. Aus dem Angegriffenen, feige Überfallenen wurde der Angreifer gemacht, aus blutrünstigen Mitgliedern von Rotfront harmlose, kindliche deutsche Arbeiter, aus dem wilden Terror von Rotfront entstanden in wahnsinniger Hetze scheußliche Gewalttaten einer vertierten SA. Man appellierte an die obersten Polizeistellen und die Reichsregierung, man rief auf zum Kampf gegen das Hakenkreuz, denn man hatte erkannt, ahnungsvoll erkannt, daß die Bewegung in ein Stadium eingerückt war, in dem sie eine ernste Gefahr bildete, das der Auftakt zum Siege sein werde, wenn nicht mit drakonischen Maßnahmen vorgegangen werden würde.

Die gesamte große Presse der Reichshauptstadt schwenkte entschlossen in diese Front gegen SA und Bewegung ein.

Es ist notwendig, in diesem Zusammenhange darauf hinzuweisen, daß verschiedene Zeitungen jüdischer Verleger Millionenauflagen hatten und damit eine ungeheure Waffe der Propaganda gegeben war. Tagtäglich spritzten sie ihr Gift in die Seelen und Herzen der arbeitenden Massen.

Der Vater, der in die Zeitung guckt, sagt zu Frau und Kindern, „die verdammten Faschisten haben wieder drei friedliche Arbeiter ermordet, wundert euch nicht, wenn ich eines Tages nicht mehr nach Hause komme." Die Frau spricht auf dem Markt davon, bei ihren sonstigen Einkäufen, bei ihren Freundinnen, die Kinder in der Schule, auf dem Spielplatz und auf der Straße. Die Männer nehmen die lügnerischen Blätter mit auf die Arbeitsstelle, zeigen sie den Kameraden und sprechen mit ihnen, die vielleicht keine Zeitung halten können, über die unglaublichen Vorkommnisse. Im Laufe von wenigen Stunden sind die erlogenen Berichte unter Millionen von Menschen verbreitet, gehen hinaus in die gesamte Provinz, und wenn auch wirklich einmal eine Richtigstellung erfolgt, so kommt sie so spät, daß sie nicht mehr wirkt, und geschieht in einer Form, die unauffällig ist und übersehen wird.

So wird systematisch Stimmung gegen die „Faschistenhunde", die „Nazischweine", die „Arbeitermörder" gemacht, so wird eine Atmosphäre von Blut und Totschlag um die SA verbreitet, so wird sie zu tierischem Landknechtstum, zum Bravo des Kapitalismus gestempelt, ohne daß sie ein Mittel der Aufklärung hat.

Und der deutsche Arbeiter, gut in der Seele, aber irregeleitet von der planmäßigen Hetze und dazu noch beeindruckt von der primitiven Auffassung, was gedruckt sei, sei wahr, erblickt in der SA tatsächlich seinen Gegner, anstatt ihr die Hand zu reichen, und läßt sich gegen sie mißbrauchen.

Manchmal bringt ein Zufall die Wahrheit ans Licht. Da ist ein ehrlicher, kommunistischer Arbeiter, der bei einem der völlig entstellt wiedergegebenen Vorfälle selbst dabei war und den Mut besitzt, zu erklären, so sei es nicht gewesen, das sei ja alles Lüge. Oder ein SA-Mann schildert auf der Arbeitsstelle den richtigen und tatsächlichen Vorgang und erweckt, wenn auch zunächst mit Mißtrauen angesehen, doch allmählich Zweifel an den Presseberichten, schlägt mit seiner tapferen und keineswegs ungefährlichen Abwehr eine Bresche in die Vorurteile der andern, regt sie zum Nachdenken an und zieht etliche zu sich herüber.

Das Bürgertum aber wie auch die Reaktion hatten niemals den Bekennermut zur Wahrheit, auch sie sahen in der SA einen Feind und vermieden es peinlichst, auch nur ein einziges Mal entschlossen für sie einzutreten. Und unter der Menge der Zeitungen der Reichshauptstadt gab es nur ein Blatt, das es wagte, sich gelegentlich für SA und Bewegung einzusetzen.

Presse und Führung der KPD und SPD propagierten unentwegt das anarchische Mittel des Terrors als angebliche, notwendige Abwehrmaßnahme, und die Berliner Polizei unterstützte sie dadurch, daß sie nun, da der Kampf erbitterter wurde, grundsätzlich auf die Seite der Marxisten trat und die überfallene SA mit dem Gummiknüppel niederschlug, zum Präsidium schleppte und einkerkerte.

Die Machtmittel des Berliner Polizeipräsidiums sind so groß, daß der Polizeipräsident von Berlin gewissermaßen ganz Preußen beherrscht. Ein Sozialdemokrat als Präsident, ein allgewaltiger Jude als Vizepräsident, das besagt alles für den sinnlosen und ehrlosen Wirrwarr jener Zeitperiode.

Und wie geht es zu?

Was ein SA-Mann aussagt, ist von vornherein Lüge. Er ist allein deshalb schon unglaubwürdig, weil er das braune Hemd trägt. Man kann

Würzburger Reiter-SA während der Uniformverbotszeit 1930

Treuebekenntnis der SA an der Befreiungshalle an der Donau



Bei der Thüringer SA

Berlin=Brandenburger SA marschiert

ihn jederzeit zu Geldstrafen, zu Gefängnis oder Zuchthaus verurteilen. Sitzen muß er jedoch stets, weil er nie das Geld hat, eine Strafe zu bezahlen.

Ist er verurteilt, dann wirft sich die Presse in die Brust. „Gerechte Strafe für Arbeitermord!" „Viel zu mildes Urteil für Nazi-Revolverhelden!" sind nur zwei jener flammenden Überschriften, mit denen das offensichtliche Unrecht eines roten Gerichtes zum Recht gemacht und mit denen die Stimmung gegen die SA mehr und mehr verschärft wurde.

Wie ein heller und zündender Lichtstrahl im dunklen und bösen Kampf der Berliner SA wirkte der Besuch des Führers und seine erste Rede im Clou in geschlossener Mitgliederversammlung am 1. Mai 1927. Über die verleumderischen, häßlichen und von Grund auf verlogenen Berichte, die fast die gesamte Berliner Presse darüber brachte, regte sich kaum ein SA-Mann noch auf. Man war das gewöhnt. Aber das Gesicht des Führers, der damals noch Redeverbot hatte, überhaupt einmal gesehen zu haben, gab der SA einen frischen Impuls.

Die Bewegung konnte an der Niedertracht der Berichte nicht vorbeigehen. In großer Versammlung im Kriegervereinshaus nahm der Doktor dagegen Stellung und prangerte die Schandblätter schonungslos an. Ein betrunkener ehemaliger Pfarrer erregte durch seine Zwischenrufe die Mißstimmung der Zuhörer und wurde berechtigterweise durch etliche SA-Männer ziemlich derb hinausbefördert.

Das war der Zwischenfall, der seit langem gewünscht war.

Dieselbe Presse, die die christliche Religion ablehnte, beschimpfte und unzählige Male verspottet hatte, stellt den heruntergekommenen ehemaligen Pfarrer als unschuldiges, ehrwürdiges Opfer der SA und Bewegung hin, die gesamten Blätter von links bis zu den nationalen, bürgerlichen Zeitungen stimmen — wieder mit einer einzigen Ausnahme — in

das Zetergeschrei ein, das alles bisher dagewesene übertrifft, an die höchsten Reichsstellen wendet man sich voll von scheinheiliger Empörung, und das wird erreicht, was man wollte: Das Verbot der Partei wird ausgesprochen.

Heute erscheint die Art der Übermittlung als guter Witz. Die Annahme des betreffenden Schreibens wurde auf der Geschäftsstelle verweigert, der Bote heftete es daher an der Tür an, ein SA-Mann jedoch fährt in Uniform zum Alexanderplatz, also zum Alex des Berliners, es gelingt ihm durchzukommen, und das Schreiben fliegt in das Zimmer des roten Präsidenten zurück.

Trotzdem, die Bewegung und damit die SA sind für Berlin und Brandenburg verboten. Sie bestehen nach außen hin nicht mehr. Man glaubt sich des Gegners entledigt zu haben. Eine öffentliche Tätigkeit ist unmöglich. Die braunen Hemden der SA wandern in den Schrank.

Damals entstand das Wort der SA:

„Trotz Verbot
nicht tot!"

Es wurde zum geflügelten Wort, das bald überall bekannt war.

Was alles zwecks Rücknahme des Verbots unternommen wurde, wie ein Wust von Anklagen gegen Mitglieder der Bewegung und gegen Männer und Führer der SA entstand, mit welchen Mitteln im einzelnen gearbeitet wurde, um SA und Bewegung endgültig zu beseitigen, wie man hinter den Papieren und Akten her war, gehört nicht hierher. Das einzige, was als Abwehr getan werden konnte, waren Versammlungen, die nationalsozialistische Abgeordnete unter dem Schutz ihrer Immunität einberiefen und in denen sie zur Vergewaltigung durch das Polizeipräsidium Stellung nehmen konnten. Daß hierbei die SA in Zivil stets vertreten war, ist selbstverständlich.

Etwas wurde von den Gegnern erreicht. Eine gewisse Zahl von Flauen und Weichen schied aus. Das aber war tatsächlich eine Stärkung, denn eine Versteifung des Willens der übrigen und damit eine größere Geschlossenheit wurde bewirkt, wenn auch ganz ungeheure Schwierigkeiten dadurch entstanden, daß nun ein geregelter Geschäftsbetrieb nicht mehr möglich war und die dringend notwendigen Beiträge nicht eingingen.

Die SA turnte in Zivil herum, sie suchte und fand Zuflucht in vielen kleinen Vereinen, die oft die seltsamsten Namen trugen, sie blieb in sich geschlossen im alten guten Geist zusammen, sie erschien im weißen oder andern Hemd mit einer Schiebermütze oder in irgendeinem andern Gewand.

Als das unhaltbare Verbot für Brandenburg zurückgenommen worden war, hatte sie mehr Bewegungsfreiheit. Man traf sich außerhalb von Berlin, in Potsdam oder sonstwo, fuhr in Räuberzivil hinaus über die Stadtgrenze, zog sich die mitgenommene Uniform dort an, oft in unmittelbarer Nähe, um die aufpassenden Schergen vom Alex zu ärgern, und tobte sich aus.

Wurden SA-Männer in Uniform erwischt, so zog man ihnen unweigerlich das Hemd aus, mitunter auch die braune Hose. Mit dem ganzen Humor des Berliners wurden derartige, willkürliche Verfolgungen ertragen, wie auch die planmäßige Jagd, die auf die SA unternommen wurde. Die Polizeiorgane der Reichshauptstadt benahmen sich auf Befehl ihrer marxistisch-jüdischen Machthaber wie die Sklavenjäger gegenüber Negerstämmen Afrikas, nur mit dem Unterschied, daß diese sich wehren konnten, die SA aber nicht. Wo auch nur der geringste Verdacht der Zugehörigkeit bestand, schleifte man die SA-Männer zum Alex, sperrte sie wahllos ein, oft zusammengepfercht wie die Heringe, sei es auch nur, um sie so lange festzuhalten, daß ihre Brotgeber marxistischer Einstellung einen Grund hatten, sie wegen

Arbeitsversäumnis zu entlassen. Zum nach wie vor andauernden Terror der Straße trat der wirtschaftliche Terror der Staatsorgane mit dem Ziel der Vernichtung der Existenz der SA-Männer.

Der ungeheure Druck, unter dem die SA lebte, hatte, wie alle ungerechtfertigten Maßnahmen, doch auch ein Gutes: Zur Ehre der pflichttreuen und ehrlichen Polizeibeamten sei es hier gesagt, daß gar mancher gerade in diesen Zeiten zur Bewegung übertrat, angewidert und abgestoßen von der Gemeinheit der höchsten Vorgesetzten und erbittert und tief bewegt über die unanständige Art, in der vom Staate selbst gerade diejenigen bekämpft wurden, die die vornehmsten und saubersten Träger der deutschen Freiheitsbewegung waren.

Gar manches Mal verriet ein leises Augenzwinkern dem verhafteten SA-Mann, daß ihm im Beamten ein Gesinnungsfreund gegenüber stand, und schließlich war es so, daß in etlichen der vielen Abteilungen vom Alex ein Freund oder Parteigenosse saß, wie denn auch in einzelnen Revieren sympathisierende und verständnisvolle Beamte angetroffen wurden, die nicht mehr gewillt waren, den verbrecherischen Wahnsinn ihrer höchsten Vorgesetzten mitzumachen.

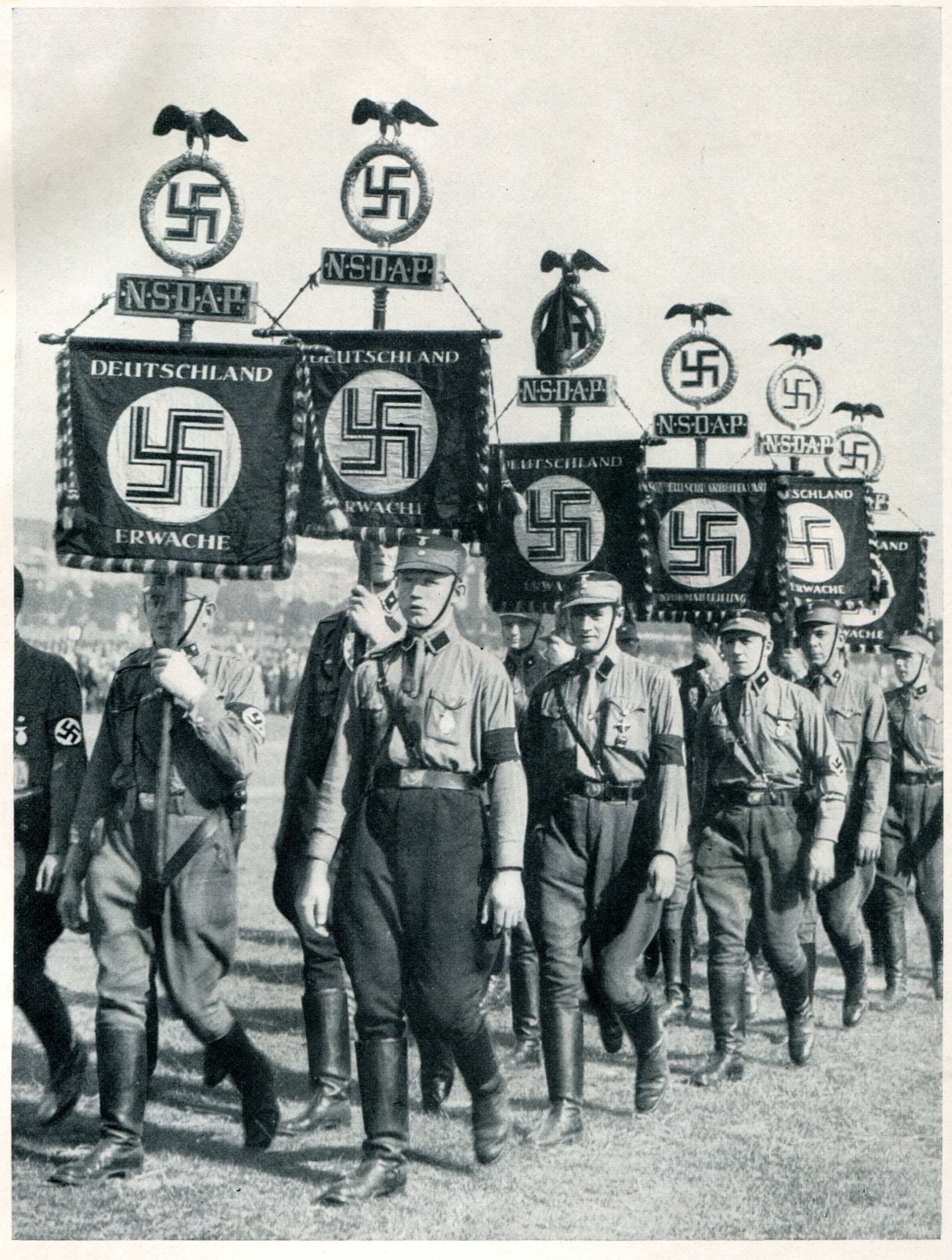
Dementsprechend aber mehrten sich auch im Alex die Akten schnell, die sich auf Disziplinarverfahren gegen Beamte bezogen, welche infolge ihres Verhaltens der SA gegenüber als nicht mehr zuverlässig galten. Wer die Angriffe mit Gummiknüppeln oder Attacken der Berittenen nicht feste mitmachte, wer einen SA-Mann nicht rücksichtslos behandelte, war gleich verdächtig. Er riskierte sofortige, fristlose Entlassung. Der Dank der SA gebührt jenen, die trotzdem mannhaft und aufrecht blieben, die rechtzeitig warnten, wenn eine Sonderaktion gegen SA und Bewegung geplant war, und die hilflosen, oft verwundeten SA-Männern menschlich entgegentraten.

Nr. 69

Schlesische SA in Braunschweig 1931

Nr. 70

Vorbeimarsch der schlesischen Fahnengruppen vor dem Führer



Nr. 71 Die sechs alten Standarten der Berlin-Brandenburger SA

Freilich, das war keineswegs die Regel. Bei gar vielen Polizeibeamten der Bonzenrepublik genügte schon auf dem Revier das Zugeständnis des Betreffenden, SA-Mann gewesen zu sein, um wahllos mit dem Gummiknüppel dreinzuschlagen, einerlei ob ins Gesicht, über den Kopf oder in den Rücken.

Im Sommer des Jahres 1927 fanden manche erwerbslose SA-Männer einmal in der Woche eine neue Tätigkeit im Dienst der Bewegung: „Der Angriff" war gegründet worden und wurde durch sie verkauft. Sie standen dann an den Straßenecken und brüllten mit starker Stimme den Passanten ihre Rufe entgegen. Ein Propagandamittel war im eigenen, wenn auch nur einmal wöchentlich erscheinenden Organ gefunden worden, das mithalf, obwohl das Blatt zunächst in Papier und Aufmachung sehr kümmerlich war. Einerlei, es war wieder etwas für die SA, man hatte etwas Kämpferisches, um die Aufmerksamkeit zu erregen und um zu zeigen, daß die SA und die Bewegung nicht tot seien.

Die SA, die in sich viel gefestigter und härter war als die PO und die Verbotszeit mit ihren Tücken mit einer Art von grimmigem Humor ertrug, setzte sich voll und ganz für die Zeitung ein. Wenn Parteimitglieder oft genug Inhalt und Form des Blattes kritisierten, so sagte es der revolutionären SA gerade seiner derben und scharfen Tendenz halber zu, da ihr das Hämmernde und Draufgängerische lag.

Gewissermaßen als Gegenmaßnahme wurden immer mehr SA-Männer vor den Kadi geschleift. Man sprach oder schrieb nicht mehr von der SA, man verurteilte SA-Männer ohne jedes Federlesen zu langen Gefängnisstrafen, wenn sie im braunen Hemd erwischt worden waren, wenn sie ein Abzeichen auch nur unter der Rockklappe getragen hatte, wenn sie in einen Überfall von seiten der Kommune oder des Reichsbanners verwickelt waren,

oder auch, wenn sie sich, wütend über die Unterdrückung ihrer persönlichen Willensäußerung, an irgend jemanden vom Kurfürstendamm vergriffen hatten oder gar gegen die Mißhandlungen tollwütiger Beamter auflehnten.

Aber die SA war immer genügsam. Hat sie einen Tag des Glanzes oder der Freude, irgendein Ereignis, das einen kleinen Erfolg bedeutet, so zehrt sie solange daran, bis der nächste nach vielen, endlosen, grauen Tagen kommt. Hat sie — das trifft auch heute noch zu — ein nahes, bestimmtes, irgendwie leuchtendes Ziel vor sich, so wirft sie entschlossen die ganzen Nöte und das gesamte Elend ihres damals verfolgten und geächteten Lebens in Bausch und Bogen hinter sich und freut sich und kämpft weiter.

Hier, im Jahre 1927, ist es der Nürnberger Parteitag, der der Berliner SA in einer Zeit, in der sie mit am meisten zu dulden hat, einen unbeschreiblichen Auftrieb gibt.

Trotz Verbot, trotz aller Schikanen und unablässigen Schnüffeleien marschiert auch sie, sammelt sie, spart sie unter den unerhörtesten Entbehrungen Pfennig für Pfennig, kommt sie auf die unglaublichsten Auswege, um etliche Groschen zusammenzukratzen, nur, um ja mitmachen zu können. Wochen vor dem Parteitag finden sich ein halbes Hundert Berliner SA-Männer zusammen, sie treffen sich außerhalb der Verbotszone, sie ziehen glücklich und frei ihr geliebtes braunes Hemd an, und sie marschieren nach Süden ab, zur alten historischen Stadt. Andere folgen getarnt in Transportzügen, die es trotz aller Abwehrmaßnahmen der Polizei zusammenzustellen gelang.

Diejenigen, die dabei waren, schöpften neue Kräfte aus dem Gefühl der Stärke, aus dem gewaltigen Aufmarsch vor dem Führer, diejenigen, die nicht mitkonnten, erlebten die Stunden innerlich mit und gewannen hellste Zuversicht aus den Erzählungen der Kameraden, die nach der Rückkehr berichteten.

Da war wieder die sichere Hoffnung, eine neue Basis, eine Plattform, die gewissermaßen die vergangenen Schwierigkeiten verdeckte, beseitigte und auslöschte und den noch bevorstehenden ganz neu und frischen Herzens entgegentreten ließ. Mochte man nun wieder im selben schweren Kampf inmitten des noch bei weitem feindlichen Häusermeeres der Großstadt stehen, man hatte wieder gewissermaßen ein Sprungbrett, man hatte das Vergangene hinter sich geworfen, man war ein neuer Mensch, noch gar nicht abgenutzt, verhungert oder müde, man wußte ja, man hatte den untrüglichen Beweis, es geht doch vorwärts, man stürzte sich wieder in den ungleichen, fast verzweifelten Kampf um die Seele dieser großen, abweisenden Stadt, es war jetzt ein frisch begonnener Aufmarsch gegen Bonzentum und Polizei, gegen den blutigen Terror von links und von oben.

Immer sieht man sich als Berliner SA an der Spitze des schimmernden Zuges, von Blumen überschüttet, jubelnd begrüßt von der Bevölkerung, man weiß, da, hinter einem, marschieren Zehntausende, die alle das gleiche braune Hemd tragen, das die Berliner Bonzen verfehmt haben. Jawohl, die Schurken können es ausziehen und wegnehmen, sie können einen einsperren oder über den Schädel schlagen lassen, aber nie vermögen sie das revolutionäre, warme Herz der SA zu treffen, immer bleibt es lebendig in jedem einzelnen, immer klopft es rhythmisch und eisern, und doch, und doch, und doch!

Und wo das Herz nicht mehr schlagen kann, wo es ausblutete in sterbenden, zuckenden Leibern, in den zahlreichen Toten, die unter dem Hakenkreuz fielen, da ist es die unsterbliche Seele, die fühlbar ist und die mit uns marschiert und uns auf den schwersten Gängen begleitet und leitet.

Immer klingen die mitreißenden Klänge der Kalbfelle und Querpfeifen und die lodernden Märsche der Kapellen vor den Toren der alten Reichsstadt

Nürnberg in den Ohren und, wenn man nur daran denkt oder gar an den Führer, wie er mit brennenden Augen seine SA marschieren sieht, dann erscheinen die Mauern der Großstadt nicht mehr tot und die sklavischen Beamten, die Banden von Rotfront und Reichsbanner und die noch immer fast geschlossene Feindschaft der Reichshauptstadt nicht mehr unüberwindlich.

Gewiß, da stehen sie schon wieder und bereiten den Empfang auf ihre Weise vor für die Rückkehrer. In Teltow, vor der Einfahrt nach Berlin, ist ein riesiges Kommando aufgeboten, man wird wieder einmal nach Waffen durchsucht, man kennt die Griffe der Beamten schon sehr genau aus vielfacher Erfahrung, man hat die ebenfalls bekannte, liebevolle Aufnahme, fast so, als ob da Ehrenjungfrauen aufgestellt wären, man wird verhaftet, ganz wie immer üblich, man wird in Lastwagen gesetzt, die Schupo hat Karabiner und sieht sehr gefährlich aus, man landet am Alex in den vertrauten roten Mauern, und man wird, dreivierteltausend Männer stark, anstatt mit Ölzweigen durch Gummiknüppel eskortiert.

Nachher werden die Herzen wild, und, weiß Gott, wäre die SA nicht so geschult, erfahren und diszipliniert, es gebe ein Blutbad sondergleichen: Die Polizei sucht die beiden neuen Standarten, die vom Führer übergeben wurden, sie findet das Tuch der einen bei einem jungen SA-Mann um den Leib gebunden, er wehrt sich verzweifelt aber vergeblich gegen die schamlosen Hände der Beamten und wird überwältigt.

Die SA kann sich nicht mehr helfen. Sie singt. Sie schmettert ihre Lieder hinaus, auch nach der Ankunft am Alex. Alle werden nacheinander vernommen, die übrigen jedoch singen und singen, und es klingt wie ein ununterbrochener Aufschrei empor an den häßlichen roten Mauern, wie da die Berliner SA unaufhörlich singt. Der Sang ist ein neues Gelöbnis, die Männer jauchzen trotzig ihre Lieder hinaus, ihre Freiheitslieder, die den



Nr. 72 Die Blutfahne von 1923

Nr. 73 Der Führer weiht eine neue Standarte mit der Blutfahne von 1923

Nr. 74

Ostmärkischer Radfahrsturmbann Breslau

Nr. 75

Kraftfahrer fertig zur Geländefahrt

roten Bonzen auf die Nerven fallen, in ihnen das erste Zähneklappern auslösen und Berlin zeigen, daß die SA kräftig am leben ist. Hart, erneut zusammengeschmiedet, unlösbar verbunden durch die gemeinsame Schmach vom Alex gehen sie hinaus in den ersten Tag der weiteren Kämpfe.

Natürlich, mancher findet seine Arbeitsstelle besetzt, roter Arbeitgeber und rote Kollegen grinsen. Die Plätze von Arbeitern, Angestellten und Beamten werden frei, die Republik hat wieder einmal Gelegenheit, willigen, untertänigen Anhängern etliche Pöstchen zuzuschieben. Auch gut, sagt der SA-Mann, auch wenn er mit Sorge an seine Familie denkt, und geht stempeln, zieht hinein in das Elend der Erwerbslosigkeit, wie sie seine Kameraden seit Jahr und Tag kennen.

Die Terrorakte der Gegner gehen weiter. In Schöneberg finden gelegentlich einer Versammlung eines Landtagsabgeordneten blutige Kämpfe mit der Kommune statt, der Schofför vom Doktor wird kurz darauf heimtückisch niedergestochen, kurzum, die roten Banditen, ermutigt durch die Maßnahmen des Polizeipräsidenten gegen die SA, toben sich aus, sie wissen, ihnen kann nichts passieren.

Andrerseits scheut sich die SA, die in ihrem festen Kern unversehrt und unerschüttert niemals ins Wanken gekommen war, nicht mehr, auch ihrerseits rücksichtslos vorzugehen und dreinzuschlagen. Sie arbeitet überdies um Berlin herum, wo feste Außenstellungen an die Großstadt herangetragen werden, sie liegt dauernd im Kampf und stärkt sich im Kampf, sie sammelt immer neue Erfahrungen, sie lernt die Spitzen ihrer Gegner kennen, sie wird politisch immer weiter geschult, sie erlebt im Oktober 1927 eine große Freude dadurch, daß das Redeverbot ihres Doktors aufgehoben wird und damit die Bewegung wieder hinaustritt vor das Forum der Öffentlichkeit.

Freilich, das Braunhemd muß noch lange, rund ein halbes Jahr im Kasten ruhen, aber die Tatsachen, daß trotz aller Verbote und elender Schikanen der Kampf vorwärtsgetragen ist und Erfolge zeitigt, daß nun ganz Berlin weiß, die SA marschiert allen Teufeln zum Trotz, daß man geschlossen dasteht und Zulauf hat, genügen vollauf. Man hat seine Praktiken, der Polizei zu begegnen, ihr zu entschlüpfen, sie zu frozzeln und zu ärgern, man weiß nun viel besser, was man auszusagen hat und wie man selbst die höheren Beamten zur hilflosen Raserei treibt, man fühlt, dort, die beamteten Gegner in ihren Klubsesseln am Alex werden etwas unsicher.

Der maßlose, verbrecherische Druck von oben hat einen Gegendruck erzeugt, der schließlich doch alle Fesseln sprengen muß, mögen darüber Jahre vergehen.

Begeistert zieht man dann das frisch gebügelte braune Hemd eines Tages wieder an, ja, es ist noch genau so ausgewaschen und dünn wie früher, und man kämpft weiter.

Es gibt keine geschlossenen Kolonnen, es sei denn mit besonderer Erlaubnis, die selten und ungern gegeben wird. Es ist Reichsbanner und Kommune vorbehalten, mit antideutschen, internationalen Plakaten zu marschieren, die Straßen der Reichshauptstadt unsicher zu machen und diejenigen der Zuschauer, die ihre Empörung nicht verbergen können, rücksichtslos niederzuschlagen. Sie dürfen das, die Polizei blickt weg. Stehen jedoch auch nur einige wenige SA-Männer ein paar Minuten zusammen herum, sei es nach dem Begräbnis eines Kameraden, sei es nach einer Versammlung, dann hagelt es Hiebe, erscheint ein auserlesenes, besonders gewalttätiges Überfallkommando mit unberechenbaren Absichten oder zum mindesten telefoniert der nächste Schupo voller Angst und voller Wut um Verstärkung.

In dieser Phase des Berliner Kampfes dringt die SA planmäßig in jene Viertel vor, in denen die Diktatur von Kommune und Reichsbanner errichtet sind. Erst geht man im prächtigsten Räuberzivil, im schwarzen Hemd der Kommune, zu zweit oder zu dritt auf Erkundung, nachher sitzt man da in der Kneipe, argwöhnisch beäugt von den Gästen als neue Erscheinung, nachher sucht man die Gegner im Bau auf, man arbeitet mit Propaganda und Flugblättern, man erobert eine Wohnung, vielleicht erst nach Monaten eine einzige, aber doch folgen andere nach, aus der einen Wohnung wird ein Haus oder auch, wenn es glückt, eine Gasse. Man sammelt dabei Ortskenntnis, lernt, wo Durchschlupfe von Straße zu Straße sind, man merkt sich Rückzugswege, und eines Tages hängt die erste, nachher die zweite und dritte Hakenkreuzfahne inmitten zahlreicher mit Hammer und Sichel. Der erste Einbruch ist gelungen und dokumentiert.

Bestimmt ist der Mann von Rotfront tapfer, er ist ein Draufgänger, sonst würde er die in dieser Straße selbstmörderische Tat nicht wagen, er muß immer beschützt werden, regelmäßig wird Streife gegangen. Das ist man ihm schuldig, der nun mit jenem Fanatismus zum Führer steht, der ihn vorher, irregeleitet durch Not, System und Hetze, für Moskau paktieren ließ. Wißt Ihr, was die Tat dieses Ersten heißt und für ihn bedeutet? Nein, sehr wahrscheinlich wißt Ihr das nicht.

Verfolgungen, Todesgefahr, unflätige Beschimpfungen für ihn, seine Frau und Kinder, tausend kleine Schwierigkeiten in Haus und Hof, in der Waschküche, auf dem Trockenspeicher und da draußen, wo von der ersten Stunde an alles auf ihn, den Abtrünnigen lauert. Hat er Arbeit, verliert er sie, will er sie, hat er keine mehr, bekommt er niemals welche, und will er stempeln gehen, blickt er in hämische Gesichter und wird hinausgeworfen oder verprügelt, geht der Unterstützung verlustig, wendet er sich um Schutz

an die Polizei, setzt es den Gummiknüppel, das Sinnbild des Sklavenstaates. Geht die Frau mit den paar Pfennigen einkaufen, so fallen die Weiber der Straße über sie her, ihre Stimmen überschlagen sich, „Du Nazisau", „Du Faschistenhure", kaum kann sie auf dem Wochenmarkt erscheinen, kaum noch traut sie sich über die Straße. Den Jungen lehnen die Nachbarskinder ab, sie nehmen ihm seine Spielsachen fort, in der Schule stellt sich der rote Lehrer gegen ihn, gibt ihm schlechte Zensuren, und auch dort mißhandeln ihn die andern Kinder. Abseits wird das kindliche Gemüt gestellt, verhaßt und verfolgt wie der Vater.

Der aber, trotzig und verbissen, geht seinen Weg, gibt nicht nach, macht keine Zugeständnisse, wird immer verbitterter, und mit der Erbitterung steigt die Überzeugung, das Richtige getan zu haben. Er hat nun einen bestimmten Glanz in den Augen, irgend etwas ist an ihm und in ihm, in seinem Gang, in seinem ganzen Gehabe, das ihn von den Nachbarn unterscheidet, das ihn als SA-Mann kennzeichnet.

Ein Gefühl der Sicherheit ersteht dann, wenn mehrere Fahnen in der Straße hängen, man geht schon sicherer und noch aufrechter, nicht mehr so ausschließlich voller Trotz, nein, viel freier. Denn es geht weiter.

Der rote Mord tobt einher, ja, man hat sich herumgeschossen und erwartet die Polizei. Die Straße erklang in ihren engen Hauswänden unter dem Knall der Pistolen, es ist eine Befreiung, es zuerst mitgemacht zu haben, wenn man gut davongekommen ist. Es ist irgendwie wie eine gewonnene Schlacht, man weiß, vielleicht gibt es jetzt eine Woche lang Ruhe.

Der Gegner ändert seine Taktik, nun, da die SA in kleinen, schier lächerlichen Vorposten und Streifen eingedrungen ist.

Es sind nicht mehr so sehr große Straßenkämpfe und Saalschlachten, nicht mehr so sehr große Ansammlungen aus Menschen, die die Hände tief in

den Hosentaschen haben und ganz bestimmte Gebärden aufweisen, nein, sie sitzen nun wartend in den Kneipen, sie schicken ihre Radfahrer hinaus zur Beobachtung, sie wissen an Hand genauer Listen, jetzt, etwa um Mitternacht, kommt der Überläufer, der jetzige SA-Mann aus seinem Sturmlokal, er geht durch jene Straße mit den dunklen Häusern, da ist dann der Bauplatz mit den geschichteten Mauersteinen, die ein gutes Versteck bieten, er muß da vorbei, er tut es auch stets, weil er dann gleich um die Ecke herum über die Brücke abbiegt, und man weiß, hier erwischt man ihn.

Er, der überlief, weil er erkannte, daß auch er für Deutschland kämpfen muß, er, der ungelernte, erwerbslose Arbeiter und deutsche Mensch, der tapfer das tut, was er muß, er hat dann jäh das Gesindel auf dem Hals.

Vielleicht hört er ein kurzes Geräusch hinter sich, bevor er sich herumdreht, ist etwas über ihm, brennend bohrt sich ein Messer in ihn, oder das Bewußtsein vergeht ihm so schnell, daß er den heimtückischen Schlag über den Schädel überhaupt nicht mehr fühlt. Was sie dann mit ihm tun? Wir von der SA wissen es alle.

Ein entsetzlich hinterhältiger Kampf ist es, der einsetzt.

In Berlin gibt es geschlossene, rote und verbrecherische Häuserblocks, nicht nur um das damalige Karl-Liebknecht-Haus herum, sondern auch anderswo. Diese Blocks haben in sich tausend Querverbindungen, über die Hinterhöfe, unter den Dächern durch die Böden, über die Dächer und oft durch die Keller. Immer sind da Auswege und Durchschlupfe. Dann gibt es rote Straßen, die ihre Verbindung zu sogenannten anständigen Straßen haben. Dort wird geschossen, hier kommt der Täter als friedlicher Bürger heraus und verduftet.

Ihr meint, die Polizei sei dafür da, für die Sicherheit der Straße zu sorgen? Ihr habt keine Ahnung, wie es war. Kommt die Polizei allein, so wird auch sie beschossen, stoßen Kommune und Reichsbanner mit SA zusammen, so

ist die Polizei nicht da, und erscheint sie, so tut sie Unrecht der SA gegenüber. Kümmert sie sich um das ununterbrochene, zähe, entnervende Ringen inmitten der Nacht? Nein, bestimmt nicht.

Du gehst durch die finsteren Straßen, siehst kaum einmal eine Gestalt. Manchmal gehen da einige Männer, die Mütze tief im Gesicht, Du weißt nicht, wer sie sind. Sie aber kennen jeden, der ihnen entgegenkommt, und sie und die Entgegenkommenden umlauern und beobachten sich gegenseitig. Um die Lokale herum paßt man auf einander auf, man wartet auf eine Blöße des Gegners, es ist ein Spiel wie das der Ringer, die umeinander herumgehen, gedeckt, geduckt und angriffslustig.

Jäh hat man sich am Hals, zieht das Messer oder knallt in die Scheiben des feindlichen Lokals.

Manchmal gehen SA-Männer in die Höhlen hinein, in die Mitte der wüsten Gäste von Kaschemme oder Kneipe. Vielleicht haben sie die Hand an der entsicherten Pistole in der Tasche, vielleicht sind Kameraden auf der Straße verteilt.

Da ist der junge Sturmführer, Ihr alle habt von ihm gehört, ganz Deutschland, wir alle singen seine unsterblichen Lieder. Er betritt die berüchtigten Lokale ganz allein und nur begleitet von Kraft und Glauben. Sie sitzen da, die Köpfe gesenkt, jeder weiß sofort, wer er ist, der es wagt, etliche drängen sich heran, er weist sie zurück, er sagt, ich warne euch, laßt mir meine Männer zufrieden. Er setzt sich in eine Ecke, wo er den Rücken frei hat, er weiß, sein Wille bändigt sie in dieser Stunde, alle die, die da böse und gierig nach seinem Blut herumsitzen. Es kommt ihm nicht darauf an, mit dem Anführer seelenruhig ein Glas Bier zu trinken, er lehnt dessen Warnung ab und spricht mit ihm. Er wirbt durch diese seine Taten, irgend jemand, der noch nicht dem Banne Moskaus völlig verfallen, noch nicht zum Verbrecher geworden ist,

sagt dann, wie der Sturmführer gegangen ist, „der verdammte Hund, Schneid hat er doch“, ein andrer denkt es nur und spricht es nicht aus, aber ein Beginn der Bekehrung, ein starker Einfluß ist doch schon da.

Viele Taten dieser Art sind geschehen im roten Berlin, stille kleine Taten voller Selbstaufopferung, die niemals erwähnt werden, die in sich selbst verklingen, wie ein leiser Ton einer Saite. Sie wirken, sie setzen sich zusammen und fügen sich aneinander, es ist, wie wenn aus einer Masche unter werkenden Händen langsam ein ganzes Netz entsteht und die Stadt allmählich überzieht.

Männer, gute deutsche Arbeiter aus verschiedenen Lagern kommen zu den Stürmen, aus schwachen Stürmen werden starke, man muß sie schon teilen und aus jedem Trupp einen neuen Sturm machen. Es gibt bald recht starke Sturmbanne und Standarten, niemals mehr wohnt ein verfehmter SA-Mann ganz allein in einer roten Straße, er weiß, jawohl, da, gleich um die Ecke wohnen Kameraden, ist ein hilfreiches Sturmlokal, und nur hier, an dieser Stelle, mußt Du noch sehr aufpassen.

Aber auch die beamteten Gegner sind wach. Voller Wut erkennen sie, daß ihre Maßnahmen letzten Endes das Gegenteil erzielen, daß sie ein Märtyrertum schaffen, das immer heller ins Licht der Öffentlichkeit rückt, das den Berliner anzieht, packt, begeistert, ergreift. Sie verbieten des Doktors Zeitung wieder und wieder, sie zerren ihn und seine Mitarbeiter zu dutzenden Malen vors Tribunal, die Gerichtsschreiber haben mit dem Doktor und der SA immer mehr zu tun, in Moabit gibt es nicht mehr nur ein paar dünne Aktenstücke, nein, nahezu Wagenladungen von dicken Bündeln, zähneknirschend erkennen Jude und Sozialdemokrat, die Herrscher Preußens, wie alle ihre Maßnahmen in das Gegenteil umschlagen.

Hilfloser und gleichzeitig noch brutaler werden sie. Sie ziehen immer wieder die rein marxistischen Hundertschaften heran, die, sei es vor dem Reichstag oder sonstwo, wahllos und sinnlos auf SA in Zivil, auf Frauen und Kinder, Männer, Kriegsverletzte und harmlose Passanten einschlagen, sie lassen bei jeder Gelegenheit von den Berittenen Attacken durchführen, sie geben blödsinnige Befehle, die unweigerlich aus ruhigen Menschenmengen ein Chaos machen und dadurch eine Lage konstruieren, die man den verhaßten SA-Männern zuschieben kann. Wie ein irrer Rausch weht die Luft am Alex, es gibt kaum noch etwas, das dumm und töricht genug ist, um es nicht zu tun.

Derweil mehren sich die Begräbnisse, sie sind für die SA außerhalb der Wahlzeiten die einzigen Gelegenheiten, marschieren zu dürfen, die Massen, die Rotfront stets aufbietet, stehen geifernd und tobend da, die SA wird mit Steinen und Unrat beworfen, wehrt man sich, so wird der Zug aufgelöst, man verzieht keine Miene, man darf es nicht, um nicht verhaftet zu werden, es heißt ganz einfach, sich beherrschen und dulden.

Der Freiheitsheld der Bewegung Berlins soll zu Grabe getragen werden, er hat unsägliches gelitten, seine Männer fieberten während des Krankenlagers, jeder einzelne weiß, er liegt da und leidet da für dich und für Deutschland, auch du hättest da liegen können, wäre er nicht gewesen, sie begreifen und fassen es nicht, daß er eines Tages tot ist, er, der ihnen die schönsten Lieder und das tapferste Herz geschenkt hatte. Sie stehen auf dem Friedhof und während sie wartend stehen, greifen brüllende Kommune und Untermenschen den schwachen Leichenzug an, sie wollen den Sarg erobern und aufs Pflaster schmettern, die Polizei setzt ein, zu Fuß, mit Berittenen und Panzerwagen, die Hufe der Pferde klirren auf hartem Pflaster, die Straße gellt auf, Schüsse knallen, und wo die Beamten eine Lücke lassen, setzt ein neuer



Nr. 76 Trotz 70 Jahre in Reih' und Glied

Nr. 77 Sanitäter bei der Arbeit



Nr. 78 Im braunen Hemd auf weißem Schnee

Nr. 79 Eine oberbayerische Jägerstandarte

Angriff wüster Massen ein. Die Reichshauptstadt erlebt das Ungeheuerlichste einer wirren Zeit, die versklavt und schmutzig ist, sie erlebt den offenen und bewaffneten Aufruhr mit dem Zweck der Leichenschändung. Auf den Friedhof prasseln Steine über die Mauern hinweg, klingt das Getobe der heulenden Menschen, ertönen die drohenden Rufe von Rotfront.

Was schreiben die Zeitungen darüber? Wir wollen es heute nicht mehr wissen. Wir wollen nicht mehr wissen, was sie aus dem Freiheitshelden machten, wie sie ihn mit seiner glühenden, reinen Seele in den Dreck zogen.

Die SA marschiert weiter, sei es im rhythmischen Takt des geschlossenen Zuges, sei es in Zivil, allein, zu zweit oder zu mehreren, sei es auf der Straße, im Haus auf morscher Treppe, sei es mit körperlicher Gewalt oder mit geistigen Waffen, mit den erobernden Lehren des Führers. Sie öffnet Tor nach Tor, Herz nach Herz, sie dringt ein, sie weicht nie zurück, stückweise erkämpft sie die Seele der Riesenstadt und hält und baut aus, was sie errang.

Sie wird wieder verboten, sie nimmt teil an Aufmärschen und Paraden, sie besucht Parteitage mit dem ganzen Schwung und der schimmernden Stärke der kraftvollen, längst gefestigten und unerschütterlichen Bewegung, um in die grauen Häuser grauer Straßen zurückzukehren, sie erlebt Rückschläge und das Streben ehrgeiziger oder kleinmütiger Männer, die es besser wissen wollen. Sie erkennt, unverbildet wie sie ist, die Feigheit jener, die durch billige Kompromisse parlamentarisieren möchten, alles rührt sie nicht im geringsten, sie sieht nur den Führer und sich selbst im Kampf um Berlin, sie schiebt alles zur Seite, was sich etwa dazwischen drängen will, sie weiß, sie hat nur die eine Aufgabe, die große revolutionäre Aufgabe, Berlin zu bezwingen.

In diesem einzig dastehenden Häusermeer erhält die SA naturgemäß ihre besondere Note, die Einwohnerzahl der Stadt ist größer als die manchen

deutschen Landes, hier heißt es doppelt hungern, sehr anspruchslos leben und unablässig aktiv sein, weil jeder Fußbreit, den man aufgibt, sofort wieder vom Gegner besetzt wird.

Und so schafft sie es. Sie besiegt das Häusermeer mit seinen Schatten und Tiefen, sie würgt das Reichsbanner zur Bedeutungslosigkeit herab, sie marschiert vor das Karl-Liebknecht-Haus und bringt Kommune und artfremdem Führertum bei, wer das Recht auf die Straße hat, wer zum Herrscher über Deutschland berufen ist und wer hier nicht mehr gewünscht wird. Starr steht sie auch gegen Reaktion und Bürgertum und erst recht gegen die bösartige, jüdische Demokratie mit ihrem hämischen Gift.

Auf dem Rot von Berlin zeichnet sich ein weißes Feld mit schwarzem Hakenkreuz ab, erst ganz schwach und unscheinbar, dann größer, klarer und stärker, immer mehr der geballten Fäuste von Rotfront öffnen sich zum Gruß des Führers, sei es auch vorerst noch widerwillig und voller Mißtrauen im Herzen, die letzten Nester des Widerstandes sind klar erkannt, gewiß, man weiß, man kriegt sie erst zu gegebener Zeit in die eigenen, starken Hände, es gibt bis dahin noch sehr viel zu tun und manches Opfer an Blut und Gut zu bringen.

Man weiß, das System ist morsch, da es geistig nichts, aber auch gar nichts aufzuweisen hat, sicherlich, es ist immer noch ein nicht zu unterschätzender Gegner, weil so viele mit der Hilfe der ganzen staatlichen Machtmittel um ihr materielles Dasein kämpfen. Man hat den Waffen und Mitteln nichts entgegenzusetzen als ein nacktes, wehrloses Leben und jene flammende Überzeugung, die siegen muß, weil sie rein ist.

In diesem Glauben eroberte die SA Berlins die rote Hauptstadt des Reiches. — — —

Betriebsterror

Grundsätzlich sorgen die Roten dafür, daß der SA=Mann bei der Arbeit nicht mitkommt. Wo sie können, machen sie ihm Schwierigkeiten, damit er sein Brot verliert. Zielbewußt und ununterbrochen arbeiten sie daran.

Der sozialdemokratisch=kommunistische Betriebsrat gibt die Losung aus, die radikalen Arbeiter setzen sie in die Praxis um. Je nach der Art des Betriebes ist die Besetzung in innenpolitischer Hinsicht verschieden, immer aber ist der SA=Mann das Opfer der Meute.

Fast alle Druckereien und Verkehrsgesellschaften, die Belegschaften von Elektrizitäts=, Wasser= und Gaswerken sind sozialdemokratisch, alle Fall=hammerwerke, Gießereien und andere Zweige der Industrie kommunistisch. Es war von jeher das Ziel der sozialdemokratischen Bonzen, Presse und Verkehrsmittel, Licht= und Wasserversorgung durch straffe Organisation der Arbeiter als lebenswichtige Betriebe fest in der Hand zu behalten, um gegebenenfalls gegen jeden Umsturz wirksame Waffen zu haben. Dazu kam noch die Polizei als Exekutivmittel und auch als Gegenmittel gegen die Reichswehr, der man nicht traute.

Arbeitet der SA=Mann am laufenden Band, so ist es sicher, daß ihm sein Nachbar das Stück so spät oder so ungeschickt zuschiebt, daß er seinen Arbeits=

gang nicht immer verrichten kann, daß er zurückbleibt und daß der ganze Betrieb stockt. Der SA-Mann kann sich die größte Mühe geben, er kann so flink sein, wie er will, der Herr Betriebsleiter läßt ihn rufen, und er muß gehen. Vielleicht erhält er das erstemal eine Verwarnung, beim zweiten- oder drittenmal fliegt er bestimmt. Und dafür, daß das zweite- und dritte-mal eintreten, wird gesorgt. Auszahlung. Schluß der Arbeit.

Oder am Fallhammer. Ich kann dir sagen! Du packst den Rohling, der noch rotglühend ist, mit der langen Zange, der Mann am Hebel aber läßt schnell den Hammer wieder fallen. Dann hast du den Salat. Der Hammer saust herunter, das Stück ist erledigt und mitunter auch, wenn die Zange mit darunter kommt, Stempel oder Matrize. Du hast noch Glück, wenn du selbst mit heiler Haut davonkommst. Auf jeden Fall bist du einfach erschossen, wirst ausgelacht und hörst wieder dasselbe. „Das Nazischwein paßt nicht auf, muß raus aus dem Betrieb."

Hast du schon schwere Goldleistenkisten geladen, die ihre zehn oder zwölf Zentner wiegen? Die du nur herumwuchten kannst, wenn deine Arbeits-kollegen wollen? Wenn alle an einem Strang ziehen und ihre Haken richtig und sicher einschlagen? Da stemmst du dich wie verrückt, wunderst dich, daß sich die Kiste nicht bewegt, und siehst dann, daß deine Kollegen überhaupt nicht mittun. Oder sie tun mit und lassen vorzeitig los. Nimmst du deine Füße nicht weg, sind die Zehen erledigt, vielleicht auch der ganze Knochen. Du kannst ein Krüppel werden für dein ganzes Leben. Geht dann die Ver-ladung zu langsam, schimpft der Vormann, dann heißt es einfach, „mit dem Nazi können wir nicht arbeiten, er faßt nicht an, will sich immer drücken, ist ein fauler Hund." Was willst du machen? Du bist allein, hast alle gegen dich. Schmeißt du deine Arbeit nicht selbst, um den Schikanen zu entgehen, so wirft man dich eines Tages hinaus.

Nr. 80

Westfälische und . . . . .

Nr. 81

. . . . . ostmärkische Reiterei

Nr. 82 Die Reiterstürme der Gruppe Nordmark in Kiel

Nr. 83 Sturmfahnen der SA

Einmal hast du dein Braunhemd eingepackt mitgenommen, weil du sonst nicht rechtzeitig zu deinem Dienst erscheinen kannst, und steckst es in deinen Kleider- und Werkzeugschrank. Im Betrieb weiß man noch nicht mit Sicherheit, ob du tatsächlich SA-Mann bist, bespitzelt dich jedoch ständig. Deine roten Kollegen kriegen heraus, daß in dem Paket dein braunes Hemd ist, und der Tanz beginnt. Du hast keine ruhige Minute mehr, sage ich dir.

Morgens nimmst du dein Arbeitszeug heraus und bemerkst, daß dir der große Schraubenschlüssel fehlt. Während du noch überlegst, ob du ihn vielleicht irgendwo vergessen oder verlegt haben könntest, fliegt er dir ins Kreuz, daß du zusammenknickst. Du siehst, wenn du dich mühsam herumdrehst, grienende Gesichter, hörst Bemerkungen, „wäre der Faschistenhund doch nur krepiert!"

Du fragst, wer geworfen habe. „Hier hat niemand geworfen, du willst wohl ehrliche Proletarier verdächtigen, was?"

Am nächsten Tage fehlt dir die Isolierzange aus deinem Spind. Entrüstet gehst du zum Betriebsrat. „Es ist ausgeschlossen, daß unsre organisierten Leute einen Schrank aufmachen und sich etwas aneignen, was ihnen nicht gehört", sagt dir der rote Bonze und feixt, „du hast sie wohl verkloppt?" Du erhältst eine neue Isolierzange und hast am nächsten Freitag entsprechend weniger in der Lohntüte.

Es kann auch schlimmer werden, am Schwungrad oder nahe dem ratternden Gestänge, an der Fräsmaschine oder nahe den Riemen. Ein Schubs des roten Nebenmannes, und die Hand ist drin oder das Bein. Hast du Glück, so ist es nur der Finger, und du bist noch gut davongekommen.

Und erst auf dem Bau. Du arbeitest auf schwankem Gerüst, auf schmaler Mauer oder auf dem Dach. Immer kann eine Planke rutschen, können ein paar Ziegelsteine fallen oder ein Mörtelkasten kippen oder auch ein Balken

ins Gleiten kommen. Trifft es dich, so saust du deine zwanzig Meter herunter. Und zehn genügen schon! Betriebsunfall. Wer weist die Absicht nach, wenn alle Zeugen gegen dich sind? Wenn alle dich hassen, der du allein stehst, wenn sie in jeder Minute nur darauf lauern, dir eins auszuwischen?

Weißt du, was dazu gehört, wenn ein SA-Mann das Wochen, Monate und Jahre aushält, wenn er vor sich auf die Arbeit seiner Hände und hinter sich ununterbrochen auf einen Angriff und eine Heimtücke aufpassen muß? Wenn er, sobald er auch nur in die Nähe seiner Arbeitsstelle kommt, keine Minute lang seines Lebens sicher ist? Kannst du dir den unaufhörlichen, stillen Kampf dieser Männer vorstellen, der das größte Heldentum in der Geschichte der SA ist? Weißt du, was es heißt, dann nicht zu verzweifeln?

Und weißt du auch, was den SA-Mann außer dem Glauben an seinen Führer als revolutionärem Kämpfer immer erneut die Kraft gibt, durchzuhalten?

Es ist die Gewißheit, im Laufe der Zeit durch Furchtlosigkeit zu wirken und erst einen und dann mehrere von der Kommune zu uns herüberzuziehen. Bei den Sozialdemokraten lohnt es gewöhnlich nicht, die sind zu sehr verbonzt und sitzen zudem meist nicht mehr in Betrieben, wo ein SA-Mann noch arbeiten kann. Bei der Kommune ist gutes Menschenmaterial, sind Arbeiter, die wenigstens für eine Idee kämpfen, wenn sie auch Blödsinn ist.

Da war vor Jahren einer meiner Kameraden in einem großen, städtischen Betrieb als einziger Nazi und SA-Mann. Übrigens ist er heute Sturmbannführer. Kurze Zeit ging es gut, auf Fragen hatte er ausweichende Antworten gegeben; er wollte erst einmal den Betrieb kennen lernen, bevor er zugeben wollte, daß er in der SA sei. Eines Tages sah ihn irgendjemand in

der Marschkolonne. Sie standen ja immer herum, um ihre Feststellungen in dieser Hinsicht zu machen.

Der nächste Arbeitstag kommt heran.

Sie lassen die schwere Kabelrolle in den schrägen Stollen sausen, wie der SA-Mann gerade ahnungslos unten steht. Um ein Haar wird er zermalmt. Er kann sich gerade noch in der Biegung an die Wand drücken, und ein glücklicher Zufall will zudem, daß die Rolle einen Bogen macht. Es handelt sich um Zentimeter.

Vierundzwanzig Stunden später fliegt ihm im Ankleideraum — das Umziehen ist immer am gefährlichsten! — von rückwärts ein Hammer an den Schädel, daß das Blut gleich herausspritzt. Es sind nur ein paar Arbeiter da, und er erkennt in schnellem Herumdrehen, daß ein bestimmter, breitschultriger Mann es sein muß, der den Hammer warf.

Der SA-Mann geht auf ihn zu, äußerlich kalt und innerlich kochend vor Wut.

„Weshalb hast du das getan?"

Er packt den Breitschultrigen an der Brust.

„Weil du zu den Arbeitermördern gehörst!"

„Ich bin Arbeiter wie du", antwortet der SA-Mann, läßt den andern los und sieht ihn fest an.

„Arbeiter? Kapitalistenpack seid ihr! Ihr wollt uns den Achtstundentag nehmen und den Tariflohn und wollt uns zu Sklaven des Kapitals machen!"

Der SA-Mann wischt sich das Blut ab, hält sein Taschentuch auf die Kopfwunde gepreßt und redet auf den andern ein. Er weiß, wie er zu sprechen hat, er kennt die Mentalität der Arbeiter aus dem roten Lager.

„Ich bin genau so Prolet, wie du Prolet bist, und wir haben fast neunzig Prozent Proleten in der Partei", schließt er.

Indessen kommen ein Dutzend weitere Arbeiter aus dem Betrieb hinzu, hören die letzten Worte mit an und stehen drohend umher.

„Du sollst froh sein, daß dir nur der Schädel blutet, daß wir dich nicht gleich totschlagen, wie du es verdienst", brüllen sie durcheinander.

Der Breitschultrige weist sie zurück.

„Das geht euch einen Dreck an, was ich mit dem Nazi habe, verstanden?"

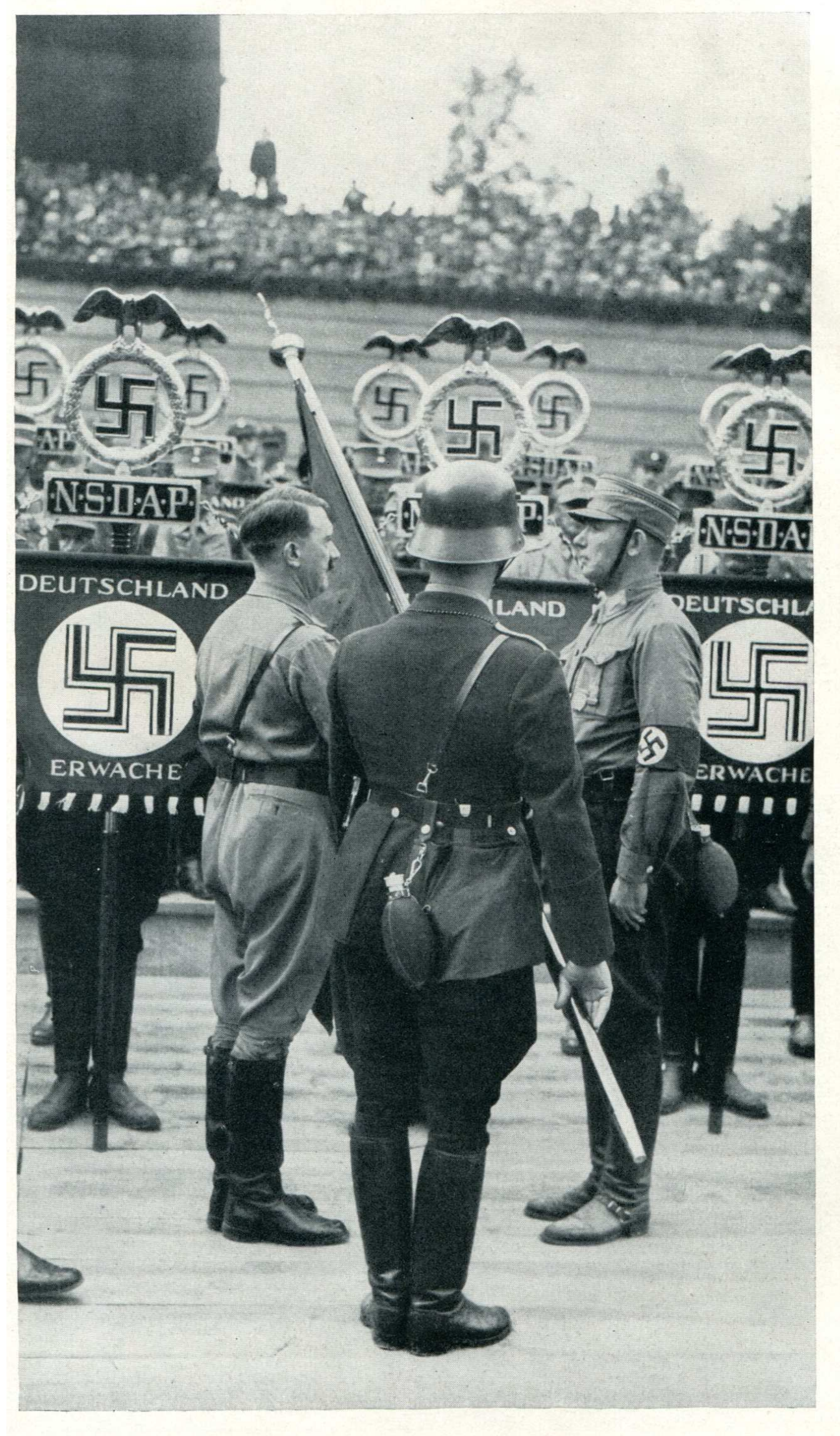
Nach Arbeitsschluß geht er mit dem SA-Mann zusammen, sie haben eine Strecke weit den gleichen Weg.

„Trinkst du ein Bier mit mir und einen Schnaps?"

Der SA-Mann bejaht.

Eine Woche später erscheint der Breitschultrige in einer bekannten Versammlung, die von Kommune und Reichsbanner gesprengt werden soll und mit einer erbitterten Saalschlacht endet. Er beteiligt sich nicht daran. Er hat dem Redner zugehört, er hat gesehen, mit welchem Schneid die SA sich gegen die wütenden Angriffe des überlegenen Gegners erfolgreich wehrt, bis sie alle an die Luft gesetzt sind, er hat auch das Gestammel der kommunistischen und sozialdemokratischen Diskussionsredner vernommen, denen Redefreiheit zugesichert worden war, er hat seine Vergleiche gezogen und ist bekehrt.

Er bringt eine ganze Reihe guter Männer mit sich, er tritt in einen Sturm ein und ist heute Truppführer in einem der ältesten Stürme und einer der besten Nationalsozialisten, die es gibt. Im Betrieb aber sind nun schon mehrere SA-Männer, nachdem der erste die entscheidende Bresche geschlagen hatte. Gewiß, die meisten sind noch feindlich, der Betriebsrat hetzt weiter, zumal er seine Stellung bedroht sieht, aber eines Tages wird er nachgeben müssen und mit seiner Weisheit am Ende angelangt sein. —



Blutfahne und Standarten

Sturmfahnen vor der Feldherrnhalle in München am 9. November 1933

Anmarsch der Standarten am 9. November 1933, München

Im Betrieb der großen Druckerei ist es besonders gefährlich. Sie ist sehr stark und sehr radikal organisiert, ein festes System umschließt die verschiedenen, in sich besonders eigenwilligen Arbeiter, wie man sie gerade unter Druckern und Setzern findet. Diese Druckerei ist ein lebenswichtiger Betrieb für den Staat, daher richtet die Sozialdemokratie ihr besonderes Augenmerk darauf, sie hat in allen leitenden Stellungen erprobte, zuverlässige Genossen untergebracht, die darauf scharf aufpassen, daß die unbedingte Herrschaft der Sozialdemokratie erhalten bleibt, wenn auch auf weniger wichtigen Posten die meisten Arbeiter kommunistisch eingestellt sind. In der Rivalität der beiden Parteien versteht es die Sozialdemokratie immer, die geldlich obere Schicht zu bilden, die Kommune ist zwar gut für die groben Straßenkämpfe und ähnliche Dinge, aber sie muß doch unten gehalten werden, damit die eigne Partei das Szepter in der Hand behält und gut verdient. Jawohl, man hat in diesen Jahren gelernt, man weiß, wie man das anpackt, man weiß, daß gutbezahlte Pöstchen einen starken Anreiz ausüben und jeden hoffen lassen, es auch einmal dahin zu bringen.

Der einzige SA=Mann im ganzen Betrieb mit seinen Hunderten von Arbeitern und Angestellten ist Maschinensetzer. Er ist ein sportgewandter Mann mit kühn geschnittenem Gesicht, er wohnt weit draußen im Vorort und ist dort in einem Sturm. Da die Druckerei städtische Arbeitsstunden hat, genügt seine freie Zeit für den Dienst, er kommt rechtzeitig nach Hause, um sich umziehen zu können. Er ist in der selten glücklichen Lage, daß Arbeit und Dienst nicht zusammenstoßen.

Man weiß noch nicht, daß er SA=Mann ist, er hat Frau und kleines Kind zu Hause, er verdient ganz gut und kann manchem Kameraden im Sturm helfen. Es wurde ihm von seinem Sturmführer gesagt, er solle sich möglichst nicht als SA=Mann zu erkennen geben, es sei besser so, er könne

doch oft die Herkunft von Flugblättern feststellen und all das, was dort in der großen Druckerei geschehe.

Eines Tages, nach einem kommunistischen Überfall, hört er die Hetzreden gegen die SA, hat noch eine Wut in sich, weil gerade sein Sturm den Angegriffenen zu Hilfe eilen sollte, aber zu spät kam, er kann es nicht lassen, er tritt dazwischen, sagt, er selbst sei SA-Mann, man solle die Lügen der Presse nicht glauben, sie alle im Betrieb wüßten doch, wie die Innenpolitik gemacht werde, und es sei eine Schande, daß die Zeitungen derart verleumderisch die Wahrheit entstellten und verdrehten.

Er hat die geschlossene Front gegen sich, man will nichts mit ihm zu tun haben, er kann keinen Schritt tun, ohne beschimpft zu werden, immer klingen die hämischen und höhnischen Zurufe hinter ihm her. Man hilft ihm nicht mehr, wie es Arbeitskollegen sonst tun, geht er zum Betriebsrat, sieht man ihn böse an. Die Arbeit wird zur Qual.

Erst wenige Tage sind vergangen, er steht vor seiner Maschine und wie er beginnen will und auf den Hebel am Gießmund drückt, spritzt ihm das flüssige Blei ins Gesicht und über die Hände und brennender Schmerz überfällt ihn durch die vielen kleinen Wunden, die entstehen und die die Hölle sind. Er ist Fachmann genug, um zu wissen, daß das ein Streich war, der ihm gespielt wurde. Es kann gar nicht anders sein, da hat jemand Wasser in das Rohr des Gießmundes getan, wird dann das flüssige Blei zum Gießen der Zeilen hindurchgepreßt und kommt es mit dem Wasser in Berührung, zerspritzt es in viele kleine Tropfen. Er geht zum Verbinden in die Unfallstation, da sind noch Bleistückchen in den Wunden, die entfernt werden müssen, er betrachtet sich im Gesicht und sieht, wie übel er zugerichtet worden ist, er hat noch Glück gehabt, wäre der eine Tropfen einen halben Zentimeter höher gespritzt, wäre das Auge weg gewesen.

Die Arbeitskameraden lachen nur, wie sie ihn so sehen, er beschwert sich beim Betriebsrat, wird aber abgewiesen, ja, man behauptet noch dazu, er selbst sei Schuld am Unfall, sicherlich habe er seine Maschine nicht in Ordnung gehalten, überhaupt lasse seine Arbeit nach, es seien bereits viele Klagen gekommen, in seinen Zeilen seien immer Fehler, er bediene die Tastatur seiner Maschine nicht richtig, sondern sehr nachlässig.

Nach einiger Zeit wird er in eine andere Abteilung versetzt, man vertraut ihm die Maschine nicht mehr an, auch in der neuen Abteilung ist man radikal gegen ihn, an einem Morgen bemerkt er zu spät, daß man offenbar in der Nacht die Anschläge für die Maschine für Bogendruck verstellt hat, denn der ganze Druck ist verkehrt. Er wandert herum, bald arbeitet er hier, bald da, immer hat er Schwierigkeiten. Da löst man die Platten, alle Buchstaben fliegen heraus und vernichten die ganze Arbeit, ein Streich folgt dem andern, eine Schikane der andern. An einer seiner vielen Arbeitsstellen, die er in der Druckerei durchmacht, sind die elektrischen Anschlüsse umgepolt, er kann das gar nicht merken, es ist Sache des Elektrikers, die Drähte und Kabel in Ordnung zu halten, er selbst hat sie überhaupt nie berührt, er weiß, was auf dem Spiele steht und wie sich hier der Kurzschluß, der natürlich erfolgt, auswirken kann. Er hat auch gar keinen Anhaltspunkt dafür, wer da umgepolt haben könnte, fast jeder ist hier ein halber Elektriker und weiß daher, wie man so etwas macht.

Das Leben in der Druckerei wird zur Hölle, er wird gleich einem Aussätzigen gemieden und verachtet, man geht fast zu Tätlichkeiten über, die Forderung wird auch schon beim Betriebsrat erhoben, er solle raus aus dem Betrieb, er weiß, es ist nur eine Frage von Zeit, bis er seine Arbeit verliert. Es geht auf den Winter, was soll dann aus Frau und Kind werden, denkt er.

Er kommt in eine ganz linksgerichtete Abteilung, hier sind nur Rotfrontkämpfer beschäftigt, er weiß, man verfolgt mit dieser Versetzung bestimmte Zwecke, und er weiß auch, jetzt geht es um das Leben. Er fühlt die Erbarmungslosigkeit von Betrieb und Großstadt wie nie zuvor, er, der ein nachdenklicher, wissensgieriger Mensch ist und viel gelesen hat, legt sich die Frage vor, weshalb deutsche Menschen derart gegen deutsche Menschen eingestellt sein können, woher dieser Haß komme, welche Absichten jene damit bezweckten, die ihn verursachten und dauernd schürten. Und er erkennt, auch hier mußt du, der SA-Mann des Führers, dein Opfer bringen, denn ohne Opfergang kein Sieg.

Er ist am Abend im Sturmlokal, befreit nach den Schwierigkeiten und Mühsalen des Tagewerkes sitzt er im Kreise seiner Kameraden, er erzählt ihnen von den Verfolgungen und von dem, was ihn vermutlich erwarte. Da sei der untersetzte Rotfrontler mit den fanatischen Augen, der ihn mit glühendem Haß betrachtet und beobachtet habe, heute, am ersten Arbeitstag in der Abteilung, es sei zwar noch nichts erfolgt, morgen jedoch müsse er mit Tätlichkeiten rechnen. Daran sei nicht zu zweifeln.

Sein Scharführer wird nun aufmerksam, er spricht mit dem ältesten Truppführer, da der Sturmführer an diesem Abend verhindert ist. Ja, es hat jemand eine Pistole, die er dem Maschinensetzer gerne gibt. Die ganze Schar, sie besteht fast nur aus Erwerbslosen, erbietet sich, zur Druckerei zu ziehen, die Männer werden in Räuberzivil vor dem Haupteingang warten, es kommt ihnen auf die Zeit nicht an, sie haben nichts zu versäumen. Am liebsten würden sie hineinziehen, erklären sie, um die feisten Bonzen vom Betriebsrat auf den Leisten zu schlagen.

Es kommt dann auch alles so, wie erwartet.

Der Untersetzte fängt eine politische Diskussion an, sie geht gleich auf persönliches Gebiet über, Schimpfworte fallen, es stehen auch gleich noch zwei andere dabei, und ihre Mienen künden an, daß sie mit dem SA-Mann Schluß machen wollen.

Dem liegt nichts an den Schimpfworten, die ihm persönlich gelten, es steigt aber hoch in ihm, wie schmähende Ausdrücke über den Führer fallen, es geht dann alles sehr schnell, der Untersetzte erhebt die Faust, der körperlich durchbildete und gewandte SA-Mann ist rascher bei der Hand, sein Gegner rollt unter seinem fürchterlichen Schlag rückwärts in die Maschine, schlägt mit dem Kopf auf das Quergestänge und bleibt liegen. Die beiden andern werfen sich auf den SA-Mann, er ist ihnen, die nur mit roher Kraft anrennen, überlegen, gewiß, er erhält einen ziemlich üblen Schlag in die Zähne, aber die andern erhalten mehr und stehen ihm nun mit zerschlagenen Gesichtern gegenüber, wütend und keuchend.

Der Lärm zieht andere Arbeiter an, einer der ersten Gegner greift nach einer Eisenstange, und der SA-Mann zieht die Pistole. Er weiß, nun hilft keine Überlegung mehr und keine körperliche Gewandtheit, es handelt sich nur darum, daß er sich den Weg zur Straße erkämpft. Es ist nicht weit bis dahin, die Abteilung liegt nahe beim Pförtner, und hat man erst den Hof erreicht, so kommt man schon durch.

Die andern Arbeiter halten den mit der Eisenstange zurück, sie wissen, er läuft glatt in die Pistole, und sie erkennen, daß der SA-Mann gewillt ist, zu feuern.

Tatsächlich, er kommt durch, sein schriller Pfiff ertönt bis zur Straße, dort stehen seine Kameraden der Schar, und wie sie eindringen wollen, ist er schon bei ihnen in Sicherheit.

Der hohe, rote Direktor erscheint, Abteilungsleiter rennen zum Portal, kommunistische Arbeiter wollen hinaus, um sich auf die Schar zu stürzen, der Scharführer ist alter Soldat und läßt sich auch von dem Direktor nicht imponieren, der Pförtner läßt das hohe Gitter herab, um den sonst unausbleiblichen Zusammenstoß zu vermeiden, und es wird verhandelt.

Ein Zusammenstoß im Betrieb ist doch eine dumme Sache, denkt der Direktor, es ist besser, alles geht glatt, es wäre doch schade um die einträgliche Pfründe, man gibt dem übel zugerichteten Rotfrontler einen besseren Posten, er wird sich damit schon beruhigen, und daß der Maschinensetzer gehen muß und sich nicht halten kann, sieht er selbst ein.

Er erhält seine Woche ausbezahlt, seine Kleidung wird ihm herausgebracht, und er geht mit seinen Kameraden als einer jener vielen, die ihrer Überzeugung halber Arbeit und Brot verlieren und nun im Heer der Erwerbslosen untertauchen, um weiterzukämpfen für den Führer und das Dritte Reich. — — —

Es ist ein langer Leidensweg, den viele SA-Männer im Betrieb gegangen sind, auch in der Gießerei, wenn die Kokillen mit der flüssigen Masse am Krahn schwenken, im Walzwerk, wenn die feurigen Stahlstangen herausgepreßt werden und als rotglühende Schlangen über den Boden schießen, alles Gelegenheiten, wo die gewollte Unachtsamkeit des nächsten Mannes Tod oder schwere Verletzung bedeuten kann.

Daneben gibt es den kalten Terror für die geistigen Arbeiter, die so tüchtig sein können, wie sie wollen, sie müssen eines Tages doch gehen, sobald sich ein gesetzlich einwandfreier Grund gefunden hat, sie zu entfernen. Bei ihnen waren es mehr Demokraten, Zentrum und Reaktion, die dafür sorgten, daß der SA-Mann aus Arbeit und Brot kam.

Da war der junge Deutschböhme, der einen körperlichen Fehler hat.

Er stammt aus dem Egerland, seine Eltern haben einen kleinen Laden und fretten sich durch, sie leiden unter der tschechischen Willkür, der Junge ist begabt und will es zu etwas bringen. Als es soweit ist, wird alles zusammengekratzt, er kommt nach Dresden auf die technische Hochschule und studiert Physik. Sein Studium ist eine einzige Hungerkur, er führt es unter großen Entbehrungen durch, und es gelingt ihm, sobald er fertig ist, eine Anstellung in der bekannten Fabrik für Leuchtkörper zu finden.

Es geht vorerst alles gut, man ist zufrieden mit ihm, er ist ein noch junger Mensch, private Unterhaltungen gibt es mit ihm noch nicht, was soll man sich mit ihm auch erzählen? Man nimmt Rücksicht darauf, daß er als Deutschböhme gewissermaßen zu den Verdrängten gehört, man zieht in Betracht, daß er als Deutscher in der Tschechei ja doch keine leitende oder auch nur wichtige Stellung bekommen werde, und er arbeitet fleißig im Laboratorium.

Die Zeit der innenpolitischen Hochspannung kommt, dauernd finden Wahlen statt, der junge Physiker ist längst in der SA, er ist wie so viele seiner deutschen Landsleute von Jugend auf begeisterter Nationalsozialist, er bringt Flugblätter und anderes Propagandamaterial in Fabrik und Laboratorium, wo er als Glastechniker Versuche zur Herstellung neuer Gläser macht. Seine Arbeit an sich macht ihm Freude, er prüft vorhandene Gläser auf ihre physikalischen Eigenschaften, um neue zu finden, als Traum schwebt ihm vor, dabei auf unzerbrechliches Glas zu stoßen und damit einen entscheidenden Erfolg zu erzielen. Er sieht sich berühmt und geachtet, er ist sparsam und unterstützt seine Eltern, die ihr Dasein mit dem kleinen Kramladen mühselig fristen.

Die aufsehenerregende Reichstagswahl steht vor der Tür, der SA-Mann beteiligt sich nun, da in der Hitze des Meinungsstreits politische Diskussionen in das sonst stille Laboratorium eindringen, an den Gesprächen, er befremdet

mit seiner Auffassung sehr, er fühlt, wie er hier Eindruck macht, dort jedoch schroff abgelehnt wird. Er klebt seine Zettel bei jeder Gelegenheit an, er legt Flugblätter überall hin, er wirbt für den Führer und für sein Reich. Seine Tätigkeit fällt auf, Betriebsingenieure und Direktor sehen, daß Arbeiter und Angestellte sich mit den Flugblättern beschäftigen, der Direktor gehört zum Stahlhelm und sieht mit lebhaftem Mißbehagen, daß da ein Nazi im Laboratorium arbeitet. Der Physiker und SA=Mann ist fanatisch wie fast alle Nationalsozialisten der Tschechei, er ist rücksichtslos und denkt nicht ein einziges Mal an seine Existenz, er sieht nur ständig die große Aufgabe, die ihm hier erwachsen ist. Er stellt mit Freude fest, daß er den einen Chemiker, zwei der Techniker und den einen Werkmeister bekehrt und überzeugt hat, er ist stolz auf seinen Erfolg, und es ist möglich, daß er in diesen letzten Tagen vor der Wahl seine Arbeit nicht ganz so korrekt gemacht hat wie sonst. Er findet kaum noch Schlaf, spät in die Nacht hinein dauert der Dienst, morgens, lange vor Anbruch der ersten Dämmerung geht es hinaus zur Propaganda in rote Straßen, dann aber muß er gleich weiter zur Fabrik.

Am dritten Tage nach der Wahl, es ist der letzte Termin im Sinne des Gesetzes, erhält er seine Kündigung. Man sagt ihm, Ausländer dürften nach den neuen Bestimmungen nicht mehr beschäftigt werden, und zudem finde eine Betriebseinschränkung statt, die seine Entlassung erforderlich mache. Unter vier Augen erklärt ihm der Direktor, wenn auch nicht ganz klar ausgesprochen, so doch deutlich genug, er wünsche keine Nationalsozialisten im Betrieb. Der Physiker versteht, worum es geht, er sagt dem Direktor zum Abschluß seine Meinung sehr unverblümt, weist ihn darauf hin, daß er bereits dank seiner Tätigkeit eine ganze Reihe von Nazis im Werk habe, worauf er stolz sei. Er erlebt dann auch noch, wie ein Werkstudent, ein Neffe

Der Führer in Essen 1927

In Braunschweig 1931

Aufmarsch und Besichtigung württembergischer SA in Donaueschingen

Sturmfahnen der württembergischen SA

des Direktors an seine Stelle kommt, er sieht, von Betriebseinschränkung ist gar keine Rede, aber er weiß, keine Beschwerde und keine Klage kann ihm helfen, noch ist er als SA=Mann rechtlos und vogelfrei.

Er geht dann am letzten des Monats, es tut ihm leid, er weiß ganz genau, er hätte da etwas schaffen können. Er ist sich darüber klar, daß er bestimmt keine andere Arbeit in seinem Fach finden wird, man wird rückfragen und damit wird niemals eine seiner Bewerbungen Erfolg haben.

Gut, dann heißt es eben aushalten und hungern, eines Tages wird es wieder besser, eines Tages kommt das Dritte Reich. Hart wird es für die Eltern werden, die ohne seine Unterstützung schlecht leben können, aber sie müssen sehen, wie sie durchkommen, bis es wieder soweit ist, daß er erneut helfen kann. — — —

Der SA=Mann, der Berichterstatter für die Zeitung ist, die politisch etwas rechts von der Mitte steht, hat eine eigne Note, eine persönliche Note, die seinen Zeilen etwas Besonderes gibt. Er ist verdammt dahinter her, sich nichts entgehen zu lassen; wo etwas passiert, ist er gleich da, er hat den Instinkt des guten Reporters, ein Fingerspitzengefühl für Ereignisse der Großstadt. Man ist recht zufrieden mit ihm, sein Chef hat ihm schon etliche Male Aufgaben gegeben, die über den eigentlichen Rahmen seiner beschränkten Tätigkeit hinausgehen, man hat den Eindruck, eines Tages kommt man weiter.

Manchmal, wenn der SA=Mann die Kollegen von der Politik sieht, fragt er sich, ob es wohl richtig sei, daß er an einem derart eingestellten Blatt arbeite, und er denkt daran, welch frohes Gefühl es sein müsse, wenn er für eine eigne, nationalsozialistische Zeitung arbeiten könne, wenn er in der Lage wäre, seine Feder in den Dienst des Führers zu stellen. Gewiß, er kann von seiner Arbeit leben, die Zeitung bezahlt nicht schlecht, aber manchmal

erfüllt ihn doch die Gewißheit mit einem gelinden Druck, daß er hier nicht am richtigen Platz ist. Jedoch die nationalsozialistische Presse steckt noch so sehr in den Anfängen, ist so wenig kapitalkräftig, daß da keine Arbeit zu finden ist. Er hat sich schon bemüht, es hat nichts genützt, es war alles besetzt, und zudem kann die Bewegung nur sehr knapp bezahlen.

Der SA-Mann weiß nicht mehr recht, wann es begann. Er hat zunächst nur ein vages Gefühl, er werde von diesem oder jenem mit scheelen Augen angesehen, das Gefühl verdichtet sich, eines Tages wird im Kreise der Mitarbeiter über Politik gesprochen, er hält sich zwar zurück, aber seine Einstellung ist doch klar und eindeutig. Prompt kommen kleine Schwierigkeiten, er bemerkt, man nörgelt an seinen Berichten herum, es geht alles nicht mehr so glatt wie früher, es ist da irgendein dumpfer Druck gleich einem beginnenden Verhängnis, und die Einnahmen an Zeilenhonorar lassen nach. Er hat nur ein formelles Fixum, die Hauptsache ist immer die Vergütung für seine Aufsätze.

Es ist eine Zeit des Hauptkampfes der Bewegung, es geht um Propaganda und Wahl, man ist Tag und Nacht unterwegs, man ist so erfüllt von den Zielen und Ideen des Kampfes, daß diese tiefinnerliche Überzeugung abfärben muß auf das, was man an sich über rein örtliche, neutrale Vorkommnisse schreibt.

Der Chef vom Lokalen wird schon argwöhnisch, vielleicht hat er auch etwas vernommen und herausgekriegt, auf jeden Fall merkt der SA-Mann, daß seine Stellung sehr schwach geworden ist.

Alles andere entwickelt sich dann durchaus folgerichtig. Sein Instinkt treibt ihn in die Nähe des Reichstags gerade in jene Attacke der Polizei, die unter Führung eines berüchtigten Offiziers wahllos auf Frauen, Kinder und Kriegsbeschädigte inmitten der Menschenmenge einschlägt und die als

ein dunkler Tag in die Geschichte des politischen Lebens der Reichshauptstadt eingetragen ist. Kinderwagen liegen umgekippt auf der Erde, Frauen wimmern, Männer werfen sich verzweifelt in die Zügel der Pferde, andere springen den Beamten an den Hals, und irgendwie tobt sich der hellste Irrsinn menschlicher Erfindung unter den hohen, friedlichen Bäumen des Tiergartens und im Angesicht des Reichstages aus.

Der SA-Mann ist in hellster Wut, er will eine Frau hinausführen aus dem fürchterlichen Durcheinander, er brüllt Presse und erhält einen Schlag mit einem Gummiknüppel über den Schädel. Der SA-Mann ist nicht weich, er ist ein zäher Bursche, er latscht dem Schupo einen gutsitzenden Boxhieb, er sieht ihn fallen und verschwindet in der Menge.

Sein Bericht ist länger als gewöhnlich, er hat ihn mit seinem Herzblut geschrieben, es ist ihm nun alles egal, er ist über alle Maßen aufgewühlt und empfindet nichts mehr als einen brennenden, gierigen Haß gegen dieses System, das deutsche Menschen schlimmer als Tiere behandelt.

Er gibt seinen Bericht ab, er ist sich überhaupt noch nicht klar darüber, was man daraufhin unternimmt, er kann einfach nicht anders, irgendwie muß sein Erlebnis heraus.

Der Chef ist sehr peinlich berührt, er läßt den SA-Mann sofort kommen, der Artikel wird stilistisch sehr anerkannt, die politische Tendenz jedoch sei völlig unmöglich. Im lauernden Blick des Vorgesetzten liegt etwas, das den SA-Mann warnt, aber er will nicht gewarnt sein, nein, in diesen Minuten der Unterhaltung wird von ihm, ganz im stillen, ohne jede Heroik und ohne das ermutigende Tamtam der Öffentlichkeit, verlangt, daß er um den Preis seiner Existenz bekennt.

Man gibt ihm noch die Möglichkeit, den Bericht abzuändern, er weiß, daß das nur eine Mache ist, um ihn auf die Probe zu stellen, man will ihn

ja doch nur in irgendeiner Form gedemütigt sehen. Er denkt noch kurz an seine Mutter, die mehr oder weniger auf ihn angewiesen ist, aber seine Entscheidung kann dadurch nicht beeinflußt werden, sie war schon im tiefsten Unterbewußtsein gefallen, als er die Zeilen schrieb.

Er bittet um seine sofortige Auszahlung, er will als Mann aus diesem Hause gehen, es wäre ein unerträglicher Gedanke für ihn, sich vorzustellen, daß jemand sagen könnte, er sei weich geworden, und er geht.

Er geht in den sonnigen Tag hinein, plötzlich bemerkt er, daß die Geschwulst vom Gummiknüppel schmerzt, er bleibt stehen und sieht sich um, um das Gebäude dort noch einmal mit seinen Blicken zu umfassen, dann marschiert er weiter in jenem ganz bestimmten Gang, wie ihn nur die SA hat, und er weiß, er marschiert nun in die bittere Erwerbslosigkeit hinein. Aber da ist doch auch eine Freude im Herzen, eine Erleichterung, er weiß, er hat sein Scherflein beigetragen von jenen unsichtbaren Dingen, die in ihrer letzten Auswirkung eine unerschöpfliche Kraftquelle sind. — — —

Nr. 84 Der Paukenhund der ostpreußischen Standarte 1

Nr. 85 SA-Kapelle spielt einen flotten Marsch



Nr. 86 Spielleute beim Vorbeimarsch

Vom Leben der SA

Warst du einmal in einem Sturmlokal einer Großstadt und hast das Leben der SA kennengelernt? Früher, als der Sieg der Bewegung noch nicht erfochten war?

Nein?

Schade! Es ist heute schwer, dir das so zu beschreiben, daß du das richtige Bild davon hast. Denn die äußerlichen, revolutionären Kämpfe gegen Kommune und Reichsbanner, gegen Polizei und Regierung sind seit langem vorbei, und die heutigen Aufgaben der SA haben sich auf andere Ebenen verschoben. Damit haben sich Gesicht und Leben der SA gewandelt, und die Bitterkeit der Straße ist nicht mehr so schroff und hart in die Mienen der Männer eingemeißelt wie damals, als die stete Bereitschaft zu Abwehr und Angriff ihnen ein ganz bestimmtes, gleichmäßiges Gepräge gab.

Stelle dir zunächst das vor, was man in verschiedenen Gegenden Deutschlands verschieden benennt, Kaschemme, Kneipe, Wirtshaus oder Wirtschaft. Da ist der kleine, meist dunkle und dumpfe, schmale Raum mit seinen, sagen wir zehn Tischen, manchmal mit abgenutzten, bunten Decken belegt, manchmal mit blanken Platten. Es gibt auch einen Nebenraum oder einen rückwärtig gelegenen Raum, der manchmal größer, manchmal kleiner ist und den man vielfach in bürgerlichen Kreisen mit Vereinszimmer bezeichnet.

Die Theke steht gleich am Eingang des Lokals, damit der Wirt oder die Wirtin vom Schanktisch her Übersicht hat, sie ist nicht mehr neu und auch nicht sehr sauber. Sie hat einen gläsernen Schrank mit billigen Zigarettensorten und bescheidenen kalten Speisen. In der Reichshauptstadt sind darin immer Buletten, ohne die die Berliner SA schlechthin undenkbar ist.

Was Buletten sind?

Es sind kalte Frikadellen, die man mit Mostrich und einer Scheibe Brot ißt, das Stück für fünfzehn oder zwanzig Pfennig, je nach Größe oder Stadtteil.

Reservevorräte sind im Wandschrank, der sich mit seinen vielen Ecken, Winkeln und Schubfächern außerdem vorzüglich dazu eignet, eine Pistole schnell verschwinden zu lassen, wenn die Polente unvermutet erscheint und die törichte Frage stellt, wer vor einer halben Stunde an irgendeiner Straßenecke geschossen habe. Ist die Wirtin eine tüchtige SA-Mutter, so weiß sie auch dem grimmigsten Schupo entsprechend zu begegnen, wenn er neugierig wird und in ihr Reich einzubrechen versucht.

Die Getränke?

Das Bier ist auch billig. Es ist fast immer helles, einheimisches, das Glas oder die Molle für zwanzig oder allerhöchstens zweiundzwanzig Pfennig. Für die Männer, die Alkoholverbot bekommen haben, weil sie einen über den Durst tranken, gibt es Braunbier, das ist eine Art Malzbier, das völlig harmlos ist. Für Bräute, Frauen und überhaupt weibliche Besucher gibt es Limonade oder Wasser. Kaffee ist meist ein Experiment. Von den Schnäpsen kommt für die SA nur der allerbilligste, das Gläschen für einen oder anderthalb Groschen in Betracht. Die teuren Sorten sind nicht für revolutionäre, sondern für kapitalistische Gäste. Daß die Männer Schnaps trinken, wird

von den SA-Führern sehr ungern gesehen. Natürlich ist an Wahltagen, bei Alarmzustand oder während des Dienstes vollkommenes Alkoholverbot.

Im Lokal hängen Bilder des Führers und hervorragender Persönlichkeiten der Bewegung, manchmal auch ein gestiftetes Bild eines höheren SA-Führers als Erinnerung an seinen Besuch.

Fast wichtiger als das Lokal selbst ist der Keller. Hat er eine Kegelbahn, so ist das außerordentlich wertvoll. Da kann der ganze Sturm antreten, und da kann man, wenn die Fenster gut abgedichtet sind, seine Pistole einschießen, ohne daß die böse Polizei etwas merkt und sofort zur peinlichen Haussuchung schreitet. Natürlich muß der Posten vor dem Lokaleingang aufpassen, ob eine Streife der Grünen kommt.

Keller und Nebenräume dienen auch zum politischen Unterricht.

Ob das alles nicht sehr eng ist?

Natürlich, alle Räume sind sehr eng. Die Luft ist zum Schneiden, wenn man längere Zeit angetreten steht. Aber es ist nicht anders zu machen. Und der SA-Mann ist von unbedingter Anspruchslosigkeit.

In den Gegenden mit dicker Luft ist es für den Wirt immer gefährlich, seine Kneipe als Sturmlokal herzugeben. Sofort zieht er sich den Haß von Kommune und Reichsbanner zu, sowie die besondere Aufmerksamkeit der Polizei. Es kann sehr teuer zu stehen kommen, wenn die Kommune die Fensterscheiben entzwei schießt, weil die Versicherung sich dann weigert, zu bezahlen. Und es kostet Wirt und Wirtin das Risiko, auf den Leisten geschlagen zu werden.

Was das heißt?

Das heißt ganz einfach, daß eine Bande von Kommunisten bei der ersten passenden Gelegenheit, wenn gerade keine oder nur ganz wenige SA-Männer anwesend sind, eindringt, alles demoliert, was drinnen ist, Schanktisch und Zapfapparat, Gläser, Tische und Stühle, dem Wirt eins über den

Schädel haut und flüchtet. Die Wirtsleute von zahlreichen Sturmlokalen haben im Dienst der Bewegung Hervorragendes geleistet. Immer sind sie in Gefahr um ihre Einrichtungen, und dazu kommt die Aussicht, daß ihnen das Lokal obendrein noch polizeilich geschlossen wird, weil es den Anlaß zu Hausfriedensbruch und Schlägerei gab. Das Dasein von Wirtsleuten in einem Sturmlokal ist oft ein einziger, langer Leidensweg, ein schwerer Kampf um die Existenz.

Für erlittene Schäden wird Ersatz nicht geleistet. Wer soll ihn bezahlen? Die Kommune? Die denkt nicht dran.

Und die SA?

Die SA will schon zahlen, bemüht sich auch, aber sie kann ja nicht, weil sie ärmer ist als eine Kirchenmaus.

Wie arm die SA ist, wißt ihr alle nicht.

Der Durchschnitt der Erwerbslosen in den Stürmen der Großstädte beträgt meist über achtzig Prozent. Sie haben nichts als ihre Unterstützung und gelegentlich einmal ein kleines Nebenverdienst, wenn ein Parteigenosse seine Teppiche klopfen läßt, einen Umzug vornimmt oder irgend etwas zu transportieren hat. Gewiß, die wenigen Kameraden, die noch in Arbeit stehen, teilen, was sie haben. Es ist ein einfaches Rechenexempel, wie die Einkommensverhältnisse in den Stürmen sind, wie sehr mit jedem Pfennig gerechnet werden muß. Man muß doch essen und überhaupt leben.

Die Anschaffungen von Hemd und Hose, Stiefel und Ausrüstung sind fast unerschwingliche Ausgaben, die man sich abhungern muß. Gewiß, man legt zusammen, kratzt jeden Pfennig zusammen. Es kommt ja auch auf gutes Aussehen nicht so sehr an, wenn nur das Koppelschloß blank und das Lederzeug geputzt ist. Das verblichene, ausgewaschene Hemd, die verdreckte, zerknüllte Mütze, die speckige, gestopfte Hose, die geflickten, ausgetretenen Stiefel erfüllen auch so ihren revolutionären Zweck.

Nr. 87

Sächsische und Mitteldeutsche SA im Sportlager

Nr. 88

Die Männer vom Sportlager treten an

Nr. 89 Obergruppenführer Hühnlein, Chef des Kraftfahrwesens

Nr. 90 Besichtigung einer SA-Sportschule durch den Gruppenführer

Natürlich, es gibt auch wohlhabendere Stürme, teils weil sie in besseren Stadtteilen wohnen, teils, weil sie etliche Gönner haben, die einmal mit einer größeren Spende unter die Arme greifen und die Schuldenlast verringern. Die begüterten Stürme nennen wir feine Pinkels. Sie sind nicht sehr beliebt; denn sie riechen nach Kapitalismus. Die gute SA hungert sich groß, das ist der Witz. Ihre Armut ist ihre Stärke.

Die Stürme auf dem Land?

Ja, sie sind besser dran, weil sie wenigstens etwas für den Magen haben und täglich satt werden. Sie sind überhaupt in einer ganz andern Lage, weil die politischen Gegensätze nicht so schroff sind wie in der Großstadt und weil auf dem Lande das Verbrechertum fehlt, das in der Stadt vielfach bei der Kommune ist. Die Stürme auf dem Land liegen nicht geschlossen zusammen, sie sind weithin verteilt und können nur verhältnismäßig selten zusammenkommen.

Wie die Verpflegung in der Großstadt vor sich geht?

Für die Erwerbslosen sorgen die Frauenschaften, so gut es geht, und dann gibt es etliche SA-Küchen, wo du für zehn bis zwanzig Pfennige einen Schlag warmes Essen bekommst. Die Frauenschaften schnorren die Lebensmittel von Parteigenossen, die einschlägige Geschäfte haben. In die Volksküchen können SA-Männer gewöhnlich nicht gehen, dort herrschen Kommune und Reichsbanner und machen sie fertig, wenn sie wagen sollten, zu zweit oder dritt zu erscheinen. Und schon die Leiter der Volksküchen sehen die SA mißtrauisch und unwillig an.

Eine große, geldliche Belastung sind die Propagandafahrten ins Land hinein, so schön sie auch sind. Die Lastwagen kosten immer noch genug Geld, auch wenn Parteigenossen und die Kameraden, die noch etwas haben, dabei helfen. Dreißig Pfennige, eine halbe oder gar eine ganze Mark sind für die

meisten SA-Männer unerschwingliche Summen. Reichliche Stullenverpflegung geben die Frauenschaften bei diesen Gelegenheiten und auf Ausmärschen mit, mitunter erhältst du auch auf dem Lande in guten Gegenden Kaffee und Milch oder sogar ein warmes Essen. Jedoch ein paar Zigaretten will der SA-Mann doch auch haben.

Selbstredend, man hilft sich gegenseitig. Hat der SA-Mann nur eine Zigarette, so bricht er sie durch und gibt dem Nebenmann die eine Hälfte. Oder man raucht gemeinsam. Das ist sparsamer, weil nur ein Stummel übrigbleibt. Den Stummel bekommt ein dritter Kamerad für seine Pfeife. So haben drei Mann ihren Genuß, und drei sind zufrieden. Belegte Brote und andere Verpflegung werden ebenso geteilt, das ist ganz einfach Ehrensache.

Bei alledem siehst du gleich, wer ein richtiger Kamerad ist. Gibt einer ungern, zögert er auch nur, vielleicht, weil er denkt, er müsse sich etwas für den Nachmittag aufheben, so macht er sich unbeliebt und muß erzogen werden. Aber das kommt nur ganz selten in Frage. Hat einer was, so haben wir alle, haben wir alle nichts, so gehts auch so, weil es gehen muß. Man hungert eben weiter.

Im übrigen schmeckt dir dein Glas Bier bestimmt nicht, wenn dein Kamerad neben dir nichts hat. Teilst du mit ihm, der keines kaufen kann, dann schmeckt dir der kleinere Schluck, der auf dich entfällt, viel besser. Du mußt diese Einstellung im täglichen Leben einmal ausprobieren, dann wirst du sehen, sie ist richtig.

Wie der Tag verläuft?

Morgens ist nicht viel los. Kameraden, die auf dieselbe Stempelstelle oder auf dasselbe Wohlfahrtsamt gehen müssen, treffen sich im Sturmlokal. Gehen sie allein, kriegen sie Prügel von Kommune und Reichsbanner, die

dort fast ständig ihre Rollkommandos haben, also eine Gruppe von Schlägern, die zu Terrorakten bestimmt sind und gegen SA-Männer mit Gewalt vorzugehen haben.

Andere Kameraden erscheinen, je nachdem, wie sie Zeit haben, um nach dem Dienst zu fragen oder Neuigkeiten zu erfahren. Manche finden sich zu einem Kartenspiel zusammen, um die untätige Zeit zu vertreiben. Was sollen sie sonst tun? Auf dem Arbeitsnachweis sind sie angemeldet, aber da man weiß, daß sie SA-Männer sind, erhalten sie keine Aufforderungen. Das ist der Sinn des Kampfes von seiten des Systems, daß die SA und damit die Bewegung durch Erwerbslosigkeit geschwächt werden. Not und Elend sollen die SA-Männer dazu verleiten, abzufallen. Man glaubt, ein SA-Mann, der Familienvater ist, wird weich und gibt nach. Gewiß, es ist hart für den SA-Mann, seine Familie darben zu sehen, weil er für den Führer kämpft, oft opfert er seine Angehörigen, oder seine Ehe wird zur Qual. Es ist ein stilles und großes Heldentum, was die Frauen vieler SA-Männer tragen, wenn sie jahrelang durch Arbeitslosigkeit gehen, wenn sie jedesmal, wenn der Mann das Haus verläßt, vor der Frage stehen, kommt er wieder hierher zurück? Landet er verwundet im Krankenhaus oder tot im Leichenschauhaus? Wie und wo siehst du ihn wieder? Siehst du ihn überhaupt wieder oder treibt er erschlagen irgendwo in einem Fluß oder Kanal?

Der Dienst?

Er beginnt abends. Eine Schar zieht auf Wache gegen kommunistische Überfälle, hängt die Hakenkreuzfahne heraus und stellt einen Doppelposten vor die Tür zur Sicherung. Einmal in der Woche hast du einen Truppabend und einmal einen Sturmappell, bei dem der Sturmführer die wichtigsten Ereignisse bekannt gibt und Befehle für den nächsten Ausmarsch oder andern Dienst erteilt. Da heißt es aufpassen und zackig sein, sonst hast du deine

Strafwache oder einen Verweis weg. Beim Truppabend wirst du im Ordnungsdienst unterrichtet und lernst, wie du dich im Straßenkampf mit Kommune und Reichsbanner zu verhalten hast. Alles dient der Disziplin und den Anforderungen, die an die SA in ihrem innenpolitischen Kampf gegen den Marxismus gestellt werden, also auch der Aufklärung über die politischen Ziele der Bewegung und ihren Werdegang. Du mußt geschult sein, um eine Diskussion mit politischen Gegnern führen zu können, und du mußt hart und diszipliniert sein, um ihrer Gewalt deine eigne Gewalt entgegensetzen zu können.

Um elf Uhr ist der Dienst zu Ende. Die Schar, der Trupp oder der Sturm gedenkt des Führers durch ein dreifaches Siegheil als Abschluß.

In den Scharen bleibt man dann noch etwas bei einander und legt für einen Stiefel oder ein paar Glas Bier zusammen. Der eine gibt fünf Pfennig, der andere einen Groschen, Kapitalisten schmeißen eine ganze Lage, und wer nichts hat, gibt nichts, ohne deshalb scheel angesehen zu werden. Das ist der gemütliche Teil, denn im Dienst, auf Wache und Posten, darf keiner rauchen oder trinken. Das Zusammenbleiben stärkt die Kameradschaft und bindet aneinander.

Nachher trennen sich die SA-Männer. Das heißt, alle Kameraden, die in berüchtigten Straßen wohnen, werden von Männern, die einen sicheren Nachhauseweg haben, heimgeleitet, um den notwendigen Schutz zu haben. Ohnedem geht es in den roten Vierteln der Städte nicht. Truppführer und Sturmführer helfen dabei mit, bis der letzte ihrer Männer ungefährdet zu Hause ist. Darüber wird es oft sehr spät.

Die Männer, die noch in Arbeit und Brot stehen?

Ja, für die ist es schwer, an jedem Dienst teilzunehmen. Durchschnittlich kommen sie an drei Wochentagen und, soweit sie Unterführer sind, an vier

oder gar fünf Wochentagen erst um Mitternacht ins Bett, oft erheblich später, wenn irgend etwas los ist. Um vier oder fünf Uhr heißt es dann wieder heraus und an die Arbeit. Da verbleibt nicht viel Zeit zum Schlafen, und dazu kommt noch der Ärger mit den roten Arbeitsgenossen. Familienleben gibt es unter diesen Umständen so gut wie nicht. Der SA-Mann hat keine Zeit dafür, wenn er seinen Dienst für die Bewegung nicht vernachlässigen will. Je nach dem Beruf ist es besser oder schlechter in dieser Hinsicht.

Was für Berufe in der SA vertreten sind?

Alle Berufe sind vertreten.

Da hast du einige Büroangestellte in städtischen oder staatlichen Betrieben. Ist erst bekannt, daß sie SA-Männer sind, so werden sie schikaniert. Zu Beamten werden sie niemals gemacht, und befördert werden sie meist auch nicht. Sie können froh sein, wenn kein Grund zu ihrer Entlassung konstruiert wird. Kaufmännische Angestellte haben es meist etwas besser.

Die Mehrzahl der SA-Männer sind gelernte oder ungelernte Arbeiter, die erwerbslos sind. Finden sie Arbeit in einem organisierten Betrieb, etwa in einer Verkehrs- oder Transportgesellschaft, in einem Werk oder auf dem Bau, dann kommt unweigerlich heraus, daß sie zur SA gehören. Da wird der Mann einmal beim Propagandamarsch oder Saalschutz gesehen, und schon ist die Katze aus dem Sack. Er ist zu stolz, auf direkte Frage hin zu leugnen, und hat nun die Hölle. Aber der Betriebsterror ist ein Kapitel für sich.

Geistige Arbeiter in freien Berufen?

Jawohl, auch die gibt es.

Sie fretten sich durch. In der Presse können sie sich nicht halten, weil sie rot ist oder verjüdelt. Selbst die sogenannten nationalen Zeitungen haben ihre gewandten Juden, um konkurrieren zu können, um jene zersetzende

Spritze in ihre Spalten zu bringen, die dem größten Teil des deutschen Volkes als unentbehrliches Rauschgift aufoktroyiert worden ist, das es nun aus Gewohnheit verlangt, weil Geist und Seele angekränkelt sind. Schriftsteller haben natürlich überhaupt keine Aussichten mehr, da kein Verlag ein Buch druckt, das nationalsozialistische Tendenzen aufweist. Wer soll es auch kaufen?

In der gesamten deutschen Presse — mit Ausnahme der Organe der Bewegung — gibt es keine SA-Männer. Und nationalsozialistische Berichterstatter liegen selbstverständlich auf der Straße oder krebsen im günstigsten Falle mit kümmerlicher Bezahlung in einem andern Beruf herum. Sie haben mit das härteste Los, weil sie körperliche Arbeit nicht gewohnt sind und nicht einmal eine Aushilfsarbeit übernehmen können, die physische Kräfte erfordert.

Die Studenten sind besser dran. Auf den Hochschulen und Universitäten ist in der akademischen Jugend der Sinn für die Bewegung groß. Die Studenten sind jung und können anpacken. Haben sie dazu Gelegenheit, dann karren sie Kies oder schleppen Säcke, helfen auf dem Bau oder transportieren Waren. Gott sei Dank ist hier im Vergleich mit früher ein völliger Wandel eingetreten. Der Student in der SA gehört zum Volk, er fühlt sich mit ihm verbunden und ist heute untrennbar von ihm. Er ist der vornehmste Träger eines praktischen Sozialismus. Er hat die besondere Aufgabe in der SA, den früheren sozialen Unterschied zwischen Arbeitern der Faust und des Kopfes auszugleichen.

Oft geht es dem Studenten schlechter als dem arbeitslosen SA-Mann. Dieser erhält seine Unterstützung. Der Student aber, dessen Vater mit dem Dienst in der SA meist nicht einverstanden ist, entzieht ihm den Wechsel, sobald er erkennt, daß der Sohn durch den Dienst in der SA vom Studium

abgehalten wird. Und das ist oft genug der Fall. Wie soll ein junger Mensch ernsthaft studieren können, wenn der Dienst seine Kräfte aufzehrt, ein Dienst, der durch seine besondere Art von jeder ruhigen Konzentration abhält und eine Arbeit, die sich auf Tage oder Wochen erstreckt, dauernd unterbricht? Es sind schwere Opfer, die Studenten in der SA bringen, und manches Studium muß abgebrochen werden. Der Sohn kann auf den Dienst nicht verzichten, er ist glühender SA-Mann und kann dem Führer nicht untreu werden. Der Vater schickt kein Geld, Alter und stürmische Jugend verstehen sich nicht mehr, und der Bruch ist da.

Frühere Offiziere?

Die gibt es wenig in der SA, soweit es nicht Freikorpsführer sind, die frühzeitig zur Bewegung kamen und heute auf leitenden Posten sind.

Die meisten Offiziere können nicht aus ihrer Haut heraus, sie stecken tief in reaktionären Begriffen und Standesdünkel und vermögen nicht, sich zu wandeln. Sie leben in der Vergangenheit, lesen ihre unproduktive Presse und haben die Vorurteile ihrer früheren Kaste. Neben dem erwerbslosen ungelernten Arbeiter zu stehen, ihn zu duzen und geduzt zu werden, mit ihm aus einem Glase zu trinken und ihn als gleichwertigen Volksgenossen anzusehen, das können sie gewöhnlich nicht. Als einstiger Offizier in der SA als einfacher Mann Dienst zu tun, widerstrebt ihnen, da sie Hemmungen haben. Sie meinen, sie vergeben sich etwas, wenn sie wieder damit beginnen müssen, einem jungen Scharführer zu gehorchen, der nicht Soldat war, wenn sie wieder in Reih und Glied stehen, anstatt vor der Front, und die Sprache des Volkes mitsprechen müssen, aus dem früher ihre Mannschaften kamen. Sie gehören fast alle einer Welt an, die den revolutionären Schwung dieser Zeit nicht begreift und die den Kampf um die Straße ablehnt, obwohl er zum Herzen des Volkes führt.

Das Volk will durch das Volk erobert werden, durch seine Sprache und seine Gedankengänge. Der SA-Mann lebt wie das Volk, wie der Proletarier lebt. Er sagt nicht, Herr Schaffner und Sie, sondern Kamerad und du. Er ist ein Stück der großen Volksgemeinschaft, die ausspricht, was sie denkt, und die Wahrheit nicht unter formellen Worten verbirgt. Er ist frei und einfach, und so sind seine Lebensäußerungen. Er ist freundlich und hilfsbereit und verlangt keinen Dank. Hart wird er im Dienst, im Kampf um die Lehren des Führers. Unnachgiebig und ohne jeden Kompromiß hält er die Fahne hoch. Es ist sein fanatischer Idealismus, der ihn aus dem darbenden, verfolgten Leben hoch emporhebt auf eine strahlende Plattform.

Er, der auf der Stempelstelle stundenlang warten muß, der in zerfetzter, abgetragener Kleidung geht, der gewöhnlich an keinem Tage weiß, wovon er am folgenden satt werden und wie er die paar Mark der wöchentlichen Unterstützung einteilen soll, er wird in dem Augenblick ein anderer, in dem er das braune Hemd über den Kopf zieht.

Gewiß, er trinkt gerne sein Glas Bier oder auch mehrere, ja, er betrinkt sich einmal und macht Dummheiten, er sitzt einmal lange bei den Karten, anstatt auf Arbeitssuche zu gehen, er kritisiert seine SA-Führer, wie es Soldaten tun, seit es Soldaten gibt, derb, kräftig oder mit beißender Ironie und treffender Erkenntnis ihrer Schwächen, er meckert und mosert einmal, wenn irgend etwas seinen Zorn erregt hat und zur Entladung drängt, wenn er glaubt, eine Ungerechtigkeit habe ihn getroffen, er führt bestimmt kein unbedingt sittenreines Leben, nein, dazu ist er viel zu lebensbejahend, er hat seine Braut und vielleicht allzu schnell eine andere in buntem Wechsel, er fängt gelegentlich einmal Krach mit den Gästen einer Kneipe an und prügelt sich mit ihnen herum, daß die Fetzen fliegen, und gesteht dann schuldbewußt ein, was er verbrochen hat, kurzum, er hat eine ganze Reihe von Fehlern und Schwächen, ohne sich die Mühe zu machen, sie zu verbergen.



Nr. 91

Kameradschaft

Nr. 92

Beim Skat . . . . .

Nr. 93

. . . . . im SA-Heim

Trotzdem mußt du ihn lieben, wenn du ihn kennst und begriffen hast, daß er den besten Teil des deutschen Volkes darstellt, daß er lebt, wie das Volk lebt, und daß er nichts anderes will. Er ist der gewandelte Teil im noch irrenden Volk, er hat zuerst erkannt, worum es geht, nichts ist ihm fremd an Not und Verfolgung, und deshalb versteht er alles.

Über seinen Handlungen und Taten, seien sie gut, gleichgültig oder auch schlecht, über seinem ganzen einfachen, derben und handfesten Leben liegt ein Glanz, ja, ein Adel, den nur der erfassen kann, der ebenso bereit ist, sein Leben einzusetzen wie der SA-Mann, der ebenso den Sinn hat für revolutionäres Kämpfertum. — — —

Gefangenschaft

Der alte SA-Mann steht in Zivil vor dem Wahllokal und hat sein Plakat umgehängt. Es ist Verbotszeit, und man darf keine Uniform tragen und selbst keine bescheidene Nadel. Man kennt sich überhaupt nicht mehr aus, man kann nur am Schild erkennen, wer SA-Mann ist und wer nicht.

Unser SA-Mann hat seinen Sonntagsanzug an, im verdreckten Arbeitspäckchen kann er doch an diesem wichtigen Tage nicht stehen, als SA-Mann will er einen guten Eindruck machen, er weiß, auch das ist Propaganda in dieser Zeit, in der das Äußere noch bewertet wird.

Es ist noch früh am Tage, der SA-Mann nimmt grundsätzlich die ersten beiden Stunden, er hat es bei jeder Wahl so gemacht, es ist bei ihm schon Tradition geworden, gleich zu Anfang loszuziehen.

Es geht nun auf zehn Uhr, gleich sind die beiden Stunden herum, und schon erscheint um die Ecke herum die Ablösung. Der SA-Mann ist ein bißchen ärgerlich, da schleicht ein langer Kerl mit einem schwarz-rot-goldenen Abzeichen schon geraume Zeit um ihn herum, der als Marxist natürlich an den Rockaufschlag stecken darf was er will.

Tatsächlich, der lange Kerl verfolgt den SA-Mann, wie dieser nach erfolgter Ablösung zu seinem Wahllokal geht, dorthin, in die übernächste Quer-

straße, um seinen Stimmzettel zu empfangen und abzugeben. Du wirst ihm nachher ein paar in die Schnauze schlagen, sagt sich der SA-Mann, während er hineingeht. Aber er kommt dazu nicht mehr, denn, wie er herauskommt, stehen da zwei Schupobeamte und nehmen ihn fest, ohne daß er ahnt, weshalb. Hinter ihnen steht grinsend der lange Sozi, er reibt sich freudig die Hände und folgt ihnen auf dem Wege zum Revier.

Der eine Schupo flüstert dem SA-Mann in einem passenden Augenblick zu, „Mensch, Du hast ja eine Nadel an", der SA-Mann blickt an sich herunter und bemerkt, daß da ein Stückchen seiner SA-Nadel, etwa einen halben Zentimeter lang, durch den Rockaufschlag herausschaut, unter den er sie vor Wochen gesteckt hat. Es ist wirklich nichts weiteres zu sehen, wie dieses halbe Zentimeter Stückchen Nadel, das Abzeichen ist völlig verdeckt unter dem fest anliegenden Aufschlag des Rockes.

Der SA-Mann ist aus dem Frontbann hervorgegangen, er weiß, was ihm bevorstehen kann, er ist durch viele Erfahrungen gerissen geworden im Verkehr mit der Polente, es gelingt ihm, wie ihn der eine Wachtmeister durch eine halbe Wendung gegen den andern und gegen den mißtrauisch äugenden Sozi deckt, die Nadel vom Aufschlag zu entfernen und in die Rocktasche zu stecken. So, nun hat er niemals eine Nadel getragen, und es geht bestimmt nicht gegen das Gesetz, daß er zufällig unter andern Dingen in der Rocktasche ein SA-Abzeichen hat, das niemand sieht.

Auf dem Revier kommt er in die Zelle, er denkt nach, wie oft ihm Ähnliches geschehen ist und hungert. Er hat noch nicht gefrühstückt, er hatte sich das schön gedacht, nach dem ersten Postenstehen vom guten Kaffee und von anständigen Stullen der Frauenschaft zu genießen. Jetzt ist es damit aus.

Man läßt ihn eingesperrt sitzen, niemand kümmert sich um ihn, es wird Mittag, die schwache Hoffnung, Essen zu erhalten, verfliegt, und um drei

Uhr erscheint der Schnellkraftwagen für die Fahrt nach dem Polizeipräsidium. Gleichzeitig kommt auch der Sturmführer, er hat zwar sehr spät von der Festnahme erfahren, aber er weiß Bescheid. In der Hand hat er einen großen Teller mit Brot und einem Berg Würstchen, auch ein Klacks Senf fehlt nicht, er reicht alles auf den Wagen, der sich in Bewegung setzt. Der SA-Mann futtert und futtert, es ist nicht ganz leicht, die Würstchen in den Senf zu stippen, während der Wagen schaukelt, jedoch es kommt nur darauf an, satt zu werden. Selbst die feindlichen Wachtmeister lachen, wie ihnen die Komik des Bildes zu Bewußtsein kommt.

Der SA-Mann steckt den letzten Wurstzipfel und den letzten Kanten Brot in den Mund in dem Augenblick, in dem der Wagen durch das Gittertor einbiegt und wird dann kurz und streng vernommen, aber diesen Dingen steht er nun, gesättigt, ausgeruht und erfreut über seinen Sturmführer, sehr kaltblütig und sehr gefaßt gegenüber.

In der Zelle 93 findet er die Namen vieler Vorgänger, die er kennt, hier hat man mit einem Bleistift geschrieben, dort mit einem Nagel oder sonst was eingekratzt. Bald erhält er auch Besuch von seinem Sturmführer, der sich als Rechtsanwalt ausgegeben hat, er bekommt seine Instruktionen, um zu wissen, worauf es bei etwaiger weiterer Vernehmung und bei der Verhandlung ankommt. Dann wartet er der Dinge, die da kommen müssen.

Die Toilette ist in der Zelle, alle paar Minuten läuft das Wasser, es macht zuerst geradezu nervös mit dem regelmäßigen Geräusch, aber mit der Zeit gewöhnt man sich daran. Morgens gibt es Kaffee, Marke Blümchen, und ein Stück Brot. Das Brot ist knatschig und liegt wie ein Kloß im Magen. Mittags kommt der Schlag Essen, irgend etwas Zusammengekochtes, und abends um sechs Uhr wieder Brot oder ein Rest warme Suppe. Der Kalfaktor ist ein Verbrecher, er kann es sich erlauben, den SA-Mann zu beschimpfen, bringt

er das Mittagessen, so wird die Tür nur gerade einen guten Spalt breit aufgemacht, und das Essen wird unmutig und wegwerfend in die Blechschüssel geklatscht. Legt man sich tagsüber einmal hin auf die Pritsche, so sieht das bestimmt die Wache, die durch das Guckloch hereinschaut, und schon gibt es drei Tage lang kein warmes oder überhaupt kein Essen.

Zur geistigen Erbauung erhält man zwei der rötesten Zeitungen, besonders wird das Organ der SPD regelmäßig hereingereicht. Offenbar soll sein Inhalt zur politischen Wandlung der SA beitragen.

Eines Tages erfolgt die Vernehmung durch den Schnellrichter, man bemerkt, daß die Urteile am laufenden Band erfolgen, wird die Tür des Saales einmal geöffnet, so sieht man ganze Reihen von Zeugen draußen im Korridor stehen.

Der bösartige lange Sozi erscheint als Zeuge, er behauptet, der SA-Mann habe Nadel und Abzeichen offen getragen, jedoch die beiden Beamten vom Revier sagen sehr anständig aus, der eine davon ist bestimmt Nationalsozialist. Nein, das sei nicht der Fall gewesen, erklärt erst der eine, dann der andere.

Dadurch erhält die ganze Sache ein anderes Gesicht, man hätte sonst glatt sein volles Jahr bekommen, so aber lautet das Urteil auf vier Monate Gefängnis, weil nicht nachgewiesen werden konnte, daß die Nadel mit Abzeichen die Rocktasche verlassen hatte.

Sturmführer und Kameraden sitzen im Zuschauerraum, sie meckern und räuspern sich, und der Richter droht noch zu guter Letzt, den Raum räumen zu lassen.

Der SA-Mann blickt noch einmal hin, „Kopf hoch, mein Junge!" ruft ihm der Sturmführer zu, dann geht es zurück in die Zelle.

Vier Monate dafür, daß ein Stückchen Nadel, die ebenso gut eine Steck- oder Sicherheitsnadel hätte sein können, aus dem Rockaufschlag herausguckt, ist allerhand. Sicherlich war der Bestand der Weimarer Republik dadurch aufs schwerste gefährdet.

Der SA-Mann ist zwar etwas vor den Kopf geschlagen, hat aber doch noch soviel Grips, den Kommissar schwer zu kränken, der ihm das Urteil zur Unterschrift vorlegt. Er unterschreibt quer über den ganzen leeren Raum unter der letzten Zeile in großen Lettern und erklärt auf die Frage des Beamten, er tue das, um zu verhindern, daß da nachträglich noch etwas eingefüllt werde, was mit Verhandlung und Urteil nichts zu tun habe. Der Kommissar macht ein bitterböses Gesicht, den SA-Mann regt das nicht weiter auf, er wird bald ins Gefängnis geschafft und denkt nun über hundert Tage lang darüber nach, wie die Vorkämpfer eines freien Deutschlands von deutschen Richtern behandelt werden. — — —

* * *

Zwei Mann aus einem der ältesten Stürme der Reichshauptstadt verlassen ihr Lokal, um nach Hause zu gehen. Sie kommen um die nahe Ecke herum in die breite Straße der Vorstadt und erreichen nach kaum mehr als hundert Metern den Tanzpalast.

Geht man unter dem Vorderhaus durch in den Hof, so ist da der eigentliche Eingang und die Treppe zum großen Saal im ersten Stock, der den Kommunisten regelmäßig zu Versammlungen dient.

Natürlich stehen starke Posten auf der Straße, aber die zwei SA-Männer verlassen sich auf das Ansehen ihres Sturms und auf die Nähe ihres Lokals. Sollten sie etwa einen Bogen um die gegnerischen Strolche machen, sie, die kampfgewohnten SA-Männer? Nein.

Richtig, sie werden angefallen, besonders der eine wird ziemlich übel zugerichtet, und ihre Kopfbedeckungen werden ihnen ebenso abgenommen, wie ihnen ihre Schlipse herausgerissen werden. Es gelingt ihnen aber, sich loszumachen.

Sie eilen zurück ins Sturmlokal.

Die zehn Mann, die dort sitzen, springen sofort auf und begeben sich im Laufschritt zum Tanzpalast. Die kommunistischen Posten türmen, die SA eilt hinterher, erreicht den Hof, wo sie einen Mann zur Sicherung zurückläßt und stürmt die Treppe hinauf und in den Eingang zum Saal. Sie sieht sich einer tobenden Menge von fünfhundert Gegnern gegenüber, von denen die ersten zwanzig Stühle und andere Gegenstände schlagbereit in den Händen halten.

Wütend verlangen die SA-Männer die Herausgabe derjenigen, die die Kameraden überfallen haben, sie wollen zum mindesten wissen, wie sie heißen und wo sie wohnen.

Sofortiger Angriff ist die Antwort, zwei SA-Männer erhalten Schläge über den Schädel und bluten. Andere ziehen Pistolen und feuern in die Decke, die Kommune feuert auch, ein wahnsinniges Durcheinander entsteht im Saal, und es ist sicher, daß die Gegner ihre eignen Leute angeschossen haben. Einer hat einen Bauchschuß, einer einen Beinschuß, und einem geht das Geschoß glatt durch die Handwurzel.

Die SA zieht sich vor dem Feuer zurück, sie ist viel zu sehr in der Minderheit, sie kommt durch den Hof, die Kommune drängt nach, aber da steht schon das Überfallkommando mit Gummiknüppel und Pistole. Vier SA-Männer laufen ihm gewissermaßen in die Arme, darunter auch der Posten aus dem Hof, der überhaupt nicht im Saale war. Die andern, nämlich diejenigen,

die zwar geschossen haben, die hier aber weniger bekannt sind, haben sich unter die Kommune verkrümelt, und dadurch gelingt es ihnen, zu entkommen.

Rotfront tobt auf der Straße wie irrsinnig, die Polizei nimmt die vier SA-Männer mit und bringt sie vorerst zum nahen Revier.

Dort sitzen sie bis morgens um zwei Uhr und werden dann zum Alexanderplatz gebracht, nachdem ihre Personalien festgestellt sind. Sie sitzen etliche Tage und werden in das Untersuchungsgefängnis nach Moabit überführt. Es geht ihnen insofern verhältnismäßig gut, als sie von der Gefangenenhilfe und von der Frauenschaft unterstützt werden dürfen und nicht auf die magere Gefängniskost angewiesen sind, von der sie den Vorgeschmack bereits am Alex erhielten.

Sie warten von Tag zu Tag auf eine Vernehmung, jedoch nichts erfolgt. Es dauert fast volle fünf Monate, bis der erste Verhandlungstag herankommt. Es sind mehr als hundert Zeugen geladen, und immer wieder wird von neuem verhandelt.

Da ist der berüchtigte kommunistisch-jüdische Rechtsanwalt auf der Gegenseite und als Nebenkläger, der im Gerichtssaal fast mehr sagt als Richter und Staatsanwalt. Der Richter ist, das erkennen die SA-Männer an seiner ganzen Art, völlig gegen sie eingestellt, er gehört zu jenen Juristen, die eine traurige Berühmtheit durch ihre Verfolgung von SA-Männern erlangt haben. Auch ihr eigner Rechtsanwalt benimmt sich sonderbar, er benutzt die ganzen ersten Verhandlungstage dazu, möglichst viele Einzelheiten über die SA herauszubringen, und erst verhältnismäßig spät erkennen die Angeklagten, daß er zu jenen ruhmlosen Putschisten gehört, die in schwieriger Stunde glaubten, dem Führer und der SA ein Bein stellen zu können.

Aus der Zusammenwirkung dieser Personen ergibt sich schließlich, daß der Führer selbst als Zeuge geladen wird.

Dies aber ist der Lichtblick für die Männer der SA: Hier im Gerichtssaal, ihretwegen, erscheint der Mann, für den sie kämpfen.

Gewiß, der vorsichtige Richter hat vorher schon Demonstrationen im Zuschauerraum mit schweren Strafen bedroht, aber die SA-Männer denken, erstens geht das uns Angeklagte nichts an, und zweitens wird uns nichts auf der Welt davon abhalten, unsern Führer so zu begrüßen, wie sich das gehört.

Und wie er den Saal betritt, schallt ihm ein donnerndes „Heil, mein Führer" entgegen, stehen die vier SA-Männer in der Anklagebank mit erhobenem Arm, wie nur die SA stehen kann.

Der Richter ist mehr als ungehalten, er verwarnt die Männer, er werde sie im Wiederholungsfalle mit drei Tagen Arrest und dem Entzug von Essen bestrafen.

Es wird ihnen nun ein anderer, anständiger und tüchtiger Rechtsanwalt beigegeben, er ist einer unsrer besten Männer, und die ganze Angelegenheit gewinnt doch ein anderes Gesicht; wenigstens meinen das die Angeklagten.

Festgestellt ist nun, daß alle Verletzungen der getroffenen Kommunisten aus Pistolen mit einem bestimmten Mindestkaliber stammen, und danach wissen die vier Männer, die selbst nicht geschossen haben, wohl aber die Pistolen der entkommenen Kameraden kennen, daß die Verwundeten tatsächlich von Rotfront angeschossen worden sind. Schlimm waren die Verletzungen überhaupt nicht, die schwerste hat vier Wochen Behandlung im Krankenhaus erfordert. Jetzt, Monate nach dem Vorfall, erscheinen die Getroffenen zur Verhandlung frisch wie die Fische im Wasser und lügen lustig und systematisch das Blaue vom Himmel herunter.

Die ewigen Verhandlungen werden allmählich zur Qual, sie finden fast täglich statt, das Gericht bemüht sich immer erneut, die vier SA-Männer zu überführen oder gar zum Geständnis von Taten zu bringen, die sie nicht

begangen haben, und der gegnerische Rechtsanwalt berauscht sich an seinen Anträgen, weitere Zeugen zu laden. Er benutzt alle jene Tricks, die mit Rechtsprechung und Recht nichts zu tun haben, die gesamte feindliche Presse schwelgt in langen Berichten, die SA-Männer werden als notorische Mörder hingestellt, und die ganze SA wird als die schlimmste, bewaffnete Gefahr für Sitte und Ordnung bezeichnet. In hysterischem Gewinsel verlangt man drakonische Strafen, man steht auf dem Standpunkt, es sei selbstverständlich, daß die SA sich schlagen läßt, ohne sich zu widersetzen oder gar ihrerseits zu schlagen, und ein Unparteiischer kann den Eindruck gewinnen, es sei der einzige Daseinszweck der SA, sich als williges Opfer kommunistischer und sonstiger Banditen mißhandeln oder töten zu lassen.

Nach sechsunddreißig Verhandlungstagen kommt es dann doch zum Urteil.

Der Staatsanwalt beantragt sechs Jahre Zuchthaus, der gegnerische Rechtsbeistand und Nebenkläger sieben Jahre, und das Gericht erkennt auf dreißig Monate Gefängnis für drei der SA-Männer, während einer wegen Mangel an Beweisen freigesprochen wird. Unter den Verurteilten befindet sich der Posten aus dem Hofe, der den Tatort, den Versammlungssaal, überhaupt nicht betreten hat.

Der Revisionsantrag wird abgelehnt, das Schicksal dieser undeutschen Zeit hat gesprochen, die drei SA-Männer verschwinden aus der Öffentlichkeit hinter die stummen Mauern des Gefängnisses.

Man hat in jener Zeit, da diese Dinge spielen, viel von modernen Anstalten gehört und geschrieben, man hat in psychologischer Verirrung Schwerverbrecher mit Komfort umgeben, man prahlte mit Besserung ihrer Lage nach neuzeitlichen Gesichtspunkten, man brachte Bilder, die den Eindruck erwecken konnten, die deutschen Gefängnisse seien im Grunde genommen

gut eingerichtete Erholungsheime für arme, irregeführte Diebe, Zuhälter, Mörder und andre Sträflinge.

Die drei SA-Männer haben von diesen Einrichtungen nichts bemerken können.

Sie bekamen in der Strafanstalt ein Essen, das noch schlechter war als am Alex oder in Moabit in Untersuchungshaft.

Der Kaffee hat nur den Namen von diesem Getränk, das Brot ist schlecht, das Mittagessen ebenso unzureichend wie das Abendbrot. Die Beamten im Gefängnis sind überwiegend politische Gegner, es gibt nur wenige, die Sympathien zeigen, und diese wenigen müssen sehr vorsichtig sein. Jeder Kalfaktor ist auch hier ein Verbrecher, dem es eine Freude ist, seine Gesinnung an den SA-Männern auslassen zu können. Beklagen sich die SA-Männer, so erhalten sie drei Tage Arrest in der Dunkelzelle bei Wasser und Brot. Den Direktor bekommen sie niemals zu Gesicht, es sei denn, wenn sie ihren halbstündigen Gang in den Hof machen. Sie dürfen niemals rauchen, Besuche können sie alle vier Wochen einmal auf zwanzig Minuten unter strenger Aufsicht empfangen.

In dumpfer Traurigkeit schleicht die Zeit dahin, aus kräftigen Männern werden schwächliche Gestalten mit graubleichen Gesichtern, und nichts hält sie aufrecht als der Glaube an die Bewegung, der gleich wärmendem Feuer in ihnen brennt.

Sie werden schließlich in anbetracht ihrer guten Führung und auf Grund der unablässigen Bemühungen von SA und PO auf die zweite Stufe der Strafverbüßung gebracht und in ein anderes Gefängnis überführt.

Dort arbeiten sie vormittags fünf und nachmittags dreieinhalb Stunden in der Druckerei, in der Marmorschleiferei oder beim Tütenkleben. Von den kärglichen Groschen, die dabei abfallen, wird die Hälfte einbehalten, die

Hälfte kann zur Beschaffung von Rauchzeug verwendet werden. Zwei Mark je Monat springen dabei heraus, genug Geld, um etliche Päckchen Tabak erstehen zu können. Freilich, genug Tabak hat man nur, wenn es den seltenen Besuchern gelingt, einen Taler oder ein Fünfmarkstück in die Hand gleiten zu lassen. Da findet sich schon ein Beamter, der dann zu Tabak verhilft.

Hat man auf diesem verbotenen Weg Geldmittel bekommen, so ist alles viel leichter. Immer hilft eine Pfeife Tabak oder eine Zigarette am besten über die tiefe Niedergeschlagenheit hinweg, die einen dann und wann überfällt.

Man kann sozialdemokratische oder jüdische Zeitungen lesen, mitunter verirrt sich sogar ein deutschnationales Blatt in die Anstalt. Wöchentlich einmal erhält man einen Schmöker als Lektüre.

Bei der täglichen Arbeit haben die SA-Männer Gelegenheit, Erfahrungen mancher Art zu sammeln. Abgesehen von etlichen Kameraden sind da auch einige Rotfrontler, überwiegend jedoch Schwerverbrecher, die meist einen dumpfen Haß gegen die Politischen haben.

Die Tage, die Wochen, die Monate schleichen dahin, man hört manchmal doch etwas Näheres vom sieghaften Vormarsch der Bewegung, auch wenn den Besuchern politische Gespräche mit den Strafgefangenen verboten sind. Es gibt Wege, sogar eine nationalsozialistische Zeitung hereinzuschmuggeln. Sie ist dann ein unschätzbares Heiligtum.

Die SA-Männer sitzen nach wie vor in Einzelhaft, kommen sie erst einmal aus irgendeinem Grunde ins Nachdenken hinein, so verzweifeln sie in schwachen Stunden an allem. Ihr körperlicher Zustand läßt mehr und mehr zu wünschen übrig, der eine, der im Weltkrieg einen schweren Bauchschuß erhalten hatte, wird des öfteren ins Krankenhaus überführt, seine Organe

sind der Gefängniskost nicht gewachsen, er hat ein bedenkliches Darm- und Magenleiden.

Aber immer wieder hilft dann eine Kleinigkeit, eine Botschaft von draußen. Der Nationalsozialismus hält seinen Einzug auch hinter die stummen Mauern, mehr Kameraden werden eingeliefert, aber auch mehr Beamte der Anstalt neigen sich der Bewegung zu, zeigen die gleiche Gesinnung.

Man liest die Ziffern der Präsidentenwahlen im Frühjahr 1932, man erfährt das Ergebnis der Juliwahlen zum Reichstag, in ungestümer Erwartung beginnt das Herz zu klopfen, man liest, der Führer werde und sei vom Reichspräsidenten empfangen, eine irrsinnige Freude bebt in den SA-Männern, aber nichts erfolgt. Alles bleibt beim alten. Ist das möglich?

Die Männer sehen ein, die Stunde der Befreiung hat noch nicht geschlagen, sie beißen die Zähne aufeinander, es heißt weiterhin aushalten. Eine ungeheure Erbitterung ist in ihren Herzen, nun, da sie sehen, daß der Bewegung immer neue Feinde erstehen. Es drängt sie hinaus, um zu kämpfen.

Es gibt nun, da die graue Zeit doch bis nahe ans Ende ihrer Strafe herangekommen ist, ein gemeinsames Quartier, die schlimme, trostlose Einzelhaft hört auf, die Kameraden sitzen zusammen, einer kann dem andern über seine Nöte hinweghelfen.

Kennt ihr die grauen oder roten Mauern, die von der Welt und ihren Geschehnissen trennen? Kennt ihr die schmale Zelle mit dem vergitterten Lukenfenster unter der Decke und dem bösen Guckloch in der Tür, durch das das eine Auge des Wächters oftmals unvermutet hereinblickt und beobachtet und zu einer höllischen Ausgeburt wird?

Die Gefängnisse ähneln sich in den meisten Ländern. Wo es erlebt wurde, ist einerlei, aber glaubt mir, nichts ist schlimmer, als wenn dieses eine Auge mißtrauisch und in seltsamer Starrheit jede Bewegung belauert.

Wer das nicht irgendwie und irgendwo erlebt hat, weiß nicht, was es für einen gesunden, guten Menschen bedeutet.

Ja, trotz allem, was zu ertragen ist, weil es ertragen werden muß, kommt doch eines Tages die jubelnde und dabei zunächst fremde Stunde der Freiheit auch für unsre drei SA-Männer, sie kommt plötzlich ohne Ankündigung, es heißt eines Tages, man gehe heute nicht zur Arbeit, man bleibe in der Zelle, um sie zu reinigen. Dann gibt es Papiere im Büro, ein paar Pfennige werden gemäß einer Abrechnung ausbezahlt, für die man sich nicht im mindesten interessiert, und man ist da draußen, ja, wirklich da draußen und kann sich bewegen, wie man will. Die Freiheit ist noch unfaßlich, ein wirrer Traum, dessen Glück man nicht begreift.

Es geht nun zurück in die Stadt, es gibt Eisenbahnen und Elektrische, Autobusse und nachher die sich windende Schlange der Untergrundbahn, viele Menschen eilen in Freiheit einher, man kann sich eine ganze Schachtel Zigaretten kaufen, und man tritt dann, zu gegebener Zeit, nach einem leichten Zögern ins Sturmlokal ein.

Die Kameraden kommen herbei, man erkennt, wie sie innerlich zusammenzucken, man ist hellhörig geworden in der Einsamkeit der Zelle, man weiß, sie erschrecken über das Aussehen, so sehr sie sich bemühen, das zu verbergen.

Des Abends jedoch steht der Sturm da, Donnerwetter, ist er gewachsen, jawohl, er ist längst aufgeteilt worden und wieder gewachsen, er hat eine Unzahl neuer, staunender, fast ehrfürchtiger Gesichter in seinen Reihen. Der Sturmführer beginnt gleich mit herzlichen Worten, er läßt stramm stehen und bringt ein Siegheil aus, und dann, da er ein Mann der praktischen Tat ist, nimmt er selbst seine Mütze ab und sammelt, um mit Geldmitteln die ersten Wege zu ebnen, die zurück ins Leben und in den neuen Kampf führen.

Es ist dieser Kampf, der die Männer herausreißt aus den Komplexen der grauen Jahre. Das Unrecht, das ihnen zugefügt wurde, empfinden sie nun fast ohne Erbitterung, sie wissen, sie haben ihr Opfer am Altar der Treue gebracht, sie sind stolz darauf, viele Tage ihres Lebens, jeden einzeln, einen nach dem andern und jeden einzelnen in Not und Beschränkung dargebracht zu haben.

Sie wissen, auch diese grauen Tage sind viele kleine Steine, die mithelfen, den stolzen Bau des Führers ein Stückchen höher empor zu mauern. — — —

Die letzte Verbotszeit

Die Geschichte der SA und überhaupt der NSDAP ist eine einzige, fast ununterbrochene Folge von Verboten gewesen. Irgend etwas war immer verboten.

Es gab niemals eine Zeit, in der der SA etwa dieselben Freiheiten in ganz Deutschland gewährt wurden wie dem Reichsbanner oder gewissen, vaterländischen Verbänden. Manchmal wetteiferten die Länder in dem Bestreben, die Entwicklung zu hindern, manchmal waren es einzelne Länder, die glaubten, sich besonders durch Härte auszeichnen zu müssen.

Sehen wir von der ersten langen Verbotszeit nach dem Tod an der Feldherrnhalle ab und auch von der langen Zeit, in welcher dem Führer nicht gestattet war, in öffentlicher Versammlung zu sprechen, lassen wir die ganze Entwicklungsperiode bis zur einheitlichen Bekleidung im braunen Hemd und auch den Abschnitt bis zur Einführung des Schulterriemens in der SA im September 1929 außer acht, so finden wir doch noch genug an einschneidenden Maßnahmen, die jede andere Partei vernichtet hätten.

Im Juni 1930 erhielt in Bayern die SA allgemeines Uniform- und Aufmarschverbot. Als seltsame Begleiterscheinung kann dazu gesagt werden, daß demgegenüber in Tirol das Braunhemd erlaubt war. Münchner SA

und SS fuhren in Räuberzivil an die Grenze, überschritten sie und legten drüben, im Ausland, ihr Gewand an, um in Kufstein im gleichen, dem ersten Monat des Verbots, an einem Treffen teilnehmen zu können.

Die schlesische SA, die ihre Gründung auf den März des Jahres 1925 zurückführen kann, marschierte schon im Sommer 1930 im weißen Hemd, da das braune nicht gestattet war. Da sie auch in dieser Tracht nicht in Marschkolonne gehen durfte, marschierte sie in Zweierreihe mit weitem Zwischenraum. Wurde das nicht gestattet, so marschierte sie aufgelöst. Gingen dann aber mehr als ein halbes Dutzend SA-Männer zusammen, dann war das, je nach Belieben des betreffenden Beamten, doch wieder eine geschlossene, staatsgefährdende Formation, die unerlaubt war. Hob aber gar ein SA-Mann, mochte er auch in vollständigem Zivil sein, die Hand zum deutschen Gruß, dann setzte es unweigerlich eine Geldstrafe. Und fuhr die SA, in jeder Weise getarnt und unerkennbar, in Lastwagen, so wurden derartige Fahrten ebenso schnell verboten wie früher in Bayern.

Der hessische Innenminister verbot im August 1930 jeglichen Aufmarsch der SA, er konnte sich das erlauben, und er hielt es für zweckmäßig, in dem Bestreben nicht zurückzustehen, die SA als Verkörperin der Freiheitsbewegung zu unterdrücken, wo er nur konnte.

In Berlin, gelegentlich einer großen öffentlichen Versammlung im bekannten Riesensaal vom Sportpalast erschienen SA-Männer in Zivil, hatten jedoch ihre Bärenstiefel oder Langschäfter an. Das war zu bedenklich für die Herren vom Alexanderplatz und ihre Exekutivorgane. Die Polizei machte sich das Vergnügen, den SA-Männern die Fußbekleidung, die als ein Teil der verbotenen Uniform angesehen wurde, auf der Straße auszuziehen, so daß die SA-Männer gezwungen waren, in Socken zur Versammlung zu kommen. Und vielfach geschah es besonders in Berlin, aber auch in ganz Preußen, wie

an Rhein und Ruhr, daß man Braunhemden, die ohne jedes Abzeichen, also ohne Spiegel und Litze waren, auszog und beschlagnahmte. Die betreffenden SA-Männer hüpften dann mit nacktem Oberkörper, mit Netzjäckchen oder Unterhemd durch die Straßen der Städte oder wurden in einem dieser Kostüme auf den Polizeiflitzern bewundert.

Als die Tage von Braunschweig im Oktober 1931 waren, war nur in diesem, dem einzigen Land mit nationalsozialistischer Regierung, kein allgemeines Verbot. Die SA, die dorthin fuhr, durfte während der Fahrt nicht einmal eine Nadel oder ein Abzeichen tragen, die Polizei nahm an den Grenzen, in Preußen wie in Bayern peinliche Durchsuchungen vor und holte jeden SA-Mann, der auch nur das geringste Verdächtige bei sich trug, rücksichtslos vom Lastwagen herunter oder aus der Bahn heraus.

Es würde einen Band für sich füllen, sollten alle die Verbote der roten und schwarzen Regierungen geschildert werden.

Bestimmte Redner wurden verboten, Versammlungen wurden verboten, immer wieder wurde die Presse der Bewegung verboten, darunter besonders oft „Der Angriff", die Uniform der SA wurde verboten, Aufmärsche der SA wurden verboten, Zusammenkünfte wurden verboten, sei es in Zivil oder Uniform, die Abzeichen wurden verboten, kurzum, immer fand sich etwas, das man verbieten konnte und verbot. Aktiv wurde man dann in Haussuchungen, die überfallartig erfolgten, man suchte Karteien und Listen, man suchte Waffen, Kleidung und Ausrüstung.

Mit einem Raffinement sondergleichen dehnten die Regierungen die Maschen der Gesetze, um das Freiwild der SA einzufangen. Reichten die Gesetze nicht aus, gab es an Hand von Notverordnungen und Maßnahmen zum Schutze der Republik ungeahnte Möglichkeiten, etwas zu verfügen, das, wie man hoffte, der SA Abbruch tun werde.

Der unaufhörliche Druck, die unbegrenzte Willkür, die damit verbunden war, lösten entsprechenden Gegendruck. Es gibt keine Waffe, der nicht eine wirksame Abwehrwaffe entgegengestellt werden kann. In der SA bildete sich ein wachsamer Sinn für Gegenwehr heraus, jeder SA-Führer unterrichtete seine Männer regelmäßig darüber, wie sie sich in bestimmten Lagen gegenüber der Polizei und anderen Organen oder vor Vernehmungsrichter und Gericht zu verhalten hätten, so daß sich geradezu eine Wissenschaft der Abwehr entwickelte. Diese Belehrungen waren erfolgreich. Besonders die alten, erfahrenen SA-Männer verstanden es glänzend, im Rahmen der Gesetze die feindlichen Dienststellen zur Raserei zu bringen, ohne daß ein Grund zum Einschreiten gegeben war. Freilich, gegen Gummiknüppel und Pistole nützte die geistige Schulung nichts, gegen Brutalität helfen nur Gewalt der Faust oder geschickte Flucht.

Zu Hilfe kamen jene Parteigenossen, die getarnt in Ämtern saßen und die es als eine heilige Pflicht betrachteten, den verfolgten, geächteten SA-Mann zu unterstützen. Gar manches Mal stieß er bei der Einlieferung auf einen Gesinnungsfreund, und gar oft erhielten bedrohte Dienststellen oder Sturmlokale einen kurzen, dringenden Fernspruch, der eine Warnung war und sie über geplante Aktionen unterrichtete, so daß entsprechende Gegenmaßnahmen getroffen werden konnten.

Betrachtet man die ganze Zeit rückblickend, so kann gesagt werden, daß sich die gesamte SA um so zäher und entschlossener entwickelte, je strenger und rücksichtsloser Regierung und Polizei vorgingen. Sie wuchs unter Führung ihrer kämpferischsten Männer aus ihrer Enge heraus und erhielt Zuzug aus den besten, revolutionären Kreisen des deutschen Volkes. Alles, was halb und lau war, stieß überhaupt nicht zu ihr oder bröckelte nach wenigen Kampftagen wieder ab.

Die Etappen Weimar 1926, Nürnberg 1927, Nürnberg 1929 und Braunschweig 1931 sind die Marksteine in der Entwicklung der SA, sie zeigen die schwingende Aufwärtsbewegung in steiler Kurve seit Einführung des Braunhemdes.

Entscheidend für den inneren Aufbau jedoch war die Rückkehr des Stabschefs aus Bolivien und der Antritt seines Amtes in den ersten Januartagen des Jahres 1931. Nun setzte erhöhte, organisierte Geschlossenheit und verstärkte politische Willensbildung an Hand von klaren Richtlinien in einheitlicher Gestaltung ein.

Im Westen und in Ostpreußen, in Thüringen und in Franken, in Schlesien und in der Ostmark, in Bayern und im übrigen Süddeutschland entwickelten sich die SA-Formationen in mehr oder weniger schnellem Tempo, und das junge Banner des Sieges leuchtete immer häufiger über den rissigen Bauten einer schmachgetränkten Zeit, marschierte hinaus aus den Städten auf das Land und erfaßte auch die ländliche, bodenständige Bevölkerung im kleinsten Flecken.

Aus den dreißigtausend SA-Männern, die 1927 in Nürnberg aufmarschiert waren, sind längst Hunderttausende geworden. Und es ist mehr dem schwarzen Kanzler als seinen sozialdemokratischen Vorgängern vorbehalten, den Kampf gegen die SA auf die Spitze zu treiben. Er kümmert sich überhaupt nicht um den Wahlerfolg des Jahres 1930, der der Bewegung 107 Reichstagsmandate gebracht hatte, er ignoriert ihn ebenso wie seine Vorgänger und ist aktiv nur in der Erfindung von Notverordnungen und Ausnahmegesetzen.

Es nützt ihn alles nichts, was er erfindungsreich wie Odysseus beginnt. Die SA marschiert weiter.



Nr. 98 Bürodienst muß auch sein . . . . .



Nr. 99 . . . . . auf der Wache

Nr. 100 Die Feldküche arbeitet

Nr. 101 Der Sturm feiert Weihnachten

Sie ist nun ausgebildet, sie hat ein geschultes Sanitätspersonal für die Behandlung von Verletzten und Kranken, von Mai 1931 an sind Motorstürme gebildet und wachsen, Reiterstürme entstehen an vielen Orten, die die Vorbedingungen dazu gewähren, und trotz aller Schikanen müssen die wenigen alten und die aus ihnen hervorgegangenen Stürme immer wieder in neue Formationen geteilt werden, um den Zuzug zu erfassen.

Der schwarze Kanzler erkannte die ihm und seiner verhängnisvollen Politik drohende Gefahr in aller Deutlichkeit, als die zweiten Präsidentenwahlen im April 1932 dem Führer dreizehn Millionen Stimmen gebracht hatten. Unfähig und nicht gewillt, sich einer klaren politischen Entscheidung des deutschen Volkes zu beugen, suchte er nach einem Grund zu einem Einschreiten in besonders krasser Form.

Den unmittelbaren Anlaß gab ein kleines, unbedeutendes Vorkommnis in einer Vorstadt Berlins.

Da wünschte ein Vertreter der PO von einem Reserve-Motorsturm fernmündlich ein Motorrad zu einer Fahrt nach außerhalb. Der betreffende SA-Mann antwortete, er habe weder Geld noch Benzin, um die Fahrt ausführen zu können. Die Erwiderung war, er möge doch in die Geschäftsstelle kommen, um Munition und all das zu empfangen, was er für die Reise brauche.

In SA-Kreisen spricht man schon einmal vom Geld als Munition. Jedoch das gefährliche Wort, das da am Fernsprecher gebraucht worden war, gelangte im Handumdrehen zum Alex, kam dem jüdischen Vizepolizeipräsidenten zu Ohren, und mit der ihm eignen Geschicklichkeit, ein anscheinendes Unrecht zum tatsächlichen Verbrechen zu stempeln, schickte er Kriminalbeamte in die Geschäftsstelle.

Es half dann nichts mehr.

Einer der Beamten fragte bei der Durchsuchung, wo denn die Munition sei. Auf die verneinende Antwort und die Gegenfrage, was er damit meine, erklärte der Beamte, es sei doch ein fernmündliches Gespräch abgehört worden, wonach Munition abgeholt werden soll, deshalb seien sie ja gekommen.

Die Aufklärung nützte nichts. Am Alex hatte man die sehnlichst erwünschte Unterlage im abgehörten Ferngespräch. Aufgebauscht ging es nach oben, und dem Wunsche, eine neue Waffe gegen die SA zu haben, wurde bereitwilligst entgegengekommen. Damit war das konstruiert, was ersehnt wurde.

Am 13. April 1932 verfügte der Reichswehrminister, dessen starker Hand der schwarze Kanzler das Innenministerium anvertrauen zu müssen glaubte, die Auflösung der gesamten SA und SS.

Noch einmal sollten die gesamten Machtmittel des Staates in den Händen zweifelhafter Mächte und Menschen dazu dienen, die große Volksbewegung des Führers ihrer besten Waffen, der SA und SS zu berauben. Noch einmal sollte brutale Gewalt die sieghafte Idee des Nationalsozialismus erschlagen und durch Entwaffnung schänden. Noch einmal wurde der törichte Standpunkt eingenommen, es sei möglich, geistiges Gut mit dem Gummiknüppel zu vernichten.

Bösartig setzten Haussuchungen, Beschlagnahmen, Verfolgungen, Bespitzelungen, Beschnüffeleien ein. Es wurde für die SA vorübergehend schwieriger, sich zu tarnen.

Während der früheren ganzen oder teilweisen Verbote, die sich oft auf bestimmte Länder beschränkten, packte die SA sinngemäß ihre Uniformen in Bündel, die Bündel in Säcke und verfrachtete alles mit Lastwagen über die

nächste Grenze, um dort ungestört zu sein und zu wirken. Oft konnte sie dann unter den beutegierigen Augen der Polizei lustig in dem, für die letztere unerreichbaren Gelände herumturnen. Man zog wo anders hin, verlegte die Fährte, und je nachdem war man gegebenenfalls Volkssportverein oder eine Landarbeiterkolonne, die zurückkehrte. Die jeweilige Grenze bot Gelegenheit, auch der größten Wachsamkeit ein Schnippchen zu schlagen. Verhaftete dann die Polizei doch einmal zwanzig, fünfzig oder hundert SA-Männer, die in ihrer Kleidung unangreifbar waren, dann fand sie nichts und mußte sie wieder freilassen, da sie keine Beweismittel zum Eingreifen hatte. Die Kraftwagen mit den Fahnen und Uniformen kehrten auf Schleichwegen zurück, die Fahrer wußten meist genau, wo ihnen aufgelauert werden würde, und verstanden es diesen Gefahren zu entgehen.

So machte es die gesamte SA in allen Teilen Deutschlands, in Räuberzivil zog sie los, einzeln oder zu mehreren, sammelte sich außerhalb an bestimmten Stellen und nahm die entsprechenden Übungen vor. Einmal war man nachts unterwegs, einmal tagsüber, einmal morgens und einmal nachmittags. Zugegeben, es war für die Organe des Staates bestimmt leichter, einen Sack voll Flöhe zu hüten, als einen Sturm der SA zu erwischen.

Diesmal, nach der verfügten Auflösung, schreckte man auf seiten der Regierung und ihrer Organe vor nichts mehr zurück. Sturmlokale und Heime erwerbsloser SA-Männer wurden geschlossen, jedes braune Hemd und jede braune Hose erregten den äußerlichen Zorn der Beamten, wenn auch teilweise bestimmt nicht mehr im Herzen. Braune Läden wurden ausgeräumt, fieberhaft suchte man Karteien und Waffen.

Scheinheilig sagte man, durch die Auflösung werde den politischen Gewalttaten ein Riegel vorgeschoben. In der Tat hatte das Jahr 1932 blutiger

begonnen als die vorhergegangenen, und die Toten- und Verwundetenliste der SA und SS stiegen schnell.

Mit der Auflösung war dem nicht abzuhelfen, man hätte dadurch etwas tun können, daß man die SA schützte und die immer verbrecherischeren Banden von Rotfront und Reichsbanner verboten hätte. Jedoch das waren letzten Endes die Schutztruppen von jeder Systemregierung gewesen und nun auch die des schwarzen Kanzlers in seinem Kampf gegen die Bewegung.

Der Auflösungsbefehl schlug in seiner Wirkung erst recht in das Gegenteil um.

Gewiß, die SA mußte sehr vorsichtig sein, um nicht unnötig anzuecken. Aber viele gute, ja, ausgezeichnete Menschen stießen nun zu ihr, weil sie hier das offensichtliche Unrecht erkannten, das der Bewegung geschah.

Mochte von oben diktiert werden, was wollte. Die Ausführung mußte versagen, weil nun in allen Exekutivstellen bereits viel zu viele Nationalsozialisten saßen, die nicht mehr gewillt waren, die SA ohne Widerstand vergewaltigen zu lassen. Am Abwehrwillen dieser tapferen Männer scheiterte mit der Erfolg der harten Maßnahmen.

Es gab Reviervorsteher, die getarnte SA-Männer wieder entließen, wenn rote Beamte sie angeschleppt brachten, ohne überhaupt eine Eintragung vorzunehmen. Und es gab Schupobeamte, die im gegebenen Falle SA-Männer vor den Augen der spitzelnden Öffentlichkeit verhafteten, um dem Druck der Bestimmungen zu entsprechen, die jedoch bei erster Gelegenheit einen Tip zur Flucht gaben. Selbst in der Bevölkerung waren nun viele Freunde der Bewegung, bei denen sich genug revolutionärer Geist entwickelt hatte, um den SA-Mann nicht ganz ungeschützt zu lassen.

Dann aber ergab sich noch etwas: Die SA selbst war stets in ihren Abwehrbestrebungen durch den Zwang zur Legalität eingeengt gewesen. Jetzt,

nach der Auflösung, als gesetzliche Formationen überhaupt nicht mehr bestanden, hatte man freie Hand. Was man tat, ging nicht auf das Konto der Bewegung, sondern geschah auf eignes Risiko.

Die SA war nicht mehr gezwungen, vorsichtig zu sein, sie konnte sich nunmehr ihrer Haut nach Belieben wehren.

Griff die Kommune oder das Reichsbanner an, erfolgte prompt ein Gegenangriff. Drangen rote Strolche in eines der nach wie vor bestehenden Sturmlokale ein, so tat man am nächsten Tage das gleiche. Völlig in Räuberzivil, meist ganz ähnlich der Kommune gekleidet, oft selbst in schwarzen Hemden, hatte die SA eine Bewegungsfreiheit wie nie zuvor. Und sie hätte keine revolutionäre Truppe sein müssen, wenn sie diese Gelegenheit nicht ausgenutzt hätte. Sie hatte es nun nicht mehr nötig und hatte auch nicht die mindeste Neigung dazu, diszipliniert stillzuhalten und sich niederschlagen zu lassen, nein, sie antwortete auf jeden Akt von Terror mit einer Gegenhandlung, sie nahm den Kampf der roten Unterwelt entschlossen auf und sie scheute nicht davor zurück, den Rädelsführern roter Überfälle den verdienten Denkzettel zu geben.

Im übrigen kam man nach wie vor zusammen. Gewitzt durch Erfahrung umging man das Gesetz. Fand eine geschlossene Versammlung statt, etwa einer Ortsgruppe, dann standen die Männer in Zivil, in manchen Gegenden auch gleichmäßig im weißen Hemd, neben den Tischreihen des Saales. War milde Polizei anwesend, dann schlug man wie sonst die Hacken zusammen und erhob auf Kommando genau so schneidig den Arm wie früher in Uniform.

Gewiß, viele SA-Männer wanderten in dieser letzten Verbotszeit in die Gefängnisse. Die SA war so groß geworden, daß sich das bei ihrer Masse nicht vermeiden ließ. Und jeder SA-Mann war ja sofort an Gang und Haltung kenntlich, mochte er gekleidet sein, wie er wollte. Wurde ein

Sturmlokal geschlossen, so wählte man ein anderes. Die Polizei wußte davon natürlicherweise sehr bald und konnte erneute Durchsuchungen vornehmen.

Zusammenkünfte der Verbände waren zunächst nur auf Besitzungen von Freunden möglich oder auch in abseits gelegenen Waldungen. Manchmal erhielt die Polizei Wind davon, sei es durch Tätigkeit von Spitzeln oder durch eigne Beobachtungen. Dann erschienen schwer bewaffnete Kommandos großen Ausmaßes und umstellten die Besitzung, auf der sie SA vermuteten. Besonderen Wert legten die Schirmherren der Auflösung auf Sturmfahnen und Standarten. Sie mochten es so schlau anfangen, wie sie wollten, sie kamen immer zu spät. Die Feldzeichen der SA waren längst in sicheren Verstecken. Da, wo sie vermutet wurden, fand sich meist nichts mehr als ein sinniger Spruch voll beißender Ironie.

War die SA draußen im Gelände, dann gab es oft die reinsten Versteckspiele mit der tatendurstigen Polizei. Da sausten die Flitzer die Landstraße entlang, mit Gläsern suchte man das Gelände ab, die SA aber lag still irgendwo in Deckung. Wurde sie trotzdem festgestellt, begann die Jagd. Es ging über Hecken und durch Schonungen, die SA war leichter beweglich als die schwer gerüstete Polizei und konnte ihr auf der Nase herumtanzen. Sinnlose Befehle von oben hetzten die Beamten im Gelände herum, und wenn sie dann glaubten, die SA eingekreist zu haben, fanden sie nichts mehr vor.

Die ganze Lage wurde so, daß die befohlene Auflösung eine Farce wurde. In Schlesien und andern Teilen Deutschlands marschierte die SA zu Tausenden als irgendein Sportverein zu irgendwelchen Festen. Die gesamte Organisation der SA einschließlich der gewissenhaften Befehlsübermittlung wurde nicht einen Tag lang unterbrochen, es lief trotz Verbot und Verfolgung alles weiter.

Aber auch diese Verbotszeit wirkte sich in der Reichshauptstadt am schärfsten aus. Die Tatsache, daß die Anordnung der Auflösung von dem jüdischen Vizepräsidenten der Polizei ausging, erweckte bei der Berliner SA den tiefsten Haß gegen die Rasse, zumal die jüdischen Zeitungen nicht genug tun konnten, um die Maßnahmen der Regierung zu unterstützen. In ekelhafter Hetze priesen sie das, was befohlen worden war, und verlangten rücksichtsloses Vorgehen auf der ganzen Linie. War es unter diesen Umständen verwunderlich, daß es auf dem Kurfürstendamm zwischen SA-Männern und einzelnen Juden zu Zusammenstößen kam, bei denen diese gewissermaßen die Opfer wurden und das auszubaden hatten, was ihnen ein herrschsüchtiger, haßerfüllter Vizepräsident der Polizei und eine geifernde Presse eingebrockt hatten? Es mag sein, daß dabei Unschuldige litten. Sicher ist jedoch, daß die Schuld an den Vorgängen jene Zeitungen trifft, die nicht genug tun konnten, um den Gegensatz der Rassen durch die eigne Anmaßung und durch ein ungeheuerliches Lügennetz über SA und Bewegung zu verschärfen und damit in innenpolitische deutsche Fragen einzugreifen, die sie nichts angingen, über die sie sich jedoch ein Bestimmungsrecht in herausfordernder Weise anmaßten.

Der einfache SA-Mann hat die vielfach jüdischen Führer von SPD und KPD zur Genüge gesehen, er kennt die grundverlogene Presse und ihre bösartige Auswirkung, er weiß, wie auf Befehl jüdischer Parteibonzen rote Banditen ihn jahrelang gejagt und verfolgt haben, und er sieht dann in der eleganten Straße Angehörige der Rasse in selbstbewußter, überheblicher Haltung und in elegantester Kleidung, während er selbst hungert und stempeln geht, während er verfehmt und geächtet ist, obwohl er Deutscher ist und sein eignes freies Anrecht auf Deutschland im Herzen trägt. Darf ihn dann nicht einmal eine Wut packen? Sie muß ihn packen.

Indessen war die Stellung des schwarzen Kanzlers mehr und mehr erschüttert. Er torkelte von innenpolitischen zu außenpolitischen Niederlagen. Als er trotzdem noch vom Reichspräsidenten erneute und weitergehende Vollmachten haben wollte, war sein Schicksal besiegelt. Er verschwand vom Schauplatz einer Tätigkeit, während der er nicht einen einzigen schöpferischen Gedanken zum Wohl des deutschen Volkes fand.

Und doch bedurfte es noch vieler Vorstellungen aus verschiedenen Kreisen und einer Unterredung des Führers mit dem Reichspräsidenten, bis Verbot und Auflösung von SA und SS zurückgenommen wurden. Als es am 16. Juni 1932 endlich geschah, erschienen eine Stunde später im ganzen Reich, gleichsam auf unsichtbaren Befehl, SA-Männer im braunen Hemd, das ihnen so lange verboten gewesen war.

Wie tief die SA mit dem deutschen Volke verwurzelt und verflochten war, das bewies am deutlichsten die jubelnde Freude, mit der das Braunhemd auf der Straße begrüßt wurde. Es ging wie ein Aufatmen durch die Menschen, die, auch wenn sie nicht überzeugte Nationalsozialisten waren, doch nun instinktiv begriffen, daß hier eine neue Epoche begann, daß irgendwie eine helle Morgendämmerung sichtbar wurde und die Zeit der schmachvollsten Not einer entscheidenden Wende entgegenreifte.

Die SA marschierte froh, entschlossen und mit unerschütterlicher Siegeszuversicht in die gärende Zeit hinein. — — —

Nr. 106 Übergabe der Verbotsfahne an Standarte 11 am 30. April 1933 in Regensburg

Nr. 107 Gruppe Bayerisch-Ostmark beim Vorbeimarsch vor dem Führer in Kelheim am 22. Oktober 1933



Nr. 108 Der Führer spricht zu den Kämpfern der Bayerischen Ostmark

Die Entscheidung ist nahe

Es ist ein ununterbrochenes zähes Ringen mit den Gegnern, die teils offen kämpfen, teils verdeckt, die man manchmal gleich erkennt, manchmal erst später. Rings um die Bewegung stehen feindliche Mächte in allen Lagern.

Es hat Wahlen gegeben, alle möglichen Wahlen, und es gibt weitere Wahlen, bald findet man sich nicht mehr durch.

Die Bewegung hat ungeheure Erfolge, sie hat auch Rückschläge. Die SA wächst immer stärker, sie schüttelt, wenn ein Rückschlag kommt, die unbrauchbaren Elemente ab wie ein Pudel die Wassertropfen, wenn er naß aus einem Fluß oder Teich kommt. Es ist bei der SA nichts anderes, als wenn ein morscher, dürrer Zweig vom Baum abgestoßen wird.

Ihr Geist wächst ununterbrochen weiter, die Form des politischen, revolutionären Soldaten wird immer durchgebildeter und gefestigter, er besteht nur noch aus Kampf und heller, klingender Überzeugung, er ist hart bis zur Selbstaufopferung, für ihn gibt es nicht einmal den Schatten eines Kompromisses, er ist die verkörperte Revolution, hungrig, ausgepumpt und von fanatischer Unerbittlichkeit.

Er will herausfordernd sein und herausfordernd wirken, er will jeden Menschen immer erneut beeindrucken, er zieht sich sein braunes Hemd an,

auch wenn er keinen Dienst hat, sei es nur, um es zu zeigen und weil es ein wirksames Propagandamittel ist.

Er empfindet eine ungeheuerliche Wut gegen alles, was nicht zur Bewegung gehört, und selbst in der Bewegung kennt er außer dem Führer nur die SA. Er betrachtet selbst alte Amtswalter als zweitklassig, er spricht von ulkigen Parteigenossen. Er tut das nicht, weil er ihre Arbeit unterschätzt oder weil er sie kränken will, nein, beileibe nicht, er kann sich einfach nicht anders helfen, als daß er alles ausschließlich als SA-Mann sieht und sich selbst gleichsam übersteigert. Es ist ihm der Blick für alle jene Dinge genommen, die außerhalb der SA und ihres Kampfes stehen.

Er hat viel durchgemacht und macht noch viel durch, seit das Uniformverbot fiel, seit er wieder sein braunes Hemd tragen darf, das wie ein Signal auf die Kommune wirkte, den Kampf mit größter Erbitterung fortzuführen, der etwas nachgelassen hatte. Es knallt und knallt in den nächtlichen Straßen, es knallt an Ruhr und Rhein und an der Elbe, in Ostpreußen, in Mitteldeutschland, im roten Schlesien und in Berlin. Am hellen Tage werden SA-Männer niedergeschlagen, die Kommune marschiert in ganzen Kolonnen, manchmal mit, meist ohne Reichsbanner, das selten ohne riesenhaften, polizeilichen Schutz zu sehen ist. Radfahrer und Motorradfahrer kämmen dann die Straßen rundherum ab, sie melden und holen Rollkommandos, es wird bei jedem Umzug ein breiter Streifen der großen Städte nach SA abgesiebt. Es ist dasselbe in Industriegebieten im Westen und Osten, wo die Arbeiter abseits wohnen, dort in jenen Gebieten Deutschlands, wo Kohlen und Eisen gewonnen und verarbeitet werden und wo die Familie meist ein kleines Häuschen und ein Stückchen Land hat. Die Wege dahin gehen zwischen Schutthalden und Feldern hin, mitunter steht noch Wald da, die Wege gehen krumm, man hat nun einmal keine Übersicht,

die Roten lauern in Verstecken und mit ihnen der meuchlerische Tod, und wüste Saalschlachten gibt es auch wieder. — — —

Mannheimer SA fährt als Saalschutz nach der kommunistischen Hochburg Ketsch, dem bescheidenen Fabrikstädtchen, schon beim Einfahren fliegen Schimpfworte und Steine. Der betreffende SA-Führer geht mit einem Dutzend zuerst in den Saal, alles ist proppenvoll von Kommune und Reichsjammer, sofort beginnt der Spektakel. Die Gegner wollen keine nationalsozialistische Versammlung dulden, die betrachten das Gebiet als ihre ureigenste Domäne, bald blitzen Messer, und Teile des Mobilars fliegen durch die Luft. Erst ist die SA bei weitem in der Minderheit, sie wird stark bedrängt, dann kommen Kameraden in den Saal zur Hilfe, das Bild ändert sich. Die Angreifer erhalten Dresche, sie beginnen zu flüchten, sie werden hinausgehauen und fliehen. Über drei Dutzend Schwerverletzte von beiden Parteien werden in ein Heidelberger Krankenhaus gebracht. — — —

Am Niederrhein ist ein SS-Sturm auf Nachtmarsch begriffen, es ist ein ekelhaftes Wetter, der Sturm jagt feinen Regen in Wolken einher, beim Marsch übers Land dringt das Wasser in die Stiefel und durch die Kleidung. Der Sturm hört ein Lied der SS, er marschiert gerade darauf zu, und ein wilder Lärm entsteht. Der Sturm dort ist überfallen von einer großen Übermacht vom Reichsbanner. Zahllose Schüsse blitzen auf, Messer und andere Mordinstrumente werden geschwungen, ein wüstes Getümmel tobt durch die Nacht. Der anmarschierende Sturm stürzt sich zur Unterstützung der Kameraden hinein, haut kräftig drein, macht ihnen Luft, und gemeinsam geht es dann auf die zahllosen Gegner in Windjacken, die hier geglaubt hatten, einen kleinen Trupp SS aus dem Hinterhalt fertigmachen zu können. Statt dessen zerplatzen sie in Nacht, Nebel und Regen, zersprengt durch die Fäuste und Schulterriemen der SS, sie haben ihren Denkzettel weg. — —

In Brieg marschieren zwei schlesische Standarten, es dauert ziemlich lange, und es wird spät mit dem Rückmarsch. Es herrscht weithin dicke Luft, Meldungen laufen ein über Ansammlungen vom Reichsbanner, ganz Ohlau ist bereits aufgewühlt, wie man an die Stadt herankommt, wird schon berichtet, einige Kameraden von der SS seien niedergeschlagen worden. Der Sturm, der diesen Weg nimmt, marschiert natürlich weiter, er weiß, er muß Opfer bringen, er kann und darf nicht zurück. An der Oderbrücke knallt es aus den dichten Büschen am Ufer, Mündungsfeuer zeichnet sich ab, das Reichsbanner geht zum Angriff vor. Es gelingt ihm, einen SA-Mann zu erwischen, der einen Schuß erhalten hat. Es wird auf ihm herumgetreten und herumgeschlagen, der Blutrausch der jämmerlichen Helden ist dem Wehrlosen gegenüber entfesselt. Und nicht genug damit, der sterbende SA-Mann wird über das Brückengeländer hinweg in den Fluß geworfen, später wird von Kameraden seine entsetzlich zugerichtete Leiche geborgen. Die Mordschützen sind in der Nähe geblieben, sie lauern weiter, da ihnen bekannt ist, daß weitere SA hier durchkommen wird. Als die Lastwagen eintreffen und die Männer herunterspringen, setzt wiederum das Feuer ein. Die SA stürmt waffenlos dagegen an, wieder empfängt ein SA-Mann einen Schuß, er gibt sein Leben in den Armen seiner Kameraden auf. Zwei gute, junge Menschenleben hat die Nacht gefordert und erhalten. — —

In Charlottenburg hat einer der ältesten Stürme Berlins Dienst bei einer Versammlung getan, als letzte verlassen die SA-Männer den Saal, um sich durch die wenig begangenen Straßen in ihr Sturmlokal zu begeben. Es ist in einer der schlimmsten roten Straßen gelegen, und schon der Weg dahin ist gefährlich. Der Sturm geht ziemlich geschlossen, man weiß, hier ist ständig dicke Luft, sowie man da von der großen Verkehrsstraße in die engen Gassen abbiegt, lauert der Tod in jeder Hausnische. Gerade die breite, gut

beleuchtete Straße mit dem hohen Rathaus und dem anschließenden freien Platz gibt der Kommune die beste Gelegenheit, durch ihre Radfahrerstreifen festzustellen, was an SA unterwegs ist, um welche Stürme es sich handelt und wohin der Marsch demgemäß geht. An den Sturm wagen sich die Banditen nicht heran, sie wissen ganz genau, das könnte ihnen schlecht bekommen, aber sie beobachten lauernd weiter, sie wissen, es gibt immer einige sorglose SA-Männer, die etwas hinterher bummeln. So ist es auch diesmal, drei Männer haben sich aus irgendeinem Grunde verspätet, sie erreichen die Straßenecke erst, nachdem der Sturm sein Lokal bereits betreten hat, sie gehen durch den kümmerlichen Schein einer Straßenlaterne und bieten ein leidlich gutes Ziel. Jäh peitschen viele Schüsse einher, sie klatschen gegen die Hauswände, der Knall bäumt sich an den Mauern empor, ein SA-Mann fällt, und die Täter türmen. Der Sturm rast aus seinem Lokal heraus, man hört noch die Tritte des fliehenden Mordgesindels und findet den Kameraden mit schwerem Lungenschuß. Man versucht, ihn im Krankenhaus durch eine Bluttransfusion zu retten, es hilft nichts mehr, nach zwei Stunden gibt er seinen Geist auf, er hat mit seinem Leben den höchsten Tribut bezahlt, den er für den Führer geben konnte. — — —

So geht es in vielen Teilen Deutschlands. SA- und SS-Männer werden erstochen, erschossen, aus Zügen hinausgestürzt oder ins Wasser geworfen, sie werden mit Dolchen, Totschlägern, Knüppeln, Stahlruten und andern Instrumenten bearbeitet, sind sie erst einmal wehrlos am Boden, dann trampelt man auf ihnen herum. Viehische Mordlust tobt sich an ihnen aus, sie werden tot, schwer verletzt oder besinnungslos auf den Straßen oder hinter Hecken gefunden, mitunter verschwindet einer, ohne daß bekannt ist, auf welche Weise, sie haben keinerlei Schutz, sie werden verfolgt und sind fast mehr als je gerade in dieser Zeit geächtet. Und bestimmt hilft ihnen niemals oder doch nur in ganz besonderen Fällen die Polizei.

Indessen gewinnt die Partei 230 Sitze im Reichstag, aber der Führer wird doch nicht Reichskanzler, es wird intrigiert, gehetzt, gestänkert. Fäden werden gesponnen, nutzlose Verhandlungen finden statt, die Presse ergeht sich in den vagesten Vermutungen, man wagt dem Führer einen kümmerlichen Posten anzubieten, und er lehnt ihn selbstverständlich ab. Man will auch der SA an den Kragen, ihre Macht und ihre Geschlossenheit sind vielen ein böser Dorn im Auge, tiefer wird die Kluft zwischen der Bewegung und den sogenannten Nationalen. Sie haben erkannt, hier wird man niemals ihr Träger und Wegbereiter sein, man wird ihnen nicht gestatten, den Wettflug gleich dem Zaunkönig in der Fabel zu gewinnen, der sich vom Adler hinauftragen läßt in die höchsten Höhen, sich dann aus seinem Gefieder heraus emporschwingt und zum König der Vögel ernennen lassen möchte. Die Bewegung und ihr Führer bedanken sich dafür, das war sicherlich nicht der Zweck des langen Kampfes.

Gewiß, es erscheint eine Notverordnung gegen den politischen Terror, und man erhofft davon allerlei. Aber die Ersten, die daran glauben müssen, sind fünf SA-Männer, die in Potempa vom Sondergericht zum Tode verurteilt werden, weil sie einen polnischen Landesverräter und Kommunisten, einen vielfach vorbestraften verbrecherischen Hallunken beseitigt haben, um diese Geißel einer ganzen Gegend unschädlich zu machen. In der ungeheuerlichsten Volksfremdheit, die überhaupt erfindlich ist, sprechen die Richter das Schandurteil.

Wie erstarrt steht die gesamte SA dem Spruch gegenüber, der schlimmer ist als alles, was die rote Republik sich je geleistet hat. Und ein Jubel geht durch die SA, als sie von jenem Telegramm des Führers an die fünf verurteilten Kameraden hört, in dem er sich mit ihnen, den „Mördern", verbunden erklärt und in dem er ihre Befreiung als die Frage seiner Ehre

bezeichnet. Begeistert vernimmt das die SA und weiß erneut, daß der Führer jedem kleinen SA-Mann genau so nahe steht, sich genau so eins mit ihm weiß, wie sie, die SA, mit dem Führer.

Der Sommer ist heiß und lange, er brütet über Deutschland, die gesamte Innenpolitik wird immer wirrer, man spricht auch in der SA sehr viel vom Herrenklub und andern herrschsüchtigen Kreisen, im einzelnen freilich kümmert sich der SA-Mann nicht sehr viel darum, er stellt sich nach wie vor auf den Standpunkt, daß der Führer es schon machen wird, wenn die Zeit reif ist. Man kann nicht mehr tun als seinen Dienst.

Die unerhört zunehmende Hetze, der gewissenlose Verleumdungsfeldzug der marxistischen und demokratischen Presse mit der unverblümten Aufforderung zu Terror und Mord wird nun, in diesen Hundstagen des Jahres 1932 manchem SA-Führer zu dumm, sie haben keine Lust mehr, sich alles gefallen und ihre Männer kaltblütig abschlachten oder abknallen zu lassen, und sie greifen zur Selbsthilfe, da der Staat versagt wie die gesamte Sommerregierung.

Die SA wehrt sich, so gut sie es unter diesen fast unmöglichen Verhältnissen kann, und das wirkt sich aus in Bombenattentaten in Schlesien, in Ostpreußen und in Schleswig-Holstein, sowie in andern vorbeugenden Maßnahmen.

In Reichenbach will man dem schamlosen Schmutzfinken einer roten, hetzerischen Zeitung an den Kragen, die Sache klappt aber nicht, die Kartusche, die als Bombe dienen soll, krepiert vorzeitig und zerreißt den SA-Mann, der sie trägt. Die herrlichen Gerichte jener Zeit denken anders als die SA, wahllos werden alle verdächtigen Männer verhaftet. Mehrere davon werden denn auch, obwohl es zu der beabsichtigten Tat überhaupt nicht kam, zu schweren, langjährigen Zuchthausstrafen verurteilt,

Rechtsempfinden hin, Rechtsempfinden her, ob vorbeugende Notwehr oder nicht, alles ist einerlei. Die Hauptsache ist, daß sich eine Gelegenheit bietet, SA-Männer zu verurteilen, sei es auch auf Kosten einer Beugung des Rechtes, wie es das Volk empfindet.

Gewiß, die Sommerregierung hat die sozialdemokratischen Minister aus ihren Ämtern herausgeholt und entfernt, ihre Zeitungen hat man ihnen verboten und ihnen und den Bonzen in den Redaktionsstuben einmal gezeigt, was das in der Praxis heißt, das bisher nur Zeitungen der nationalsozialistischen Bewegung zu widerfahren pflegte. Um so schlimmer jedoch toben sich gegen die SA und Bewegung alle jene aus, die sich auf irgendeine Weise herauszuwinden verstanden.

Weite Kreise des deutschen Volkes sind noch immer wie mit dem Hammer vor den Kopf geschlagen, sie begreifen das alles nicht mehr. Die nationalsozialistische Bewegung hat doch ihre 230 Sitze im Reichstag, aber sie hat nichts zu sagen, statt dessen ist eine Sommerregierung im Amt, die nichts hinter sich hat. Was soll das alles?, fragt sich der gesunde deutsche Mensch. Die Bewegung hat immer gegen die Weimarer Verfassung gekämpft, der Führer hatte damals sein Wort geben müssen, legal zu sein, und er hat dieses Wort gehalten, nicht aber die Sommerregierung. Sie setzt sich über Weimar hinweg, wie letzten Endes auch schon die vorhergegangene Systemregierung, und nun, da die Nationalsozialisten im Reichstag in schärfster Opposition vorgehen, wird im September nach diesem Zusammenstoß ein Mißtrauensantrag gestellt, der ergibt, daß die Sommerregierung ganze sieben Prozent der Abgeordneten hinter sich hat, also gegen den Willen fast des ganzen deutschen Volkes regiert. Niemand begreift es, daß sie im Amte bleiben will, sie aber schickt den Reichstag nach Hause. Das Parlament ist aufgelöst.

Die KPD kümmert sich um diese verzwickte und hoffnungslose innenpolitische Lage wenig, es kommt ihr auch kaum zu Bewußtsein oder ist ihr einerlei, für wessen Vorteile sie die SA befehdet und verfolgt, die Hauptsache ist ihr, daß sie diesen, ihren überlegenen Gegner schwächt. Sie war daher die Kampftruppe einmal für die feisten roten Bonzen und ihre getarnten oder offenen Hintermänner, einmal für lange Zeit für den schwarzen Kanzler mit seinem System unseligen Andenkens, und jetzt ist sie es in der letzten Wirkung für die hohen Herren der Sommerregierung. Es ist alles ganz gleichgültig, wenn es nur gegen die SA geht. Hat man diese erledigt, wird man mit den andern Schwächlingen schon fertig, denkt man im Karl-Liebknecht-Haus.

Ganz Deutschland ist indessen zum politischen Tollhaus geworden, jüdische Zeitungskonzerne schwenken hin und her, aber immer in die Front ein, die sich gegen die Bewegung richtet, kaum ist noch klar zu erkennen, was die einzelnen Machtgruppen wollen. Den Kampf auf der Straße haben die SA-Männer auszubaden und jene guten Kreise unter den Kommunisten, die in ihrer Verbohrtheit immer noch nicht begreifen, daß auch mit ihnen Schindluder getrieben wird. Immerhin, eine gewisse Zahl von ihnen sieht ein, daß die Bewegung tatsächlich sozialistisch denkt, nun, da der Gegensatz zum Herrenklub offensichtlich ist.

Hierbei spielt mit ein bestimmtes Ereignis in der Reichshauptstadt, der Streik bei der Berliner Verkehrsgesellschaft. Typisch bürgerliche Profitsucht will oder weiß die de facto bestehende Machtstellung zu nichts Besserem zu nützen als zu Lohnkürzungen. Es kommt am 5. November 1932 zur Streikerklärung, und die nationalsozialistische Bewegung stellt sich an die Spitze der Arbeiter, die vergewaltigt werden sollen. Sie sieht hier ein Unrecht, das einer gewissen Arbeitergruppe zugefügt werden soll und das un-

tragbar ist. Im Sinne ihres revolutionären Programmes erklärt sie sich solidarisch mit den Streikenden, wenn auch zum Entsetzen der preußischen Regierung.

Ein Wutgeheul gegen die NSDAP erhebt sich, man unterstellt ihr, die nie ein Jota von ihren feststehenden Programmpunkten abwich, kommunistische Tendenzen, einen fertigen Pakt mit links, eine revolutionäre Schwenkung zum Radikalismus, eine Verbrüderung mit bolschewistischen Führern.

Die Elektrischen, die Autobusse und die Untergrundbahnen gehen nicht mehr, das Personal, so straff sozialdemokratisch es auch organisiert war, macht nicht mehr mit. Gewiß, es ist bereits eine andere Strömung dabei, es gibt eine ganze Anzahl von Streikbrechern, hier und da gehen einzelne Wagen, und auf jedem Wagen stehen hinten und vorne schwerbewaffnete Polizeibeamte, um die Fahrt zu sichern und um zu verhindern, daß einsteigende oder aussteigende Fahrgäste vertrimmt werden. Was meistens allerdings nicht verhindert werden kann.

Die SA steht Streikposten oder demonstriert.

Sie ist in Zivil, man bindet sich in diesen regnerischen Tagen einen dicken Schal um den Hals, setzt die Mütze tief in den Nacken und zieht einen Mantel oder eine Lederjacke an. Die SA schützt die Belange der größtenteils noch sozialdemokratisch eingestellten Arbeiterschaft, während deren Parteileitung gar nicht daran denkt. Diese Tat bedeutete in der Folge den Einbruch der Bewegung in die Arbeiterschaft der Verkehrsgesellschaft.

Bürger und Reaktion im Verein mit den Resten der sterbenden Demokratie gehen naserümpfend vorbei, blicken verächtlich auf die unverkennbaren SA-Männer, machen große Bogen um sie.

Das Volk aber ist auf der Seite der Streikenden und der SA, ebenso die KPD, wenn auch deren Führer die in diesem Falle gemeinsame Front ungern sehen, da sie den Einfluß des nationalsozialistischen Gedankenguts in ihre Reihen fürchten.

Kommt einer der wenigen Wagen an, so wird er mit Schimpfreden und Wutgebrüll empfangen. Die Schupo auf den Plattformen bekommt allerhand zu hören und noch mehr Fahrer und Schaffner. Hindernisse werden auf die Geleise gerollt oder gelegt, Wagen werden zum Entgleisen gebracht, Streikbrecher heruntergezerrt und verprügelt, die Polizei mit Steinen beworfen. In einigen Stadtteilen werden Barrikaden gebaut. An wichtigen Knotenpunkten sind die Menschen in den Hauptstraßen zusammengeballt, geschlossen stehen sie auf der Seite der Streikenden. Die Polizei ist unterwegs wie noch niemals, die berüchtigten jungen Hundertschaften von auswärts, der SA nur allzu gut bekannt, werden eingesetzt, rücksichtsloses Auftreten und Vorgehen ist befohlen, die SA in Zivil nimmt Stellung gegen sie wie gegen die Streikbrecher und zeigt damit ihren revolutionären Schwung.

Erbittert denkt der SA-Mann der Reichshauptstadt an die Einstellung und das Gehabe dieser ersten nationalen Regierung.

Für seine Arbeiterkameraden aus dem deutschen Volke, für sie, die ihm meist feindlich waren, erhält der SA-Mann wieder einmal Prügel mit dem Gummiknüppel. Seine Wut steigert sich, als er vernimmt, daß ein Truppführer der SA von der Polizei erschossen worden ist, und ein tiefes Entsetzen steigt in ihm hoch. Die Reaktion zeigt deutlich, daß sie für den Arbeiter kein Verständnis hat, daß sie den Sinn dieser Zeit nie begriff. Unfähig schöpferischer Taten und ganz im Banne liberalistischer Profitgier nörgelt sie daran herum, daß SA und Kommunisten in einer Front gegen Vergewaltigung stehen. — — —

Da, an der bekannten Straßenkreuzung im Westen riegelt die Menschenmenge eine Zufahrtsstraße ab, um auf ankommende Wagen der Elektrischen zu warten. In der Hauptausfallstraße wird jede Ansammlung rücksichtslos unterdrückt. Dort stehen auswärtige Mannschaften. Die meisten Revierbeamten sind mit ihren Sympathien auf seiten der Streikenden, sie versuchen in den Zufahrtsstraßen vergeblich, die Menge friedlich aufzulösen.

Eines der berühmten Überfallkommandos erscheint mit dem Schnellkraftwagen, die Beamten wetzen herunter, ein junger harmloser und völlig unbeteiligter Mensch steht da mit seinem Mädchen nahe der Haltestelle und ruft ihr, die die paar Schritte zum Bürgersteig geht, etwas zu. Seine Scherzworte werden als aufreizend empfunden, schon hat er den ersten Gummiknüppel über dem Schädel, den zweiten überm Gesicht, er taumelt über den Nebenfahrdamm, das Mädchen schreit auf, und die Kette der jungen Beamten fegt in die Menge in der Zufahrtstraße hinein. Es hagelt Hiebe.

Erfahrene SA-Männer kennen den Braten, sie weichen nicht etwa zurück, nein, gleich harmlosen Passanten gehen sie auf die vordringende Linie der Beamten zu, man läßt sie durch, abgelenkt durch ihre Sicherheit, und hinten schließen sie sich wieder zusammen. Manchem Schupo wird der Tschako vom Kopfe geschlagen, es geht ziemlich toll zu in den Straßen, und Steinwürfe zertrümmern die Scheiben der wenigen Wagen, die noch zu fahren wagen.

Nachts kommt dann andere Arbeit für die SA. Die Weichen werden mit flüssigem Zement ausgegossen, und wo man kann, wird die Fahrbahn beschädigt.

Die Kommune tut dasselbe. Sie hat Motorräder mit Beiwagen in einer ausreichenden Zahl.

Da ist ein junger Staffelführer, er ist intelligent, man begreift nicht, daß er die Irrlehren der KPD noch nicht überwunden hat, man hat aber das Gefühl, daß er sie bald beiseite schieben wird. Mag er tausendmal Rotfrontler sein, er ist ein schneidiger Hund, er hat seine Abteilung fest in der Hand und schnauzt sie an wie ein alter Unteroffizier. Er sitzt auf dem schnellen, schweren Rad, sein Begleiter hockt mit dem Zementeimer im Beiwagen, sie rasen durch die Straße, und an jeder Weiche wird haltgemacht. Der Staffelführer springt vom Sitz herunter, er markiert eine Panne und bastelt irgendwo am Rade herum, von der Ecke drüben schaut ein Schupo zu und ahnt nichts. Während der Staffelführer mit dem Schraubenschlüssel tätig ist, gießt sein Begleiter den flüssigen Zement in die Weichen, dann hauen sie ab.

Die SA macht es ähnlich, außerdem bezieht sie an allen Eingängen zur Untergrundbahn Streikposten. Die Elektrische geht nicht mehr.

Man geht im rieselnden Regen auf und ab und verhindert die Öffnung der geschlossenen Gittertore. Man macht seine Witze, stehen bleiben darf man nicht, tut man das zu dritt, dann ist das schon eine ungesetzliche Zusammenrottung und verstößt gegen eine jener unzähligen Notverordnungen, mit denen das deutsche Volk satt gemacht werden sollte.

Die ersten Beamten sind aus dem nahen Revier, sie nehmen die Sache nicht sehr tragisch. Auch der Vorsteher, der Hauptmann kommt herbei, dort an dem Platz winkt er dem einen SA-Mann, einem Scharführer, und sagt ihm, er solle mit seinen Leuten möglichst unauffällig sein und ihm keine Schwierigkeiten machen, nachher kämen Beamte von außerhalb und da wisse man nie, wie die eingestellt seien.

„Danke, Herr Hauptmann, wir wissen Bescheid“, antwortet der Scharführer und spricht mit seinen Männern.

Es geht nun auf Mitternacht, man friert im nassen Wetter, es ist totenstill auf den Straßen, der Bürger liebt Unruhen nicht und ist heute früher vom Bier nach Hause gegangen. Am Eingang des einen Untergrundbahnhofes ist eine Litfassäule, dort stehen fünf SA-Männer dicht zusammengedrängt, um etwas Schutz gegen Wetter und Regen zu haben. Die neuen Schupobeamten sind voller Tatendrang, sie kommen nicht direkten Weges, sondern pürschen sich hintenherum in die Anlagen des Platzes, während die SA-Männer sich etwas erzählen, um die Zeit totzuschlagen.

Energisch kommt die böse Schupo heran, der älteste Beamte behauptet, er habe die Ansammlung schon drei Stunden lang beobachtet, man wisse doch, daß das gegen das Gesetz sei, und man habe schleunigst zu verduften. Ginge man nicht, werde man mitgenommen werden und könne die Nacht bestimmt auf dem Alex verbringen. Er greift mit seinen Kollegen auch gleich zum Gummiknüppel, sie sind viel zu nervös und befürchten anscheinend, daß die SA-Männer ihnen an den Hals springen.

Die SA-Männer rührt das wenig, der alte Scharführer sagt ganz ruhig: „also, Kinder, wir dürfen nicht stehen bleiben, tun wir den Herrschaften von der Polizei den Gefallen und gehen wir auf und ab. Dann haben sie keine Schwierigkeiten."

Die Beamten sind mürrisch, sie können gesetzlich nichts mehr machen, sie wissen nun, auch wenn sie vorher noch Zweifel hatten, daß sie SA vor sich haben. Konflikte in dieser Gegend sind sehr unangenehm, man vermeidet sie denn doch besser. Zudem kommen jetzt die Streikposten der Arbeiter der Verkehrsgesellschaft hinzu und überdies die Ablösung, die die KPD stellt. Da könnte ein Zusammenstoß böse Folgen haben.

Fraglos hat die Schupo der Reichshauptstadt selten so wütend und wahllos am hellen Tage in Menschenmengen hineingeschlagen wie damals während

des Streiks. Der Streik selbst hatte keinen vollen Erfolg, er endete mit einem Kompromiß, nur wurden viele SA-Männer aus den Diensten der Gesellschaft entlassen. Diese Maßnahme rief allerstärkste Erbitterung hervor, brachte jedoch andererseits zahlreiche Angestellte der Verkehrsgesellschaft in unsre Reihen, da sie nun sahen, wo wirklicher Sozialismus nicht nur mit Worten vertreten, sondern auch die Tat und durch Hingabe des Blutes bewiesen wird. Und auch die KPD verlor in diesen Tagen und nachher eine Reihe von tüchtigen deutschen Menschen an uns, und viele schieden aus ihr aus, auch wenn sie noch nicht den Dreh fanden, direkt in unsre Reihen einzutreten.

Die Führung im Karl-Liebknecht-Haus erkannte das sofort, gut unterrichtet durch ihr Spitzelsystem. Ihre Massen waren tief beeindruckt durch die Tatsache, daß die SA als revolutionärer Kämpfer auf die Straße ging, während die verbürgerlichten Sozialdemokraten abseits standen. Der Vorwurf des Bündnisses mit der Reaktion, den jeder SA-Mann oft genug bei Straßendebatten gehört hatte, war ad absurdum geführt.

Um diese Zeit herrschte in einzelnen Teilen der Reichshauptstadt kurze Zeit hindurch direkter Burgfrieden von seiten der KPD oder richtiger, von seiten der aktiven Rotfrontkämpfer, die die SA als Streikposten kennen gelernt hatten. Das dauerte nur kurze Zeit, nur wenige Tage bis über jene Wahlen im November 1932 hinaus, die der Bewegung eine erhebliche Zahl ihrer Reichstagsmandate kostete.

Der SA-Mann tat um diese Zeit wieder seinen Dienst wie vorher, es gab Propaganda im ganzen Deutschen Reich, unermüdlich war das Flugzeug des Führers unterwegs auf der Reise zu Versammlungsorten, es war wieder das große Trommelfeuer der Bewegung über Deutschland,

das immer erneut erobert werden sollte, ja, gewonnen werden mußte, um den Bestand der Bewegung darzutun.

In Süddeutschland waren die Kämpfe indessen nicht so schlimm gewesen, gleich nach Aufhebung des Uniformverbots im Sommer ging es mit der SA wieder lustig und erfolgreich weiter, man hatte dort auch während der Auflösungszeit im geheimen besser arbeiten können als in Preußen, in Schlesien, an der Ruhr und in der Reichshauptstadt.

Gleich im Juli, wenige Wochen nach Rücknahme des Verbots, marschieren SA und SS in langen Kolonnen gelegentlich des Gautages in München, der Führer spricht im Riesenzelt zündende Worte, die Begeisterung ist ungeheuer, und die Gegner sehen nun, an diesem gewaltigen Aufmarsch eines Teiles der Bewegung, daß sie in der Zeit, in der die SA unsichtbar war oder doch sein sollte, noch gewachsen ist. Auf dem großdeutschen Tag in Berchtesgaden marschieren wieder SA und SS, auch österreichische SA und SS nehmen teil, jubelnd begrüßt als deutsches Brudervolk. Auch hier spricht wieder der Führer, ziehen die endlosen braunen und schwarzen Kolonnen an ihm vorbei.

Bei der Rückfahrt der Münchner mit ihren Lastwagen gibt es dann eine kleine Holzerei mit der Kommune in Traunstein, der Ausgang ist ganz klar, die Kommune ist hilflos gegenüber der Entschlossenheit der SA und SS.

Im Oktober folgt ein glänzender Aufmarsch in Koburg zur zehnjähriger Erinnerungsfeier der ersten Befreiung der Stadt vom roten Terror, und die Teilnehmer aus dem Jahre 1922 erhalten ihre Ehrenzeichen. Sie alle, die diesmal teilnehmen, sind beglückt, teils erzählen sie, teils lauschen sie den Worten jener Kamraden, die dabei waren in der Anfangszeit der Bewegung. Sie hören, wie es damals war, in der Windjacke und Schimütze, mit dem derben Stock in der Hand, und sie wissen nun erst die stille oder

laute Arbeit, das ganze, unmenschliche Ringen dieser zehn langen Jahre zu verstehen. Und sie empfinden Ehrfurcht vor all den Männern, die in diesem Kampf nie erlahmten.

Gewiß, die Novemberwahlen brachten trotz aller Arbeit einen Rückschlag, auch wenn die geringe Wahlbeteiligung berücksichtigt wird.

Die Feinde der Bewegung triumphierten, als etliche Kompromißler wieder einmal aus unsern Reihen ausgeschieden waren, sie sagten wiederum —zum wievielten Male?— den Zerfall der NSDAP mit sichtlichem Behagen voraus, sie erkannten nicht oder wollten nicht erkennen, daß jede Welle sich einmal überschlagen muß und dabei stets Gischt und Schmutz abstößt, um sich zu reinigen, sie erblickten nur das, was sie eifersüchtigen, neidvollen Herzens wünschten.

Alle unsre Gegner hatten etwas Gemeinsames: Immer waren sie ideenarm, niemals besaßen sie schöpferisches Gedankengut, nie konnten sie der geistigen Kraft der Bewegung und ihren revolutionären Programmpunkten etwas Ähnliches oder auch nur einen einzigen zündenden Funken entgegenstellen, stets blieben sie dem kämpferischen Angriffsgeist der SA gegenüber in einer ränkevollen Verteidigung.

Jeder kleine SA-Mann begriff das und fühlte sich allen Feinden daher ohne weiteres überlegen.

Er sah an allen Regierungen, daß sie sich nur mit der brutalen Gewalt der staatlichen Exekutivorgane und mit Verleumdung, Verdächtigung und Lüge halten konnten, er bemerkte, daß ihm gegenüber jedes Recht und jedes Gesetz gebeugt werden konnten, ganz wie man es gerade wollte, daß er selbst aber an jede kleine Bestimmung gefesselt war, ohne sie übertreten zu dürfen. Er wußte, daß es den politischen Parteien nur darauf ankam, im Interesse ihrer Bonzen und deren profitgierigem Bürgertum

irgendeinen Kuhhandel abschließen zu können, er hatte sie fast alle — nur mit Ausnahme der KPD — in Regierungssesseln erlebt, und von der KPD wußte er genug, hatte er doch ihre Taten am eignen Leibe verspürt, kannte er doch die artfremden Gestalten, die ihre Leitung fest in den Händen hatten

Fraglos, es gab in der Bewegung auch Miesmacher, die nun, nach den Novemberwahlen, ihren Stecken davonschwimmen sahen, die kleingläubig und mit sorgenvollen Mienen herumliefen wie gescholtene Schuljungen, die engstirnig und furchtsam von den inneren Kämpfen der Bewegung flüsterten und ihrer Besorgnis in ihren Kreisen klagenden Ausdruck gaben. In den Kern der SA ist eine derartige Einstellung niemals eingedrungen, nicht einmal in die große Masse. Es war ein durchaus automatischer Vorgang, daß die Flauen und Weichen gingen, es war sehr bequem für die Sturmführer, man brauchte keine Ausschlußverfahren zu beantragen und — mit dem ganzen Widerwillen des SA-Führers gegen den Papierkrieg! — vorher die Dienstvorschrift nach einschlägigen Paragraphen herumzublättern, um ein richtiges und dienstlich einwandfreies Schreiben loslassen zu können. Es ging alles vielmehr von ganz allein, was faul war, verzog sich und verduftete, man schickte nur ein paar Mann in die Wohnung, um die Spiegel mit der Sturmnummer abzuholen oder auch die auf Kredit gegebenen Kleidungs- und Ausrüstungsstücke, und man war eine oder auch mehrere „Düten" los, die deshalb gingen, weil sie niemals revolutionäre Kämpfer und SA-Männer waren, noch hätten werden können. Das bißchen Spreu, das aus dem Weizen ausgeschieden wurde, tat seiner Menge keinen Abbruch, sondern erhöhte lediglich seine Güte.

Daher stand die SA nach der verlustreichen Wahl geschlossener und gefestigter als jemals zuvor in kampflustiger und erbitterter Bereitschaft zu neuen Taten. Sie redete nicht viel, sie wußte Bescheid.

Da war ein älterer SA-Mann mit Kriegsauszeichnungen in eine bessere Kneipe gegangen, am nächsten Tisch sitzt mit mehreren Bändchen im Knopfloch ein Herr mit weißem Haar, man sieht ihm den früheren Offizier wie auch die Reaktion ohne weiteres an. Es ist nach den erfolgreichen Sommerwahlen, er beginnt ein Gespräch mit dem SA-Mann, man macht sich bekannt, die Damen am Tisch sehen das braune Hemd mit einem leichten Gruseln an, aber es schmeichelt ihnen doch in irgendeiner Form. Der Offizier ist Oberst gewesen, man spricht vom Krieg, durch die Blume, aber doch ganz deutlich vernimmt der SA-Mann das allseitige Staunen darüber, daß es in der SA gebildete Menschen mit dem EK I gibt, und er erkennt die völlige Weltfremdheit dieser Kreise, die inmitten der tollsten innerpolitischen Kämpfe auf dem Monde leben. Man verträgt sich ganz gut, der SA-Mann fühlt, daß er, der bisher verfehmte, als der Vertreter der Sieger von heute angesehen wird, nun, da die Wahl der Bewegung den riesenhaften Erfolg gebracht hat, und er muß daran denken, daß derselbe Oberst, den er ja bereits des öfteren in der Kneipe gesehen hatte, ihn niemals ansprach.

Jetzt, nach der Novemberwahl, ist der SA-Mann wieder einmal in derselben Kneipe, ja, man hat damals freundlich auf Wiedersehen gesagt, man hat es aber offensichtlich vergessen. Es gibt an diesem Tage nur eine ganz kühle Begrüßung von ferne. Daß man sich wieder an einen gemeinsamen Tisch setzt, kommt nicht in Frage. Und der Kellner, der zur Bewegung gehört und beide Tage miterlebt hat, sagt leise, die Zeiten des Sommers seien vorbei, jene — er deutet zum andern Tisch — haben schon wieder Oberwasser.

Es ist dies ein ganz kleines Erlebnis ohne Pointe, aber jeder kleine SA-Mann hat in jenen Zeiten ein ähnliches kleines Erlebnis gehabt, sei es in

dieser oder jener Form. Diese Erlebnisse ballen sich zusammen, sie rücken in das rechte Licht, wenn man an die nie erlebte Brutalität der Polizei beim Verkehrsstreik denkt, und man erkennt, wie es gedacht war: Wir von der SA sollen die Kastanien aus dem Feuer holen, wir haben sie größtenteils schon herausgeholt, und die andern wollen sie auffressen, während wir daneben stehen und zusehen, wie sie ihnen schmecken. Und wenn es gut geht, bekommen wir die faulen oder auch nur die Schalen, die übrigbleiben.

Die SA denkt politisch und soldatisch. Daher muß sie den Kampf lieben und wünschen. Sie ist politisch gut geschult und ist so gut deutsch, daß sie den Kampf gegen Deutsche im tiefsten Herzen ablehnt.

Aber nun, da sie sieht, daß jene nationalen Kreise, die niemals den Mut besaßen, auf die Straße zu gehen und den Terror von Rotfront und Reichsbanner durch die entschlossene, opferfreudige Tat zu brechen, sich ihm entgegenzustellen, wird sie falsch. Eine tiefe Erbitterung erfaßt sie, ja, ein Haß, der ganz anders entstanden ist als der Haß gegen die Kommune.

Der SA-Mann kann den kämpferischen Rotfrontler zur Not verstehen, er anerkennt bei ihm die Bereitschaft, sein Leben für eine Idee einzusetzen, er steht ihm nahe, weil er auch meist aus dem Volke stammt, er hat Verständnis für ihn, weil viele der Kameraden aus der Kommune stammen und erst für den Führer gewonnen werden mußten.

Niemals hat der SA-Mann das geringste Verständnis für alles, was reaktionär ist. Und ähnlich wenig Verständnis hat er für alles, was bereit ist, mit der Reaktion gegen die SA zu fechten. Hier, empfindet der SA-Mann, sind Welten, die sich scheiden.

Der SA-Mann denkt auch um diese Zeit, gegen Ende des Jahres 1932, als der Wintergeneral zu seinem kurzen Gastspiel an die Regierung kam,

ganz einfach, logisch und fast primitiv. Er ist unerbittlich gerecht wie das Volk, zu dem er gehört, aus dem er stammt. Er hat schon im Sommer davon etwas munkeln hören, daß Reichswehr und nationale Wehrverbände gegen ihn eingesetzt werden sollten, er weiß nichts Genaues, er erblickt darin nur eine Machenschaft der Reaktion, ohne dem, was er hörte, näher nachgehen zu wollen. Er weiß, er hat stets nach zwei Fronten zu kämpfen gehabt, er ist es gewohnt, er wird, wenn es sein muß, auch auf drei Fronten kämpfen, ohne zu verzagen.

Er hört von weiteren Verhandlungen mit dem Führer, der wieder abgespeist werden soll, er erblickt darin ein weiteres Unrecht und bindet den Kinnriemen wieder einmal fester. Er ist von einem Ingrimm beseelt, der ihn nun offenen Kampf wünschen läßt, er hat die brennende Sehnsucht, zu marschieren und loszuschlagen. Und die SA=Führer haben Mühe, ihren Männern die Gesamtlage in großen Linien verständlich zu machen. Der SA=Mann betrachtet um diese Zeit alle, die gegen ihn stehen, als Verräter und als größere Verräter jene, die behaupten, national zu sein.

Indessen nimmt das Elend des ganzen Volkes zu, die Erwerbslosenziffer steigt ins Uferlose, die Wirtschaft steht nahe am Zusammenbruch, immer mehr Wohnungen stehen leer, immer mehr Läden schließen, Lohn und Gehalt werden gekürzt, die meisten deutschen Menschen frieren in kalten, engen Wohnungen. Fassungslos steht der Wintergeneral einer völligen Pleite gegenüber, kaum daß er sein Amt angetreten hat.

„Und Adolf lassen sie nicht an die Macht!" sagt der SA=Mann zu seinen Kameraden und schiebt weiter Dienst.

Er hört dann auch etwas von allen möglichen Schleichwegen des Winter=generals, man spricht davon, daß es dem neuen Mann nicht darauf ankäme,

die Gewerkschaften gegen die SA zu mobilisieren, aber darüber lacht die gesamte SA nur.

Sie weiß, sie ist die einzige starke Macht, die unbekümmert, unberührt und unerschütterlich dasteht, die sich von wahnsinnigen Intrigen, irren Notmaßnahmen und all den hoffnungslosen Plänen, die jetzt geboren werden, nicht beeinflussen läßt. Außerhalb der SA und Bewegung ist Deutschland zu einem vollkommen chaotischen Hexenkessel geworden.

So geht es auf Weihnachten zu, die Regierung wird immer hilfloser, die SA immer gestählter, ja, sie freut sich auf das Fest besonders deshalb, weil sie weiß, bald muß die entscheidende Wendung eintreten.

Die Frauenschaften arbeiten überall im ganzen deutschen Vaterland geradezu fieberhaft, sie gehen schnorren und sammeln, sei es auf dem Lande, in kleinen Städtchen oder in den Großstädten. Die Parteigenossen sind schon ziemlich ausgepumpt, zu jeder Wahl und zu allen Veranstaltungen haben sie gegeben, das ganze Jahr hat von Anfang an ungeheuere Anforderungen an jeden einzelnen gestellt, und immer müssen neue Scherflein und Spenden herangeschafft werden. Die Geschäftslage ist so schlecht, daß jeder Ladeninhaber mit Sorge an seine Schulden denkt, niemand hat Geld, man weiß keinen Ausweg mehr. Die SA nimmt die Sammelbüchsen in die Hand, mit Scherzworten über das nahe Fest lockt sie den Fußgängern Pfennig nach Pfennig und Groschen nach Groschen aus dürftigen Geldbörsen, man findet auch einmal etliche Gönner, denen es trotz der miserablen Zeiten nicht so sehr darauf anzukommen braucht, man bedankt sich recht schön und denkt an die ärmsten der erwerbslosen Kameraden und Familienväter, denen nun mit Lebensmitteln und Kleidung für Frau und Kinder geholfen werden kann. Man sammelt auch unter sich, da hat einer reichlich Kinderwäsche, die dem Kameraden für das Neugeborene zugute kommt, ein anderer kann

ein braunes Hemd entbehren für den Nebenmann, dessen ausgebleichter, zerwaschener Fetzen wirklich nicht mehr geht, ein dritter hat ein dickes Unterhemd für einen Kameraden, der jedesmal beim Ausmarsch vor Frost bibbert. Man legt alles zusammen, man kratzt zusammen, man benutzt jede Gelegenheit, irgend etwas zu ergattern, und dann, da das Fest kommt, wirft man einmal mit der Sorglosigkeit des politischen Soldaten alle Nöte und Belastungen, alle Wut und allen Zorn über Bord und feiert in frohem Kreise. Auch die Woche hindurch bis zum neuen Jahre nimmt man die bösen Dinge dieser Zeit nicht tragisch, man hält freilich die Augen auf und stolpert nicht etwa töricht und blind dahin.

Die SA muß wieder verdammt aufpassen.

Im Karl-Liebknecht-Haus hat man die Auswirkung des gemeinsamen Streikes von SA und Rotfront auszumerzen versucht, man hat Verluste in den Reihen von Rotfront gehabt, und man hat sie durch schärfere Organisation ausgeglichen. Von irgendwoher sind erhebliche Geldmittel geflossen, man arbeitet eifrig, fremde Gestalten sind da am Bülowplatz zu sehen, neue Gesichter verschwinden durch die Tür, die alle einen ganz bestimmten Einschlag haben. Die Häuserstaffeln sind um die Jahreswende bereinigt und wieder straff durchgebildet, und in allen verfügbaren Kellern hält die Kommune ihre Schießübungen und Instruktionsstunden ab. Sie kann das ziemlich ungestört tun, sie nimmt auch weniger Rücksicht.

Denn das wissen die Köpfe der KPD: Jetzt geht es um das Ganze. Sie wissen, was in Deutschland gespielt wird, sie sehen, wohin der Strom treibt, sie haben erkannt, daß die Machtergreifung der Bewegung unaufhaltsam ist und daß damit das eigne Ende kommt, wenn nicht der bewaffnete Aufruhr zum Siege geführt wird. Sie berechnen fast genau, wann der Wintergeneral

stürzen wird, und danach richten sie sich ein. In der fünften oder sechsten Woche des neuen Jahres muß losgeschlagen werden, das ist ihre ernste Absicht.

Jäh häufen sich die Überfälle auf die SA. Nach dem kurzen Frieden der Zeit des Streikes wird mit verdoppeltem Haß das braune Hemd verfolgt. Jedoch die SA ist auf der Hut, sie wehrt sich, sie geht auch da, wo es möglich ist, zum Angriff über. Sie hat nicht im Sinne, den Terror erneut hochkommen zu lassen.

Unter allgemeiner, kaum noch zu ertragender Hochspannung beginnt das neue Jahr.

Das Kabinett des Wintergenerals befindet sich in dauerndem Zustand der Krise und Unentschlossenheit, nachdem die Verhandlungen mit unserm Führer fehlgeschlagen waren.

Und frohen Widerhall findet die Neujahrsbotschaft an SA und Bewegung:

> „Ich bin aufs Äußerste entschlossen, das Recht der Erstgeburt unsrer Bewegung nicht für das Linsengericht der Beteiligung an einer Regierung ohne Macht zu verkaufen."

Die Worte sind der SA aus dem Herzen gesprochen, sie enthalten genau das, was sie denkt und will, sie zeigen ihr, daß von Kompromissen niemals die Rede sein kann. Dann aber, während die SA sich unverdrossen wieder ihrem Dienst zuwendet, nun, da der politische Burgfrieden der Weihnachtszeit am 3. Januar abgelaufen ist, verschiebt sich der Kampf der Bewegung um die Macht auf eine andere Plattform.

Es geht um die Landtagswahlen in Lippe.

Bereits um die Mitte Dezember herum hatte der Führer die erste Versammlungswelle über das kleine Land gehen lassen, nun jedoch griff er selbst in die Entscheidung ein.



Nr. 121 Der kleinste SA-Mann begrüßt den Obergruppenführer Viktor Lutze

Nr. 122

Lagerleben der SA in den Borkenbergen (Westfalen)

Hier ging es nicht um das kleine Land, hier ging es um den klar und eindeutig zu dokumentierenden Beweis, daß die Bewegung unerschütterlich und immer noch im Zunehmen sei, daß all das Gegeifer und die ganze Freude jener Presse, die den Zerfall vorausgesagt hatte, leeres Gewäsch wäre, daß die NSDAP trotz des ununterbrochenen Lügenfeldzuges und der angeblichen Streitigkeiten im eignen Lager jeder Belastungsprobe gewachsen sei.

Nach musterhafter Kleinarbeit war die Organisation für die Wahlen geschaffen worden, das ganze Land wurde nun erfaßt, und der Führer sprach allein in sechzehn Versammlungen. Ein einziges, unaufhörliches Trommelfeuer prasselte über das Land, und die bekanntesten Redner der Bewegung eilten von Ort zu Ort. Wenn die vorhandenen Räume für die Versammlungen nicht ausreichten, wurden Riesenzelte errichtet, rücksichtslos wurde alles eingesetzt, was zum Ziele führen konnte. Wo der Führer sprach, schlugen ihm die Herzen entgegen, wie eine Offenbarung kam es über das Lipper Volk, das durch die Lügenpresse zu einem völlig falschem Bild über seine Person gekommen war. Und während noch die gesamte jüdische Presse für den Wintergeneral eintrat, entschied sich das Lipper Volk am 15. Januar für den Führer.

Es war eine Menetekel für alle diejenigen, die noch immer nicht zugeben wollten, wo das Recht zur Regierung lag, wer die Macht tatsächlich besaß und an wem die Herzen der Mehrheit des deutschen Volkes hingen.

Die SA hat die tieferen Zusammenhänge dieses Wahlkampfes damals nicht begriffen. Natürlich, sie freute sich, als das Ergebnis bewies, daß der Rückgang der Novemberwahlen überwunden war. Sie war um diese Zeit viel zu sehr mit ihrem direkten Gegner beschäftigt, mit dem Gegner der Straße.

Rotfront war in der Offensive, der Bolschewismus erhob erneut sein Haupt, begünstigt durch die unsägliche Not weiter Kreise, die zu lindern die

Regierung in keiner Weise verstand. Elend und tiefste Hoffnungslosigkeit waren der Nährboden für die Verfechter des bewaffneten Aufstandes.

In den Großstädten folgte Plünderung von Lebensmittelgeschäften auf Plünderung, Rotfront hielt in Thüringen trotz Verbotes große Schießübungen ab. Im westdeutschen Gebiet an Rhein und Ruhr wurde die Lage immer bedenklicher, ganz offen wurde planmäßig zur bewaffneten Erhebung gehetzt. Schon kam es dort zu ganz schweren Ausschreitungen von seiten der Roten, und Hungerdemonstrationen setzten an vielen Orten Deutschlands ein. Rotmord marschierte, gewissermaßen waren die ersten größeren Gefechtshandlungen vor der nahen Schlacht im Gange, in der Reichshauptstadt und in andern Teilen Deutschlands wurden die ersten Opfer der Gesamtaktion zu Grabe getragen. Die Totenliste der SA wies neue Namen auf, fast alle SA-Führer und auch bekannte und gefürchtete Unterführer wurden ständig umlauert und von Radfahrern und Streifen der Kommune begleitet. Die Sturmlokale der SA wurden beobachtet und bewacht, Rotfront war Tag und Nacht auf den Beinen, kurzum, die Zeit war reif wie eine Frucht.

Die SA bildete sich aus, es war klar, daß sie im Straßenkampf eingesetzt werden mußte, wenn der Aufruhr losbrach, gewiß, sie war nicht bewaffnet, aber sie mußte wissen, wie sie sich zu verhalten hat, wenn ein von Rotfront verteidigtes Haus, eine Barrikade oder eine Straße zu nehmen ist. Die kümmerliche Regierung des Wintergenerals, eifrig umschmeichelt von der jüdischen Presse, ist niemals in der Lage, einen roten Aufstand niederzuschlagen, war die Auffassung der SA und ihrer Führer. Daher mußte man vorbereitet sein, um da einzugreifen, wo es not tut.

Und vielleicht steht der SA nicht nur Rotfront gegenüber? Ist es möglich, daß eine andere Kombination eintritt? Daß ein Verzweiflungsputsch des Wintergenerals erfolgt? Daß die Kreise um ihn das letzte wagen, um den

verhaßten Nazis den sicheren Sieg aus den Händen zu reißen? Daß eine irre Tat da geschieht, wo Unfähigkeit, Überheblichkeit und starrer, seniler Trotz zum Ruin führten? Daß von dieser Seite her blinden Auges der Schritt in den Abgrund geschieht, gegen den das deutsche Volk sich verzweifelt stemmt?

Mancher SA-Führer hat um diese Zeit schlaflose Stunden.

Dann, am 28. Januar 1932 verweigert der Reichspräsident dem Wintergeneral nach knapp zwei Monaten Herrschaft die Unterzeichnung der verlangten Vollmacht zur Auflösung des Reichstages.

Die Würfel sind gefallen.

Die SA sieht der Entwicklung der nun unvermeidlichen Dinge mit der Ruhe des erprobten Kämpfers entgegen. Sie redet nicht, sie unkt nicht, sie ist auf alles gefaßt, sie blickt voller Gehorsam und Disziplin auf den Führer und wartet auf seine Befehle.

Sie ist bereit. — — —

Durchs Brandenburger Tor

(30. Januar 1933)

Ein klarer Wintertag in der Reichshauptstadt. Ein Tag wie viele andere. Ein Teil der Erwerbslosen befindet sich im Sturmlokal, andere auf der Straße oder zu Hause.

Die Kommune ist sehr aktiv, seit unser Marsch zum Bülowplatz am 22. Januar ihre Wut zu heller Raserei gesteigert hat. „Schlagt die Faschisten, wo ihr sie trefft", ist erneut ihre Parole. Zahlreiche SA-Männer liegen mit verbundenen Köpfen und zerschlagenen Knochen. Die Hilfskasse hat zu tun, um allen Anforderungen der Verwundeten gerecht zu werden.

Der Stoß ins Berliner Herz des roten Marxismus hatte gewirkt wie ein Schlag in einen bösartigen Ameisenhaufen.

Unablässig gehen die gegnerischen Streifen durch Straßen und Gassen der roten Viertel. Selbst die Schwächlinge vom Reichsbanner machen sich mausig. Sie müssen es unter dem aufpeitschenden Druck von Rotfront.

Die Kommune ist sich klar, es geht nun aufs ganze. Die Radikalisierung macht Fortschritte, und der bewaffnete Aufstand steht vor der Tür.

Alle marxistischen Verkehrslokale sind stark besetzt. Rollkommandos lauern auf Stempel- und Wohlfahrtsstellen, und die Häuserstaffeln liegen

in Bereitschaft. Posten stehen an jeder wichtigen Straßenecke, und unsere Bewegungen werden überwacht. Fahrräder und Motorräder sausen hin und her. Nach Einbruch der Dunkelheit schwirren sie an unseren Sturmlokalen vorbei. Dann krachen oftmals Schüsse, und splitternde Scheiben klirren. Kein SA-Mann, der allein in einem roten Kietz wohnt, kann ohne starke Begleitung nach Hause gehen. Viele bleiben über Nacht im Sturmlokal, denn in Torwegen und dunklen Gassen, wo regelmäßig an geeigneten Stellen die Laternen ausgelöscht sind, lauert der Mord aus dem Hinterhalt.

Eine Reihe von Kneipen sind von Rotfront und Reichsbanner neu mit Beschlag belegt worden. Ausländische, verdächtige Gestalten wirken, die uns unbekannt sind und uns daher auffallen, fremde, neue Gesichter sind aufgetaucht. Kinderwagen, das beliebte Mittel für Waffentransporte, haben mitunter in entsprechendem Abstand seltsame Begleiter. Wir wissen dann Bescheid, können jedoch nichts unternehmen.

Der Bürger bemerkt noch immer wenig oder nichts. Will oder kann er seine Scheuklappen nicht ablegen? Er sitzt beim Bier, spielt Skat und beruhigt sich mit dem Inhalt einer völlig versagenden Presse. Was geht ihn der revolutionäre Kampf der SA an? Man läßt sich doch nicht auf Raufhändel ein, wie unfein ist so etwas! Politische Reibereien auf der Straße austragen, tut kein Mensch, der etwas auf sich hält. Als der Klügere gibt man lieber nach und vermeidet häßliche und gefährliche Zusammenstöße. Zudem hatte man doch seit Dezember die ganz nationale Regierung des Herrn von Schleicher. Was will denn die SA noch? Weshalb läuft sie immer noch derart provozierend in den aufreizenden und auffallenden Braunhemden auf der Straße herum? Die forderten politisch andersdenkende Kreise doch direkt heraus! Für was hat man Polizei und Reichswehr und

notfalls den Stahlhelm? Lächerlich, das Getue der SA und überhaupt der NSDAP. und ihres Führers. Und viel frühere Kommunisten sollen doch auch in der SA sein, weiß man, was dabei überhaupt herauskommt? Wenn diese Arbeiterpartei ans Ruder kommen sollte? Eine Arbeiterpartei, die größtenteils aus erwerbslosen Proletariern besteht? Für einen anständigen, ruhigen Bürger ist das doch keine Umgebung, ist höchstens eine andere Form von Kommunismus, die auch kein Eigentumsrecht anerkennt. Gewiß, das Anwachsen der Bewegung zur stärksten Partei sollte an sich zu denken geben und kann nur damit erklärt werden, daß sie es verstand, mit unerfüllbaren Schlagworten geschickt Propaganda zu treiben. Nein, man verhält sich am besten innerlich ablehnend und äußerlich neutral, ohne es mit den Nationalsozialisten direkt zu verderben. Denn wußte man, wie die ganze Sache ausgehen werde? Sicher ist sicher. Es ist immer gut, sich in kluger Voraussicht eine Tür offen zu halten. —

Wie gesagt, ein klarer Wintertag, der nichts Besonderes bietet. Allerhand Intrigen sind seit Wochen und Monaten gesponnen worden. Über General von Schleicher und seine Machenschaften wird dies und das geflüstert. Was geht uns Schleicher an, denken die SA-Männer. Das einzige, was sie interessiert, ist dann die Nachricht, daß der Führer tags zuvor in die Reichshauptstadt gekommen war.

Männer, die Zeit haben, bummeln in die Gegend von Kaiserhof und Wilhelmstraße. Für die Aussicht auf einen Blick in das Gesicht des Führers marschiert man gerne anderthalb Stunden, steht in Kälte und Schnee und marschiert zurück. Hat man Glück und ist man nicht auf den Mund gefallen, so findet sich auf einer der Ausfallstraßen Berlins ein Nazichofför, der einen mitnimmt. Besitzt man ein Fahrrad, so ist es ein Kinderspiel, in das Zentrum der Stadt zu gelangen.

Hm. Polizei mit Karabiner im Regierungsviertel? Na ja, die Brüder haben die Hosen ja immer gestrichen voll. Sollten uns mal richtige Waffen geben, denkt der SA-Mann, vergewissert sich verstohlen, ob er seinen uralten Trommelrevolver mit ganzen drei Patronen noch unauffällig im vorderen Hosenbund unterm Hemd hat und trottet hungrig und doch zufrieden zurück in sein Stadtviertel.

Die Männer im Sturmlokal lungern herum. Ein paar spielen mit abgegriffenen Karten. Etliche lesen in Zeitungen und Büchern. Zu einem Kaffee oder einer Molle langt es nicht. Von der geringen Unterstützung geht erst einmal der Betrag ab, der fürs längst verblichene Braunhemd und die speckige Hose, sowie die abgetragenen Stiefel abzuzahlen ist. Was bleibt dann noch übrig? Der Wirt schaut übernächtigt von der Theke aus nach den anderen Männern, die Streife gingen und nun erst, mit dem Kopf auf verschränkten Armen, etwas Schlaf finden.

Der Ankömmling reibt sich die roten, frosterstarrten Hände und denkt, ein Doppelkorn wäre eine feine Sache. „Nischt los", sagt er und kiebitzt bei den Kartenspielern, „in der Wilhelmstraße hat sich was mit der gottverdammten Schleicherei. Adolf ha 'ck nich zu Jesichte bekommen. Awa, wat mir anbelangt, so sa 'ck, er wird et schon eines Tages machen." —

Der Sturmführer sitzt in seiner schwachgeheizten Wohnung und rechnet wieder einmal. Wie sollen wir nur die Schulden für Stiefel, Hemden und Hosen abbezahlen, denkt er. Von 128 Mann sind 93 erwerbslos, das sind wieder 10 mehr als vor 4 Wochen. Da liegen die Rechnungen der Parteigenossen, die selbst nicht mehr weiter können und die gezwungen sind zu mahnen. Es hat sich zu sehr herumgesprochen, daß sie an die SA lieferten, und die Kundschaft aus anderen Lagern blieb aus. Seufzend greift er zum Dienstplan und gähnt. Diese fast schlaflosen Nächte! Immer wird es gegen

drei Uhr, bis die letzten der Männer sicher nach Hause gebracht sind, soweit sie nach Hause müssen. Wie lange geht das schon so? Es geht auch weiter, sagt er sich dann. —

Einer der Scharführer ist Schriftsteller. Er sitzt zum erstenmal wieder an der Schreibmaschine seit dem Tage vom Bülowplatz. Auf dem Weg zum Versammlungsort der Standarte wurde er überfallen. Das sechs Zentimeter lange Loch im Kopf ist noch offen. Die Gedanken wollen nicht recht. Die Gehirnerschütterung wirkt nach. Trotzdem, man könnte schon etwas schreiben, denkt der Scharführer, aber welche Presse nimmt etwas von einem SA=Mann ab und zahlt dafür? —

Es ist nun Mittag, und die schwache Sonne liegt auf dem harten Schnee der Straße. Es ist immer noch kalt und ziemlich klar und äußerlich un=verändert.

Zuerst steigert sich der Betrieb in den Fernsprechämtern. Die Damen stöpseln und stöpseln und bekommen rote Köpfe. Trotz der flinken Hände sind die Anforderungen kaum noch zu bewältigen.

Was ist denn auf einmal los, denken sie und hören ab. Sie hören das, was der Scharführer und Schriftsteller hört, was der Sturmführer hört und die Truppführer und die Männer im Sturmlokal, und was nun, in dieser Stunde des ersten überwältigenden Aufbruches zum Siege, Tausende, Zehn=tausende, Hunderttausende und Millionen deutscher Menschen mit bebenden, aufflackernden Herzen hören; was herumflattert auf unsichtbaren und be=kannten Wegen, was gleich einem magischen Schrei durchdringt, was herumeilt und rätselhaft und unfaßlich die Menschen in den engsten und fernsten Löchern erreicht, in engen Hintertreppenwohnungen und in prunk=

vollen Häusern, was sie herausdrängt und zusammenströmen läßt, irgendeiner unerklärlichen und zwangvollen Witterung folgend; was jäh, stark und groß diesen gewöhnlichen Wintertag herausreißt aus der steten Reihenfolge gleicher Tage, gleicher Kälte und gleichen Aussehens:

„Adolf Hitler ist Reichskanzler geworden!"

Ein Jubel geht durch die SA. Ein Jubel von einer Größe, Tiefe und Erhabenheit, wie sie niemand zu beschreiben vermag. Und dabei doch von einer Selbstverständlichkeit, die nur der SA-Mann haben kann, der mit felsenfester Zuversicht und unerschütterlichem Vertrauen auf seinen geliebten Führer blickt.

„Adolf Hitler ist Reichskanzler geworden!"

Das Wort, der kurze Satz jagt und rauscht durch die Sturmlokale und Stempelstellen, durch die Wohnungen und die wenigen Arbeitsplätze. Es zündet die Flamme der Herzen und wird nun ergänzt:

„Alarm! die SA Berlins marschiert durchs Brandenburger Tor!"

Herrgott, ist es wahr? Ist das wahr, was damals, vor knapp 6 Monaten, der Führer versprach? Ist es so schnell wahr geworden?

Daß es wahr werden mußte, weil es der Führer versprochen hatte, wußte der jüngste SA-Mann. Nur die Kürze der Zeit bis zur Verwirklichung war nicht ohne weiteres zu begreifen, hatte man doch mit langen Monaten voll weiterer Kämpfe gerechnet.

Gut, wir marschieren, sagten die Alten und Schweigsamen, und der fanatische Glanz ihrer Augen vertiefte sich, ja, wir marschieren, sagten die Jungen und jubelten, ja, wir marschieren, sagten die Wunden und Kranken und rafften sich auf, weil sie dabei sein mußten.

Wie war das eigentlich mit dem Alarm gewesen? Wer weiß das im einzelnen? Bevor die Kameraden herum waren, waren die Männer da. Die Stiefel waren blank und die Koppelschlösser, der billige, zerknüllte Schlips und das verwaschene Hemd waren aufgebügelt, die verschlissenen Hosen mit Benzin vom größten Dreck befreit.

Und sie marschierten. Sie sammelten sich im größeren Verband und marschierten breite Straßen entlang, die jäh, in plötzlichem Erwachen, von dunklen Menschenmassen umsäumt waren, nun, da die Sonne als matte Scheibe in früher Winterdämmerung versank. Sie marschierten, verhielten im Tiergarten und formierten sich zu breiter Kolonne. Sie standen auf durchlässigen Stiefelsohlen im dünnen, braunen Hemd im Schnee, und mit ihnen warteten Frauen und Mütter, Bräute und Mädchen ungeachtet der Kälte. —

Kennt ihr die Frauen und Mütter, die Bräute und Mädchen der SA? Nein, bestimmt, ihr kennt sie nicht. Kennt ihr ihre Tapferkeit und ihre Ausdauer und ihr stilles, unverzagtes und oft banges oder vergebliches Warten? Kennt ihr ihre Entschlossenheit beim Begleiten der braunen Kolonnen, wißt ihr, was auch sie gelitten haben, wenn der Marsch der Männer durch tobende, rote Massen ging? Frauen, Bräute und Mädchen der SA waren immer dabei, auch wenn niemand jemals von ihnen sprach. Sie kommen durch jedes Hindernis von Rotfront, Reichsbanner und Polizei. Sie schlüpfen zwischen der Schupo durch, und es kommt ihnen notfalls nicht darauf an, unter dem Leib der Pferde berittener Wachtmeister hindurch den Weg zur Kolonne zurückzunehmen. Mag da eine dichte Kette stehen, mögen Gummiknüppel geschwungen und mag geschossen werden, immer war es für die Tapferen und Entschlossenen Ehrensache, beim Sturm zu bleiben oder zu ihm zurückzufinden, mit ihm Schritt zu halten und sich keinesfalls weg=

drängen zu lassen. Es waren nicht alle, nein, denn oft waren die körperlichen und seelischen Strapazen zu große, aber immer, bei jeder Gelegenheit, waren etliche Unverzagte dabei und stets hatten sie eine Zigarette oder einen Apfel, eine Stulle oder einen Schluck Kaffee und, wenn nichts anderes, ein heiteres Scherzwort.

Auch hier, an diesem entscheidenden Wintertag, waren sie dabei. Sie waren in großer Zahl dabei und gingen Arm in Arm, zu zweit oder zu dritt, auf Bürgersteig und Fahrdamm, die Starke hatte die Schwache untergehängt, die Braut des Erwerbslosen in ihrem billigen Fähnchen führte die Beamtenfrau in ihrem warmen Pelz. Das Mädchen, das früher keineswegs Anspruch auf Tugend erhoben hatte, ging mit der gepflegten Tochter des früheren Offiziers.

Und die SA bekam den Befehl zum Weitermarsch.

Die Bäume des Tiergartens trugen ihre Lasten von Schnee, Fackeln loderten auf, und ihr Schein bestrahlte frohe und stolze Gesichter. Dort hob sich schwer, stumm und groß das Brandenburger Tor und kam näher. Die Kapellen spielten Märsche, immer wieder warfen sich die Klänge der Instrumente auf in rhythmischem Takt, und fest dröhnte der Schritt der braunen Kolonnen.

Habt ihr die Menschenmengen am Brandenburger Tor gesehen und darüber hinaus? Habt ihr erlebt, wie nun auch bei denen, die abseits standen, das heilige Feuer zündete und auch bei ihnen, unter der reißenden Wucht dieser Geschehnisse die Arme hochflogen, wenn die bisher mißachteten Fahnen der Stürme vorbeigetragen wurden? Habt ihr den Ausdruck der Mienen skeptischer Großstadtmenschen gesehen, die im Licht der lodernden Fackeln befreit, offen und enthüllt lagen? Habt ihr den hingerissenen Glauben gesehen, den die marschierende SA in Satten und Feigen, in

Marxisten und Reaktionären, in Zweiflern und Gegnern in überwältigendem Wandel erweckte? Habt ihr die Offenbarung tiefster Inbrunst in heißen, klopfenden Herzen gefühlt, die diese Stunden weihte?

Unter dem Brandenburger Tor hielten wir. Es war gleichsam eine Besitzergreifung dieses stolzesten Denkmals der Großstadt. Und wir von der SA blickten empor an den ragenden Säulen und — ja, wir gestehen es, — kosteten in diesen wenigen Minuten einen herrenhaften, anmaßenden Triumph, der in uns hoch stieg und der uns für alle Not und alle Leiden der Vergangenheit als Höhepunkt unseres Daseins anfiel.

Es ging weiter. Wir bogen in die Wilhelmstraße ein, die ebenfalls schwarz von Menschen war. Kalbfelle und Querpfeifen schrillten und dröhnten hier zwischen den Häusern lauter als im offenen Tiergarten. Schmetternd setzte die Musik ein. Der scharfe Tritt wurde aufgenommen. Die grauen Gebäude erstrahlten unter dem Schein unserer Fackeln und standen rosig.

Dann die Gestalt des Reichspräsidenten und nun endlich dort im Fenster, gierig umfaßt mit suchenden Augen, unser Führer mit frohem Gesicht.

Wir strafften uns und blickten hinauf mit blanken Augen und — ist es unmännlich, es zuzugeben? — über manches harte und erprobte Kämpfergesicht liefen in diesem Augenblick helle Tropfen. Männer, die sich den Geschossen der Kommune und den Gummiknüppeln marxistischer Polizeibeamter furchtlos entgegengeworfen hatten, die ihre Standhaftigkeit und die Stärke ihres Herzens in zahlreichen Saalschlachten und schlimmen Straßenkämpfen erprobt hatten, wurden weich, als sie den Führer im Fenster jenes Gebäudes stehen sahen, das der äußerliche Ausdruck seiner Machtergreifung war.

In unserem innerlichen Aufruhr fand kaum jemand Worte. Wir schwiegen in tiefster Ergriffenheit und einem innerlichen, fast religiösen Glück. Wir

hatten immer, und haben es heute noch, das Bild unseres Führers dort im Fenster, klar umrissen vor unseren geistigen Augen, und wir werden immer, wenn wir einmal schwach werden wollen, an dieses Bild denken, das uns Stärke gibt.

Wir wissen heute nicht mehr, welche Straßen wir querten, bevor wir aus dem Zentrum der Riesenstadt heraus kamen und in Charlottenburg einmarschierten.

Wir wissen, daß unsere Brust frei geworden war, daß nun die erste Etappe zum Aufbruch des Volkes erreicht war, und wir erinnern uns, daß die Straßen immer noch voller Menschen waren, so spät die Nachtstunde auch vorgeschritten war.

Durch die Berliner Straße marschierten wir mit der ganzen Standarte, und wir bemerkten, daß der älteste Sturm in die Wallstraße abbog. Wir vernahmen dann, ohne dem Geräusch Wert beizulegen und mehr im Unterbewußtsein, einen schwachen Knall, hierauf mehrere und viele, und schließlich, als wir am Luisenplatz hielten, kam die erschütternde Botschaft:

In der Wallstraße sind der bekannte Sturmführer und ein Wachtmeister von der tobenden Kommune erschossen worden. —

Der letzte Weg der SA zum Sieg

Durch konzentrierten Angriff auf die SA wehrte sich die kommunistische Partei gegen die Auswirkung der Berufung des Führers zum Reichskanzler und damit gegen die tatsächliche Machtergreifung des Nationalsozialismus.

In dieser ernsten Zeit nach dem 30. Januar 1933 fehlte es den vorhandenen staatlichen Unterorganen an der klaren Erkenntnis für den Abgrund, an dem Deutschland stand, und für die Gefahren, die ihm drohten und die ihren Ausdruck in jenem bewaffneten Aufstand finden sollten, der für den Februar geplant war. Ungläubig blieben sie — wie auch die Masse der bürgerlichen Kreise — allen einlaufenden Nachrichten gegenüber, und selbst positives Beweismaterial wurde nicht beachtet oder sogar abgelehnt. In Polizeiämtern und anderen Dienststellen saßen Kreise, die keineswegs zugeben wollten, daß man auf einem Pulverfaß saß, dessen Lunte bereits glimmte. Oder hofften sie, daß die linksradikalen Gegner den begonnenen Bau der nationalsozialistischen Bewegung von vornherein schwächen würden und sie selbst dann die lange ersehnte Gelegenheit hätten, zur Macht zu kommen? War alles, was zur weiteren bürgerlichen Mitte gehörte, der Auffassung, die

nationalsozialistische Bewegung sei nicht bereit oder vielleicht zu schwach, die letzten Konsequenzen zu ziehen? Bildete man sich ein, doch noch auf irgendeinem Wege das Zünglein an der Waage sein zu können?

In diesen Zeiten, in denen Entwicklungen, die früher Jahrzehnte erforderten, durch den unverrückbaren Willen des Führers dekretiert werden, ist es notwendig, daran zu erinnern, wie es damals im Frühjahr 1933 aussah. Wie immer noch Widerstände bestanden von seiten jener Kreise, die nichts hätten empfinden sollen als Dankbarkeit dafür, daß sie durch seine kraftvolle Hand vor dem Chaos bewahrt blieben!

Die SA erkannte die Sachlage, denn sie kannte den offenen und die versteckten Gegner. Diszipliniert fügte sie sich ein, auch wenn die Heißsporne mit den Zähnen knirschten.

Rotfront hatte plötzlich noch mehr Geld als je. Ausrüstung und Bekleidung wurden erheblich verbessert. Die Häuserstaffeln, mit denen die SA zusammenstieß, waren hervorragend uniformiert, trugen neue dunkle Mäntel oder schwarze, regendichte Windjacken und bewegten sich in der Gliederung von Schützenrudeln durch die nächtlichen Straßen, mit den Händen an der schußbereiten Waffe in der Tasche.

Die Kommunisten hatten Zuzug aus den radikalen Teilen des Reichsbanners erhalten. Dieses selbst allerdings schmolz dahin und vermochte gegenüber der Tatkraft der SA und ihrem Streifendienst ausgesuchter Männer keinerlei oder doch nur schwachen Widerstand zu leisten. Die SA ging auf ihre Weise vor.

Traf ein SA-Mann Reichsbannerleute, die es wagten, am hellen Tage ihre Sklarekpfeile zu tragen, dann nahm er sie ihnen unter entsprechender handgreiflicher Belehrung ab.

Selten kam es zu ernsten Zwischenfällen mit diesem schwächlichen Gegner, der wohl unter dem Schutz der Gummiknüppel und Karabiner marxistischer Polizei früher unverschämt werden konnte, dessen Stoßkraft jedoch völlig versagte, als ihm diese Hilfe fehlte.

Das Straßenbild der Städte veränderte sich demgemäß sehr schnell. Vom Reichsbanner und von sozialdemokratischen Abzeichen war nur noch selten etwas zu sehen, es sei denn in Städten, in denen die Truppe der früheren roten Regierung radikaler und entschlossener war als in der Reichshauptstadt.

Die ausgesprochene Feigheit der sozialdemokratischen Partei, der einst größten Partei Deutschlands, wurde durch ihr Verschwinden unter unwiderlegbaren Beweis gestellt. Und es war typisch und symptomatisch für die klägliche Ideenarmut dieser Partei und für ihren völligen Mangel an geistigen und sittlichen Werten, daß sie in der Masse sang- und klanglos verschwand. Ihre fetten Bonzen und ihre jüdischen Führer beschränkten sich auf heimliche Zusammenkünfte oder flüchteten aus Angst um ihr schäbiges Leben ins Ausland, um sich jener Greuelpropaganda zu widmen, die zur Genüge bekannt ist.

Die SA hatte Tag und Nacht Dienst. Man erkannte, daß sie, die in jahrelangem Kampf in den jeweiligen Bezirken oder Stadtteilen ihre Erfahrungen gesammelt hatte und über die politische Einstellung fast jedes einzelnen besser unterrichtet war als die Polizei, das berufene Werkzeug für eine Säuberungsaktion sei, die von den polizeilichen Organen allein nicht bewältigt werden konnte.

Es sei klar ausgesprochen: Es wäre ein leichtes gewesen, durch große und umfassende Aktionen in berüchtigten Vierteln unserer Großstädte schlagartig jene Elemente unschädlich zu machen, die eine Gefahr für die Entwicklung

zum nationalsozialistischen Staat bedeuteten. Denn sie waren bekannt. Die SA wußte, wer die Führer waren, sie wußte, wer die Verführten waren.

Es war nicht der Wille des Führers, diesen Weg zu begehen, der naturgemäß zu größerem Blutvergießen geführt hätte. Vielmehr sollte jeder Volksgenosse, der den guten Willen hatte, auch die Möglichkeit haben, der neugeschaffenen Lage Rechnung zu tragen und sich umzustellen. Niemanden, der ehrlich kam, sollte die Hand verweigert werden. Die hohe ethische Einstellung des Führers verbot, die blutigen und grausamen Wege anderer Revolutionen zu gehen, wie die Geschichte sie aus anderen Ländern mit Massenmorden und Massenhinrichtungen lehrt. Die Erkenntnis, daß auch der Verführte als Produkt einer unseligen Zeit letzten Endes ein an sich wertvoller deutscher Mensch sein könnte, den es durch die Tat zu überzeugen, aber nicht zu vernichten galt, war die maßgebliche Richtlinie für das gesamte Vorgehen.

Trotz des Wütens der kommunistischen Häuserstaffeln und Banden bewahrte die SA ihre vorbildliche und immer wieder opferfreudige Ruhe. Entschlossen und beherrscht tat sie nur das, was ihr die Oberste SA-Führung befahl.

So geschah es, daß die deutsche Öffentlichkeit kaum etwas von den Geschehnissen des Frühjahrs bemerkte. Tagsüber mußten Rotfront und seine wenigen Verbündeten vom Reichsbanner meist auf Gewalttaten verzichten. Nachts freilich lauerten sie gierig, und wehe dem SA-Mann oder SS-Mann, der auch nur einen kurzen Augenblick die nötige Vorsicht vergaß. Das Verhängnis erreichte ihn sofort.

In den Monaten Februar, März und April 1933 hat die SA zähe und unvergleichlich gearbeitet. Nacht für Nacht lag sie in den Sturmlokalen und Heimen bereit, war auf gefahrvollen Streifen unterwegs und nahm an

Haussuchungen teil, ohne daß der Bürger etwas davon bemerkte. Er sah höchstens, mitunter am hellen Tage, einen Lastwagen mit als Hilfspolizei eingezogenen SA-Männern, die die Schupo bei ihrer Aufgabe unterstützten, oder er sah, teils mit Unbehagen, teils mit Erstaunen, daß ein Polizeibeamter mit einem SA-Mann gemeinsam Streife ging.

Niemals sah er, wie des Nachts die Häuserstaffeln von Rotfront, gut ausgerüstet und schwer bewaffnet, durch jene Viertel marschierten oder schwärmten, die sie als ihre Domäne betrachteten und von denen aus sie entschlossen waren, ihre Herrschaft über den Weg des Terrors zu errichten. Er sah auch nicht oder erkannte nicht die Posten und Patrouillen von Rotfront, die in unauffälliger Kleidung tagsüber auf der Straße waren. Und sah er sie und erkannte er sie, so wollte er nicht glauben, daß es wahr sei. Bewaffneter Aufstand? Das ist bestimmt eine Erfindung, sagte er sich in unüberlegtem Bestreben, das herabzusetzen, was die SA als Vorkämpferin der Bewegung leistete.

Der SA-Mann ist über seine Taten immer schweigsam gewesen. Er betrachtete sie als Pflicht. Was sollte man lange darüber reden außer im Kameradenkreis?

Ob vor dem roten Gewerkschaftshaus oder in der Selenkestraße in Breslau, ob im Ruhrgebiet oder an der Grenze von Hamburg-Altona, ob in Süddeutschland oder in Berlin am Wedding, in Neukölln oder in den Kietzen Charlottenburgs, es war stets dasselbe.

Oft peitschten Schüsse einher aus dem Hinterhalt, Totschläger und Stahlruten arbeiteten, und irre, fanatische Weiber schleuderten Blumentöpfe, Schmutz und Unrat aus den Fenstern heraus auf die vorbeimarschierende SA.

Wochen nach dem Umsturz vom 30. Januar gab es noch Straßen in unseren Großstädten, die nur unter dem Schutz von Panzerwagen beschritten werden

konnten. Denn Rotfront wütete, aufgepeitscht vom Haß seiner Führer, die ihre letzte Möglichkeit vor sich sahen und die mit dem Rest ihrer Kämpfer, den unentwegtesten und hartnäckigsten ihrer Verführten, den letzten Versuch machten, nicht nur ihre Stellung zu halten, sondern zum Generalangriff vorzugehen. —

Da geht ein Sani-Scharführer spät abends aus einer Versammlung nach Hause und bemerkt eine Rotte von Kommunisten, die zwei SS-Männer verfolgten. Aus jeder Nebenstraße kommt Zuzug. Aus zwanzig werden vierzig, aus vierzig sechzig, aus sechzig weit über hundert.

Er geht allein. Er ist in Zivil mit Hoheits- und Parteiabzeichen an Mütze und Mantel. Er entsichert die kleine Mauser in der Tasche und begleitet die SS-Männer und ihre Verfolger auf der anderen Straßenseite.

Die ersten Schüsse durchschneiden das brüllende Gejohle der Bande.

Der Scharführer bemüht sich vergeblich, sich den SS-Männern verständlich zu machen. Er sieht ein, es hat keinen Zweck, sich mit ihnen zu vereinigen, er erkennt klar, es ist besser, er verbleibt als schwache Reserve auf der anderen Straßenseite, um unbemerkt zu sein und im äußersten Notfall mit der ganzen Entschlossenheit des alten SA-Mannes einzugreifen.

Der heulende, tobende Zug wälzt sich die Straße entlang, immer erneut angefeuert durch die hetzerischen Rufe der Staffelführer. Die SS-Männer drehen sich herum, wenn die Meute sie zu packen droht und geben einen Schuß ab. Sieben Patronen hat jeder in der Pistole. Sie müssen reichen, bis das Sturmlokal nahe ist. Es sind noch über dreihundert Meter bis dahin.

Kommt denn keine Polizei, kommen keine Kameraden zu Hilfe? denken sie. Irgendwoher ertönt die Hupe des Überfallkommandos. Vergebliches Hoffen. Sie verklingt in der Ferne.

Erneut brüllt die Masse der Verfolger auf, die gestutzt hatte. Ermutigt durch das Versagen der Polizei drängt sie schärfer auf die beiden Verfolgten ein, die sich nun an der Ecke der Straße, in der das Sturmlokal liegt, verschossen haben.

Sie werden niedergeschlagen, jedoch schon, als sie noch straucheln, springt der Scharführer vor.

„Achtung! SA! Straße frei!"

Peng, peng, krachen seine ersten Schüsse in den Rücken des fanatischen Mobs, der in Unruhe gerät.

Es gelingt den SS-Männern, sich zu befreien, sie eilen dem Sturmlokal zu, von dem sie noch sechzig Meter trennen.

Ein Aufschrei von Wut hallt durch die Straße, zahlreiche Pistolen peitschen los, in der Dunkelheit der mitternächtlichen Stunde wälzt sich eine Menschenmasse durcheinander, beschießt sich die Kommune untereinander, jagt der Scharführer mittendurch, da er sieht, daß sich dort vor dem Sturmlokal ein Menschenknäuel über den einen SS-Mann wirft.

Wieder feuert der Scharführer, erhält selbst zwei Geschosse in Herzhöhe durch die Kleidung, es gelingt ihm, die etwa zwanzig Mann, die dort den einen SS-Mann bearbeiten, der die rettende Tür nicht mehr erreichte, zu zerstreuen. Aber es ist zu spät. Der SS-Mann haucht unter einem tötlichen Halsschuß, nach Schlägen mit Stahlruten und Schlagringen, nach trampelnden Tritten entmenschter Gegner sein Leben aus.

Der Scharführer dreht sich herum.

„Hände hoch, du Nazistrolch!" brüllt ihm eine Gestalt entgegen und hebt die Hand mit der mattblinkenden Waffe. Der Scharführer ist schneller. Er schießt, die Gestalt fällt.

Immer noch tobt die Straße von wilden Schüssen, die Laternen sind längst zerschlagen, Scheiben klirren, Lichter erlöschen in Wohnungen.

Der Scharführer folgt flüchtenden Gestalten, wütend jagt er hinterher, sie verschwinden in einer Nebenstraße, er biegt um die Ecke und sieht niemanden mehr.

Die Hupe des Überfallkommandos ertönt von der einen Seite, die Rufe herbeieilender SA von der anderen. Und noch, an diesem Februartage 1933, untersucht die Schupo die SA nach Waffen, während die Kommunisten, die ein Menschenleben mordeten, sich zerstreut haben und vom Erdboden verschwunden sind. —

Oder:

Monate sind vergangen. Der Funktionär, der zum radikalen Flügel der Sozialdemokratie gehört, ist ein pathologischer Fanatiker. Er hat die Zeit seit dem 30. Januar nicht benutzt. Bösartig haust er in einer jener Kolonien von Lauben, Häusern und Villen, die diese armseligen Nachkriegsregierungen auf Kosten des werktätigen Volkes ihren Kreaturen verschwenderisch und großzügig errichteten, um durch materielle Zuwendungen ergebene Bollwerke zu haben.

Der Funktionär schürt weiter. Sein Haus ist eine Zentrale von verbotenen Schriften und illegalen Drucksachen. Eindringliche Verwarnungen fruchten bei diesen Typen nicht. Jüdisches Geld wirkt. Man weiß in diesen Kreisen, die Befreiung des deutschen Volkes bedeutet den Tod für den Marxismus, für das raffende Bonzentum und damit für das Herrentum einer blutsaugerischen Klasse.

Der Funktionär wird nochmals vorgeladen und verwarnt. Weitherzig, im Vertrauen auf die eigene Kraft und den unwiderstehlichen, überlegenen Geist des Nationalsozialismus läßt man ihn laufen.

Klebekolonnen marxistischer Richtung werden geschnappt. Sie haben ihr Material aus dem Hause des Funktionärs, geben es unumwunden zu.

SA-Hilfspolizisten und Schupobeamte überraschen das Haus. Sie finden Berge von frischem Material und die Maschine dazu, sowie allerhand Waffen. Der Funktionär wird verhaftet. Druckschriften, Maschine, Flugblätter und Waffen werden in Massen in den wartenden Lastwagen gebracht. Immer noch schleppen die Hilfspolizisten.

Arglos gehen drei Mann nochmals die Treppe hinauf. Der Sohn des Funktionärs, fanatischer noch als der Vater, öffnet eine Tür und schießt aus zwei Pistolen. Zwei SA-Männer, die jahrelang geduldet und gelitten haben, die Erwerb und Brot für die Bewegung geopfert haben, die nun, da der 30. Januar gekommen war, den Sieg gesehen hatten, müssen sinnlos sterben. —

Weiter:

Der Stoßtrupp eines Sturms liegt in seinem Lokal. Eine Aktion in ein berüchtigtes Viertel ist geplant, das eine Stätte roten Terrors ist. Die Einzelbefehle sind noch nicht ausgegeben.

Einige der Männer schlafen, andere spielen Karten, dritte unterhalten sich. Die Nacht liegt schweigend.

Es wird Mitternacht, es wird ein Uhr, zwei Uhr, drei Uhr. Endlich erscheint der Sturmbannführer.

„Hast Du Beamte von der Polizei angefordert?" wendet er sich an den Sturmführer.

„Jawohl, vier Mann sind auf 4.30 Uhr bestellt."

Es handelt sich um Verhaftungen außerhalb des Sturmgebiets. Niemand weiß, wo die betreffenden Hausnummern in den langen Straßen liegen. Noch ist es Zeit, unauffällig Feststellungen zu machen.

Der Sturmführer zieht einen Zivilmantel an, setzt die Mütze ins Gesicht und geht. Würde er eine Streife schicken, wäre alles verraten.

Er macht einen entsprechenden Umweg und kommt von der anderen Seite an den Straßenzug heran. Kaum jemand ist zu sehen. Plötzlich hört er hinter sich ein schwach summendes Geräusch. Ein Wagen mit fast lautlosem Motor folgt ihm. Innen ist es dunkel, weder Schofför noch Insassen sind zu erkennen. Der Sturmführer zieht die entsicherte Pistole und bleibt stehen. Sofort hält der Wagen. Der Sturmführer geht weiter. Der Wagen folgt ihm mit zehn Meter Abstand.

Der Sturmführer bleibt hinter einem Sandbehälter der Straßenbahn stehen, hebt die Pistole und ruft an. Mit jähem Satz springt der Motor an und schnellt den Wagen vorwärts, der in rasender Geschwindigkeit davonjagt. Gut abgegangen, denkt der Sturmführer und macht seine Feststellungen.

In kleine Streifen von je fünf Mann getrennt brechen sie auf, sobald es soweit ist. Punkt fünf Uhr begehren sie Einlaß in bestimmte Wohnungen, nachdem sie die Haustüren mit Dietrichen geöffnet haben. Entgeisterte, böse Gesichter sehen sie an. Die Jüdin in elegantem Schlafrock lächelt krampfhaft. „Mein Mann ist verreist, er kommt erst nächste Woche wieder zurück." Die Haussuchung verläuft hier ergebnislos. Jüdische Führer sind immer gerissen und sichern sich rechtzeitig.

Im zweiten Hinterhaus ist die Wohnung ärmlich. „Donnerwetter, der Mief!" sagt ein SA-Mann. Ein junger, verdächtiger Bursche ist noch oder schon wieder angezogen, ebenso sein Vater. Man findet weder Waffen noch Papiere, lediglich einen SA-Sturmriemen und alte Mitgliedskarten der roten Hilfe.

„Der war dabei, als sie mich im letzten Jahr fertig machten", sagt ein SA-Mann, „ich kenne ihn genau wieder."

Weder Geld noch Lebensmittel, außer einem Stück Brot, sind im Hause. Dann, durch einen Zufall, entdeckt ein SA-Mann in der äußeren Rocktasche des Alten Geld. Es sind genau fünfhundert Mark in Scheinen.

„Woher ist das Geld?"

„Es sind meine Ersparnisse, die ich abgehoben habe."

Dann findet sich doch noch ein Brief, der Aufschluß über die Herkunft der hohen Summe gibt.

Der junge Bursche hat plötzlich ein Messer in der Hand und versucht durchzubrechen. Der nächste SA-Mann schleudert ihm den schweren Küchenstuhl vor die Beine und stürzt sich auf ihn. Der Alte und der Junge müssen mit. —

Oder auch:

Das Automatenrestaurant in der großen Verkehrsstraße ist über Nacht ein Mittelpunkt von Kommune und Ringvereinen geworden. Drinnen immer dreißig oder vierzig Mann, auf der Straße, je nach der Stunde der Nacht, ein halbes Dutzend oder ein Dutzend. Die SA kennt die meisten, aber sie stellt auch neue Gesichter fest, Gesichter, die die vorbeigehenden Männer mit Haß und Wut betrachten. Es ist klar, die Besetzung der Kneipe ist lediglich erfolgt, weil Rotfront von hier aus Gelegenheit hat, in bestimmte Straßenzüge schnell Verstärkung zu schicken oder einzelne SA-Männer, die sich bei der Rückkehr vom Sturmlokal verspätet haben, zu überfallen. Patrouillen und Posten von Rotfront sind an den nächsten Straßenecken verteilt, Radfahrer ständig unterwegs.

Die Streifen des Sturms gehen in Zivil. Sie bestehen immer aus fünf Mann, die sich gut kennen und aufeinander eingespielt sind. Ein Mann mit

einer Schußwaffe stellt sich vor den Eingang draußen hin und sichert gegen Überraschungen von der Straße her, der zweite steht drinnen an der Tür und beobachtet, der Führer mit Schußwaffe, begleitet von zwei Männern, die handfeste, gute Schläger sind, im eigentlichen Lokal. Das ist die normale Einteilung, die sich in zahlreichen, berüchtigten Kneipen und Spelunken bewährt hat.

Auch im Automatenrestaurant verläuft alles programmäßig. Überraschend ist die Streife um die nahe Straßenecke herumgekommen und betritt das Lokal, das von dichten Rauchschwaden überzogen ist. Jäh brechen lärmende Gespräche ab, Rotfront blickt verdutzt auf den SA-Mann, der mit der Waffe in der Hand innen an der Tür steht, während der Streifenführer mit seinen Begleitern zur Theke geht. Man weicht zurück und steht in einem Viertelkreis um die Drei herum. Dann entsteht Gemurmel.

Ein Rotfrontkämpfer greift in die Tasche. Im selben Augenblick sitzt ihm die Faust des ostpreußischen Schlägers mitten im Gesicht, ertönt der helle Ruf des Streifenführers „Hände hoch!"

Der Rotfrontkämpfer liegt halb besinnungslos auf der Erde, die übrigen dreißig Mann stehen mit erhobenen Armen. Pistolen, Abzeichen und Ausweise werden ihnen abgenommen. Es geht wie am Schnürchen. Die sichere Entschlossenheit der SA-Männer erstickt jeden Widerstand, bevor er in die Tat umgesetzt wird. „Heil Hitler!" Sie verlassen das Lokal und gehen zum nächsten. Sie nehmen kaum einmal jemanden mit, sie wissen, sie wirken am nachhaltigsten durch tatkräftiges Vorgehen. —

In dieses Ringen der SA hinein fällt ein entscheidendes Ereignis: Der Reichstag brennt!

Die lodernde Riesenfackel der Kuppel erhellt blitzartig die Lage als Fanal des nahen, drohenden Aufruhrs, als warnendes Zeichen dessen, was bevor-

steht, als ungeheuerlicher Beweis dafür, daß hier Kräfte am Werke sind, die, einmal entfesselt, nicht mehr zu bändigen sind. Der Reichstag brennt! Selbst der schlafmützige Bürger erwacht. Ihm dämmert etwas von der Gefahr, die ihn und seinen Besitz bedroht, die Deutschland überfluten will.

Der unerhörte Terrorakt zeigt, daß andere Maßnahmen erforderlich sind, um Deutschland vor dem Sturz in den Abgrund des Bolschewismus zu retten.

Mit zurückhaltender Milde allein geht es nicht mehr. Nein, es muß zugegriffen werden.

Es ist unsere deutsche Tragik, daß die Welt nicht einsehen will, daß sie bedroht ist, daß es sich nicht nur um Deutschland handelt, nein, daß es um die gesamte europäische Kulturwelt geht, die auf dem Spiele steht.

Noch weitere der kommunistischen, marxistischen und jüdischen Führer sind entflohen, vom Ausland aus betreiben sie ihre lügnerische Propaganda unter dem Schutze des Auslands, das in törichter und bösartiger Verblendung nicht erkennt, auf wessen Seite es stehen müßte.

Die zurückgebliebenen Leiter des Aufruhrs bergen sich meist unter fremden Namen in anderen Städten oder anderen Stadtvierteln, sie wechseln von Stadt zu Stadt, und immer ereignen sich da, wo sie sind, unerhörte Gewalttaten.

Die SA nimmt Verhaftungen vor. Wir sind Nacht für Nacht unterwegs. Die Kommune gibt andere Richtlinien für das Verhalten von Rotfront heraus, sie erzieht ihre Kämpfer zu unauffälligem Benehmen.

Wir schnappen zahlreiche Unterführer und viele, viele der verführten deutschen Volksgenossen.

Wir müssen zugeben, es sind noch bei der Kommune gut deutsch aussehende Menschen, junge Burschen, aufgewachsen im Elend der Arbeitslosigkeit, zusammengepfercht in elende Quartiere oder zerfallende Wohnküchen, aufnahmefähig gemacht für die Irrlehren artfremder Machthaber durch das Milieu ihres Werdens.

Nie hatte die Republik Verständnis für die Ärmsten der Armen. Sie züchtete sattes Bonzentum und ließ das Volk körperlich und geistig verkommen. Sie schuf ihre Leibgarde von Beamten und bestimmten Berufsklassen als Mittel für ihre Herrschaft über die Entwurzelten. Sie tötete deutsche Ethik und deutsche Sitte schon in der Jugend, um diese zu klarer Erkenntnis unfähig zu machen.

Unendliche Seiten hat eine verlogene ausländische Presse mit Berichten über die Greuel unserer Revolution gefüllt, geleitet von bösem Willen und gestützt auf Aussagen von Flüchtlingen aus Deutschland.

Es muß einmal klar und eindeutig gesagt werden: Wir von der SA, die wir in Verbindung mit örtlichen Polizeiorganen die Verhaftungen vorgenommen haben, haben mit den verhafteten deutschen Menschen immer im guten gesprochen. Wir haben sie sehr scharf und sehr genau betrachtet und gewissenhaft verhört. Wir haben Protokolle aufgenommen und uns unsere Notizen gemacht, wir haben mit vielen eine Zigarette geraucht und die meisten laufen lassen. Wir haben sie Besserung versprechen lassen und ihnen ihr Wort abgenommen, nichts mehr gegen uns und gegen den nationalsozialistischen Staat zu unternehmen. Oft haben wir Dankbarkeit und Reue bei ihnen gefunden, und sicherlich sind die meisten von denen, die bei uns in den Kellern und anderen Räumen der Sturmlokale waren, gewandelt hinausgegangen oder doch mit der überraschenden Feststellung in ihren

verführten Köpfen, daß die SA menschlich ist und ganz anders, als Funktionäre und hetzende Machthaber fremden Stammes ihnen erzählt hatten.

Freilich, dann kamen da andere Gestalten, bei denen jeder Versuch zur Beeinflussung und Besserung aussichtslos war. Es waren jene Typen, die mit Hilfe fremden Goldes den Kampf von Deutschen gegen Deutsche organisiert hatten, die unter der Behauptung, die Befreiung des Proletariats sei ihr Ziel, ihre eignen Fäden zu seiner ewigen Versklavung spannen, um selbst zu Wohlstand und Macht zu kommen, und die unter dem Schutz der trügerischen Freiheit der Republik, diese selbe dumme und eitle Republik der Nachkriegszeit von innen heraus unterhöhlten, um sie zu stürzen, bevor das helle Erwachen des deutschen Volkes ihre Pläne vereitelte. Diesen Typen Bewegungsfreiheit zu lassen, wäre Wahnsinn und Selbstmord gewesen. Sie wurden den polizeilichen Dienststellen zugeführt.

Es dauerte Monate, bis die Säuberung von Stadt und Land durchgeführt war.

Wir hatten dazwischen eine Wahl, die uns von der SA im tiefsten Herzen wenig berührte.

Sie unterschied sich von den früheren Wahlen, denn sie war nun, nach der Machtergreifung ein Spiel, verglichen mit den blutigen Wahlen vergangener Jahre, bei denen der SA-Mann, der vor den Lokalen sein Plakat trug, dauernd geschützt werden mußte, um seines Lebens halbwegs sicher zu sein.

Die SA arbeitete weiter. Der Führer kam in die Städte und sprach. Die SA machte ihre Absperrungen und blickte gläubig und mit stolzem Vertrauen auf den Mann, der der erste und oberste SA-Mann war und ist. Habt ihr die Seligkeit mitgefühlt, die den SA-Mann erfüllt, wenn er einen Blick vom Führer erhält? Wer sie nicht mitgefühlt hat, ist arm.

Die Streifen, die die SA schickte, hatten weniger zu tun. Während sie bisher immer in schärfster Abwehrstellung mit ihren kümmerlichen Waffen, die sie sich selbst besorgt hatte und die oft nur aus veralteten Trommelrevolvern bestanden, in kommunistische und marxistische Kneipen und Heime ging, herrschte vom April an meist Ruhe.

„Macht keinen Spaß mehr", sagten die Männer, „es ist nischt mehr los."

Sie, die Kämpfer waren, begriffen noch nicht die Wirkung ihres Sieges.

Unmerklich war die äußere Revolution vorbei. Sie war vorüber, bevor der größte Teil des deutschen Volkes erkannt hatte, daß es in einer Zeit lebte, die die größte Revolution in politischer und wirtschaftlicher, sittlicher und geistiger Hinsicht brachte, welche Deutschland jemals sah. Die ging im Osten schneller vorbei, als im westlichen Industriegebiet, in Süddeutschland in milderen Formen als an der Wasserkante und besonders als im längst nicht mehr roten Berlin, wo sich im Kampf um ihre mißglückte Herrschaft die letzten roten Volksverführer mit den letzten Geldmitteln verzweifelt zur Wehr setzten, sei es auch nur, um aussichtslose Terrorakte begehen zu lassen.

Gewiß, man versucht auch heute noch, aufzuwiegeln. Jedoch der entscheidende Kampf, der Kampf auf der Straße um den Besitz der Straße wird nicht mehr gewagt. Zu entschlossen haben schwielige Arbeiterfäuste oder sportlich gestählte Hände geistiger Arbeiter aus der SA gezeigt, wer das Recht auf die Herrschaft über die Straße hat und wer dort niemals wieder etwas zu sagen haben wird.

Die SA hat gekämpft und sie gibt das, was sie eroberte, niemals wieder her. Sie hat in roten Stadtvierteln und auf dem Lande gekämpft, sie hat sich in kleinen Landstädtchen von einer Schönheit, wie sie nur deutsche Landstädtchen aufweisen können, mit entmenschten roten Horden herumgeschlagen, die aus nahen Großstädten gegen sie geschickt worden waren, sie

hat, wenn es sein mußte, gegen die Vergewaltigungen marxistischer Polizei ebenso Front gemacht, wie gegen die langen Kolonnen des Reichsbanners mit seinen, oft krummnasigen Führern, sie scheute weder Gummiknüppel noch Schußwaffen, weder die Übermacht tobender Saalschlacht noch jene Banden, die hinter Hecken oder im Walde im Hinterhalt versteckt lagen. Sie focht, ausgestoßen aus der Arbeitsstelle von roten Betriebsräten, gegen Hunger und Kälte und Not, sie ließ ihre Familien darben und oft verzweifeln, weil die Stimme des Führers in ihrem Herzen den steilen und steinigen Weg ins neue Deutschland gewiesen hatte, sie hauste in feuchten, kalten Löchern enger Mietswohnungen, weil sie verarmt und mittellos war oder geworden war, sie brachte die Nächte in rauchigen Sturmlokalen zu und trieb Wehrsport in dumpfen Kellern, während die roten Vereine weite Rasenflächen und moderne, luftige Turn- und Sporthallen zur Verfügung hatten, sie lebte derb, einfach und gradsinnig unter allen nur erdenkbaren Entbehrungen, allein getragen von dem unerschütterlichen Glauben an das dritte Reich des Führers. Sie sah um sich herum, wenn es nicht direkte tötliche Feinde waren, satte Bürger, die mit aufgeblasener Mißbilligung das braune Hemd betrachteten, oder sie sah jene Vertreter der Reaktion, die in ihrer unbeschreiblich dünkelhaften Anmaßung und Überheblichkeit niemals begreifen konnten oder wollten, daß die SA das neue Deutschland sei und nicht sie, die sich einbildeten, ihre eitlen Worte seien Taten, während die SA blutete. Der Gott der SA war immer ein sehr einfacher und schlichter Gott, er haßte die Phrase und den Schein, er wollte nicht, daß andere die Früchte für eine mühsame und langjährige Saat ernteten, die er nicht berufen hatte, und — man mag sagen, die SA sei roh und ungeschliffen, — immer trug sie das reinste Herz und die tiefste und ernsteste deutsche Seele unter dreckigem, zerschlissenem Hemd.

Sie marschierte am 1. Mai geschlossen, soweit Berlin in Frage kam, in begeisterten Abordnungen, was das weitere, nun vereinigte Reich anbelangt, zum offenen Tempelhofer Feld und erlebte dort, unter der weiten Unendlichkeit eines klaren Himmels, die Krönung des Abschlusses der ersten Phase der deutschen Revolution, sie sah dort die freudigen Millionen deutscher Menschen, die sich von einem tiefen Erlebnis überfallen sahen, sie stand still und bescheiden dabei, um ihre befehlsmäßigen Pflichten wahrzunehmen, und sie wußte in einer schweigenden, herzinnerlichen Offenbarung, daß sie die Trägerin dieser Revolution war, obwohl sie längst nicht mehr davon sprach und überhaupt niemals davon gesprochen hatte.

Immer war es das verborgene Heldentum, das ihre größte und härteste Stärke war und ist. Nie hat sie sich hervorgedrängt oder gar aufgedrängt, selbst wenn die bürgerlichen, marxistischen und jüdischen Gazetten so sagten, und wenn sie Ansprüche auf Anerkennung stellte, so waren es Ansprüche von Männern, die den Beweis ihrer Daseinsberechtigung brachten, als es schwierig und gefährlich war, ihn für Deutschlands Größe zu führen.

Deutschland ist frei

Die SA hat ihr erstes Werk getan, ihre erste große Aufgabe erfüllt. Sie hat Deutschland befriedet und die rote Gefahr in blutigen Kämpfen niedergeschlagen.

Sie hat noch monatelang nach dem Umsturz schwere Verluste gehabt, und sie hat in manchen Ländern in Alarm gelegen oder mußte eingesetzt werden, um den Widerstand von etlichen volksfremden Regierungen zu brechen, die nicht begreifen wollten, um was es eigentlich ging, die nicht einzusehen geneigt waren, daß wir als Sieger von heute die unerbittlichen Folgerungen ziehen würden, und die törichterweise glaubten, ein Sonderspiel treiben zu können.

Es mußte mehrfach sehr deutlich gesagt werden, was die Gleichschaltung der Länder praktisch sei und daß die Zeit partikularistischer Sonderwege der Vergangenheit angehöre.

Nach den großen, einfachen und klaren Plänen des Führers erfolgte eine weitgehende Bereinigung, bei der die SA in vorderster Linie mitwirkte.

Sie selbst wurde für Neuaufnahmen gesperrt, sie baute sich aus, sie wurde noch straffer zusammengefaßt. Sie zog aus dumpfen Kneipen und Kellern heraus und legte sich menschenwürdigere Heime zu, sie tat das alles aus sich heraus, erfinderisch und arbeitsam und ohne irgendwelche Zuschüsse.



Nr. 133

Das Mahnmal in der Feldherrnhalle zu München



Nr. 134 SA .... nicht ruhen noch rasten!

Manchmal findet sie alte, verlassene Fabrikräume voller Trümmer und mit zerschlagenen Scheiben und bröckelnden Mauern. Das schreckt sie nicht. Sie packt zu, räumt auf, nimmt Schaufel, Kelle und Pinsel, Säge und Hobel in die Hand und schuftet. Kurze Zeit später steht da ein sauberes Heim. Man schnorrt Betten und Möbel, Wäsche und Küchengeschirr und richtet sich ein. Die Erwerbslosen sollen nicht mehr dem Elend der Straße oder finsteren Schlafstellen ausgeliefert sein, sie wissen nun, wo sie eine Bleibe haben.

Mitunter gibt es auch Räume in Schulen oder Privathäusern, in Baracken oder andern öffentlichen Bauten, die benutzt werden können. Derbe Fäuste greifen zu und verschönern die Zimmer. Immer finden sich Handwerker jeder Richtung in den Stürmen, so daß nur das Material zu beschaffen ist. Möbel gibt es mehr als genug, weil der Luftschutz die Räumung der Böden durchführt. Da findet sich vielerlei, das den Besitzern wertlos scheint, der SA aber von Nutzen ist.

Die Arbeitsbeschaffung macht im Rahmen des großen Programmes der Regierung erhebliche Fortschritte. Immer tiefer sinkt der Verhältnissatz der Erwerbslosen in den Stürmen.

SA-Männer, die jahrelang stempelten, erhalten Arbeit. Die Jahre des Kampfes und der Not haben sie oft derart ausgepumpt und ausgemergelt, daß sie sich wochenlang erst einmal an die ungewohnten Anstrengungen gewöhnen müssen. Nach der Schicht fallen sie um und schlafen wie Tote. Der Körper ist einer besseren Verpflegung nicht mehr gewachsen und muß sich völlig umstellen.

Der Dienst wird regelmäßiger. Man liegt nicht mehr nächtelang in Alarmbereitschaft. Die politische Ausbildung setzt in erhöhtem Maße ein, jeder SA-Mann muß gründlich geschult sein. Auch die Kleidung wird ver-

bessert. Mit dem Verdienst wächst die Möglichkeit, sich ein neues Hemd, eine neue Hose oder neue Stiefel zu kaufen und die alte, verschlissene und vom Regen gebleichte Mütze durch eine neue zu ersetzen.

Die SA vieler Städte hat auch ihren Spaß gehabt. Da gibt es öffentliche Gebäude, die nur sehr widerstrebend die Hakenkreuzfahne begrüßten. Ein Sturm oder Trupp marschiert hin und holt sich den maßgeblichen Leiter oder Beamten. Vielleicht wird noch gemeckert, eine Hakenkreuzfahne sei nicht vorhanden, meistens jedoch wird sie unter sanftem Druck von Sturmführer oder Truppführer in höchster Eile beschafft und dann unter Stillgestanden feierlich gehißt.

Auch vaterländische oder wehrsportliche Verbände wollen mitunter nicht gleich kapitulieren, sie geben sich der Hoffnung hin, in alten Formen bestehen zu können. In ihre Reihen haben sich zahlreiche Rotfrontkämpfer und Reichsbannerleute geflüchtet, weil sie glauben, damit in Sicherheit zu sein. Besonders die Organisation im grünen Hemd hat eine ganze Menge jener aufgenommen, die wir vom Kampf um die Straße sehr gut kennen.

Es ist untragbar für die SA, den ehemaligen Gegnern im tarnenden grünen Hemd zu begegnen, und ebenso untragbar ist es für unsre Regierung.

Mehrere Verbände müssen aufgelöst werden, und dabei ergibt sich einwandfrei, daß die Maßnahme durchaus berechtigt ist.

Auch der Bund der Frontsoldaten gliedert sich in die nationalsozialistische Bewegung und in die SA ein, wie es unausbleiblich ist.

Die SA erlebt dann die Auflösung der Parteien. Die KPD ist längst verboten worden, die SPD wird im Juni aufgelöst, die deutschnationale Front und die übrigen Parteien lösen sich selbst auf.

Der alte, verrottete Parteistaat, der sich in eigensüchtigen, engherzigen Interessenkämpfen erschöpft hatte, gehört damit der Vergangenheit an, er ist endgültig zerbrochen, und der Führer erklärt damit die Revolution als abgeschlossen.

Trotzdem gibt es für die SA noch allerlei zu tun. Oft wird sie zu Aktionen befohlen, die durch die örtlichen Polizeiorgane nicht bewältigt werden können. Rotfront arbeitet im geheimen weiter, immer wieder finden sich Flugblätter und Drucksachen, die aus kommunistischen Kreisen stammen und in Verborgenheit verteilt werden. Es wird geschürt und gehetzt, es wird versucht, die kommunistische Partei wieder aufzuziehen und das Verbot zu umgehen. Mitunter kommen noch Zusammenstöße auf der Straße oder in Kneipen vor. Man weiß, wo getarnte Kommunisten verkehren. Sitzt man unbemerkt dabei, so hört man Schmähreden, kommt man in Uniform hinzu, so verstummen Gespräche, und Gestalten drücken sich hinaus. Es kostet Mühe, Druckereien und Vervielfältigungsapparate ausfindig zu machen, oft ist man nächtelang unterwegs, um zum Ziele zu kommen.

Die SA nimmt Anwärter auf. Viele Volksgenossen hatten Hemmungen oder Bindungen. Es ist nicht gesagt, daß sie aus verwerflichen Gründen nicht früher kamen. Sie werden genau geprüft und noch genauer ständig beobachtet. Sie geben sich Mühe, die Lehren des Führers zu lernen und den Geist der SA zu begreifen. Diejenigen, die es nicht können, werden entfernt. Diejenigen, die bleiben, werden nützliche Glieder der SA als Trägerin der deutschen Volksgemeinschaft werden.

Nach wie vor hat die SA wenig Geld. Jeder einzelne Mann ist aus der Kampfzeit her verschuldet. Die Löhne sind meist nicht so gehalten, daß die alte Last bald abgestoßen werden kann. Man muß sich sehr einschränken, wenn man durchkommen will. Auch die restlichen Schulden der Stürme

müssen abbezahlt werden. Nach wie vor wird jeder Groschen herumgedreht, auch wenn ein Glas Bier nicht mehr einen ungeheuren Entschluß bedeutet.

Die SA veranstaltet größere Feste. Sie tut es bestimmt nicht, um zu feiern, nein, sie tut es meistens lediglich, um die leeren Sturmkassen zu füllen, alte Schulden tilgen und notleidenden Kameraden helfen zu können. Die Künstler in den Stürmen kommen zur Geltung. Was einzelne Formationen der SA hinstellen, ist oft großartig. Da gibt es stilvolle Dekorationen und Ausschmückungen, die um so bewunderungswürdiger sind, als sie nichts kosten dürfen.

Die SA treibt Sport. Sie sucht die besten Männer aus, und sie werden trainiert. Der Verhältnissatz der Fähigen ist zunächst nicht hoch, da die Mehrzahl der Männer, besonders in den Stürmen der Großstädte, unterernährt ist. Es bedarf da erst einmal monatelanger guter Verpflegung, um wieder auf der Höhe zu sein und das auszumerzen, was an gesundheitlichen Schäden aus der hungernden Kampfzeit zurückgeblieben ist. Oft sind die Männer steif und ungelenk, sie haben zwar den schweren und schwungvollen Gang des kämpferischen Revolutionärs, aber es fehlt ihnen die Leichtigkeit von Gliedern und Gelenken. Dann bricht sich nach einiger Zeit der gesunde Kern Bahn, die SA gewinnt sportliche Veranstaltungen selbst gegen Polizei und Reichswehr, die niemals Not litten. Sie gewinnt sie, weil sie in zäherem Willen zum Sieg erzogen ist.

Die SA geht nun ihrer Arbeit nach. Gewiß, die Männer werden nicht gleich so untergebracht, wie es ihren besonderen Kenntnissen entspricht. Es sind nicht alle, die gleich in ihren eigentlichen Beruf zurückkehren können. Privatbetriebe, Verkehrsgesellschaften, Behörden und Transportunternehmungen nehmen zahlreiche SA-Männer auf, erst soll einmal jeder, der erwerbslos kämpfte, seine Arbeit und seinen Lohn haben. Später wird

eine Umschichtung erfolgen. Viele haben Nachtschicht, und der regelmäßige Dienst leidet darunter. Die Sturmführer sind in einem Widerstreit der Gefühle, sie freuen sich über jeden Mann, der Arbeit hat, und sie bedauern jede Nachtschicht, weil die Antrittsstärke beim abendlichen Dienst darunter leidet.

Es geht auf den Herbst des siegreichen Jahres zu. Er und damit die SA stehen unter dem Einfluß des gewaltigen Parteitages in Nürnberg. Die SA bereitet sich vor. Jeder Mann will seinen Sturm und seine Standarte würdig vertreten. Neue Stiefel werden verpaßt, Tornister werden besorgt, man packt gewissenhaft, um angenehm aufzufallen.

Die Reise wird angetreten, nur eine ganz beschränkte Zahl der alten Kämpfer kann mit, man kampiert irgendwo in der Nähe der alten Reichsstadt, und man marschiert mit den alten, ruhmreichen Fahnen und Standarten hinein und zum großen Vorbeimarsch vor dem Führer. Ein jubelnder Hauch des errungenen Sieges liegt über den alten Mauern und da draußen in der engeren und weiteren Umgebung.

Die alten Kämpfer kehren zurück und erzählen. Und manchem kommt erst jetzt, nach dem großen Erleben der beiden Tage, so richtig zu Bewußtsein, was der Sieg der Bewegung bedeutet.

Auch der 8. und 9. November sind Tage der SA. Die Gedenkfeiern in München leuchten über ganz Deutschland. Die ältesten Kämpfer sind dort vereinigt, an der Feldherrnhalle mit dem Mahnmal, vor dem Wehrkreis-kommando, das damals, vor zehn Jahren, der Stabschef mit der Reichs-kriegsflagge hielt, und auf dem Münchner Waldfriedhof, wo die meisten der Gefallenen vom November 1923 ruhen. Unbändige Kraft strömt aus den weihevollen Stunden über das ganze deutsche Land.

Die beiden Tage stehen schon unter dem Zeichen der nahen Wahl, der letzten Wahl der SA. Der Führer hat sie angesetzt, um den Willen des deutschen Volkes zu prüfen und um dem Ausland zu zeigen, daß Deutschland geschlossen hinter ihm und seinem Willen steht.

Die SA treibt ihre Propaganda, sie ist unterwegs in Straßen und Häusern. Sie wird nicht mehr angefeindet, beschimpft und überfallen, die Straßen sind sicher und befreit von Reichsbanner, Rotfront und andern Schädlingen. Man tritt an wie früher, man besetzt die Wahllokale und steht wieder Posten, aber nicht mehr inmitten der Plakatträger unzähliger Parteien, sondern allein als Verkörperung von Bewegung und Regierung.

Abends vernimmt die SA das Ergebnis der Wahl: Über vierzig Millionen deutscher Menschen bekennen sich zum Führer.

Die deutsche Nation ist Volk geworden.

Die SA als revolutionäres Kampfmittel des Führers hat das erreicht, was in langen Jahrhunderten deutscher Geschichte niemals erreicht wurde.

Der vorwärtsstürmende Schwung der SA, ihre Opferbereitschaft und Hingabe, ihr Gehorsam und ihre Disziplin, ihre Kameradschaft und ihre Treue waren das Werkzeug zum stolzen Bau des deutschen Volkes.

Deutschland ist innenpolitisch frei geworden. — — —

Schlußwort

Erinnert ihr euch, wie die Neujahrsnacht von 1932 auf 1933 war? Und wie die letzte verlief?

Der Unterschied zeigt euch die Auswirkung des Erfolges und der Arbeit der SA.

Damals schallten brüllende Rufe von Rotfront und Heil Moskau durch Straßen und Gassen, geduckt und hämisch standen Gestalten lauernd in Torwegen und Türen, an Ecken und Plätzen; und in kommunistischen Kneipen, in Verkehrslokalen vom Reichsbanner und in heimlichen Versammlungskellern wurden böse Pläne geschmiedet. Wüste Zusammenstöße kamen vor, es wurde geschossen, gestochen und geschlagen. Die gesamte Polizei war unterwegs oder in Alarmbereitschaft, sie verhaftete und lieferte ein, die Überfallkommandos waren unterwegs, und die Festnahmen auf den Revieren schwollen zu großen Ziffern an.

In jener Neujahrsnacht war keine Freude. Stumm standen die meisten Häuser. Kalt war das, was die Menschen taten. Ihre Zerrissenheit klang durch ihre Worte und Handlungen, und es war, als ob Verzweiflung, Hoffnungslosigkeit und Verbrechertum der ersten Stunde des neuen Jahres

ein entmutigendes Gepräge gaben. Und die blutigen Köpfe der SA-Männer, die damals ihre Wege nach Hause gingen, waren das sichtbare Zeugnis für den schlimmen Zustand jener Nacht.

In vornehmen Gaststätten praßten artfremde Gestalten, sie lachten und lärmten, sie hatten sich an Deutschlands Elend bereichert, sie spielten auf zum Totentanz des darbenden Volkes und zehrten von seinem Herzblut.

Die vielen Millionen von Erwerbslosen aber krochen in ihren Wohnungen und verwahrlosten Löchern zusammen, um nicht zu erfrieren, sie waren mutlos und hungerten, sie empfanden nichts mehr als dumpfen Haß gegen eine Regierung, die ihnen nichts zu bieten vermochte als neue Not und weitere Aussichtslosigkeit. Eine finstere Wolke von Jammer lag erstickend über Deutschland.

Und wie war es diesmal? In dieser letzten Neujahrsnacht? Wart ihr draußen, habt ihr die Hand an den Pulsschlag der Straße gelegt und auf die Stimmung des Volkes geachtet?

Mit den hallenden Schlägen der Glocken warf sich ein Jubel auf, ein zwingender, fröhlicher und ergreifender Jubel. Eine befreite Reinheit stieg aus dem lauten Lärm der Menschen und aus dem bunten Feuerwerk. Kanonenschläge krachten inmitten bengalischer Flammen und munter hüpfender Frösche. Kinder hielten selig knisternde Wunderkerzen oder schauten den Raketen nach, die hinaufjagten in die Luft und sich in bunten Sternen langsam senkten.

Die Erwachsenen grüßten sich, schüttelten sich die Hände und umarmten sich. Ob sie sich kannten oder nicht kannten, war einerlei. Die Befreiung, die das letzte Jahr brachte, verband sie zu vertrauensvoller Volksgemeinschaft. Irgendwie mußte sich diese neue Verbundenheit äußern und in allen

Menschen dartun. Hader, Zank, politischer Streit und Mord waren ausgeschaltet, und glücklich standen sich die Menschen gegenüber.

Wer das noch nicht glaubte, weil er zweiflerisch war, konnte in Polizeirevieren nachfragen. Jawohl, wurde ihm gesagt, diese Neujahrsnacht ist unerhört seit langen Jahren, nicht ein einziger schwerer Fall kommt vor, wie sie sich sonst zahlreich zu ereignen pflegen. Und selbst in den übelsten Polizeigebieten der Großstädte, in Vierteln von Kommunisten, Dirnen, Zuhältern und Verbrechern, mit Dutzenden der verrufensten Kaschemmen ging es so ruhig zu, daß kaum eine Einlieferung erfolgte, während dort früher die Zellen nicht ausreichten.

Oder geht hin und fragt Ausländer, die das alte und das neue Deutschland kennen. Sie werden euch sagen, die Sauberkeit sei unübertroffen, es gebe keine Bettelei, es sei eine Freude, über deutsche Straßen zu gehen, nie werde man belästigt. Die Menschen seien einfach, solide und erstaunlich gut gekleidet, aufdringlicher Schmuck und gewagte Erscheinungen fehlten im Straßenbild, aber ein gemeinsamer Zug von beherrschter Anspannung, von entschlossener Tatkraft, von Hoffnung und stiller Froheit spreche aus den Gesichtern.

Und die Männer der SA gingen straff, selbstbewußt ohne Überheblichkeit, höflich und aufmerksam ihrer Wege, sie machten einen tiefen Eindruck als politische Soldaten des Führers.

Kurzum, Deutschland von heute brauche keinen Vergleich mit irgendeinem andern Land zu scheuen, im Gegenteil, es werde immer am besten abschneiden, möge man in Betracht ziehen, was man wolle.

Die ausübende Kraft für diesen Wandel war die SA. Mit ihrer Härte und all den Eigenschaften, die sie auszeichnen und die sie zusammenschweißten

zu unlösbarer Geschlossenheit, war sie der Hammer des Führers. Mit ihrer Geschlossenheit eroberte sie die Straße.

Die Straße ist das Symbol, sie und ihre Beherrschung führen unmittelbar zur Seele des deutschen Volkes, die schlicht ist und schlichte Wege liebt. Die nur schlichte Wege begreifen kann, um ihnen zu folgen.

Der Kampf um die Straße, durchgeführt gegen die Gummiknüppel der Polizei, auf weiten, freien Plätzen, in dunklen Winkelzügen der Gassen, in trostlosen Höfen, in grauschwarzen Industriegebieten toten Gepräges und in jenen Laubenkolonien, deren sonntägliche Fahnen einem roten Meere glichen, war die entscheidende Probe auf die Seelenstärke und die körperliche Tüchtigkeit der SA.

Die waffenlose Faust der SA, getrieben vom hinreißenden Geist des Führers, führte zum Sieg über die Meute von Gegnern, die sich von allen Seiten auf die Bewegung stürzten.

Letzten Endes war es immer der geistige Gehalt der SA, der über die Schalheit marxistischer Lehren, über das zersetzende Gift der Demokraten, über das gefräßige Spießertum der Bürger, über die enge Profitgier der Reaktion und über die gesamten Machtmittel des sterbenden Staates triumphierte. Er war es, der die wenigen Arme der ersten SA-Männer zu stählernen Hämmern machte und der aus den wenigen Armen schließlich die emporgereckten Hände eines ganzen Volkes werden ließ.

Die geistige Stärke schlichter SA-Männer aus dem Volke befähigte sie, den harten und langen Weg zur Freiheit ihres Volkes in revolutionärem Schwung zu finden und bis zum leuchtenden Ende zu gehen.

Wir von der SA, die wir nichts sein wollen als Männer der SA des Führers, wir kennen die Dinge der Straße.

Wir wissen, wie uns der Haß der Straße gehörte und wie wir sie eroberten. Wir kennen alle die Schwankungen und Übergänge und Phasen, die auf dem Wege standen wie Spott und Hohn, Überheblichkeit und Anmaßung, Verächtlichkeit und wirre, blutige Gewalt.

Wir wissen, wie die Straße unentschlossen wurde, bis sie sich beugte. Die Straße gibt dir den Blick mitten ins Herz hinein.

Bist du marschiert, wenn die brüllende Horde unter roten Wimpeln jäh um die Ecke bog und du ihr fassungslos gegenüberstandest und dir sagen mußtest, hier blüht dir der Tod? Und doch nicht wichest?

Hast du das Scheue in menschlichen Augen gesehen, wenn sie dich, den SA-Mann, in einem Verkehrsmittel in nächster Nachbarschaft hatten, dich, den eine bösartige Presse längst zum Mörder und Verbrecher gemacht hatte?

Kennst du die innerliche Ablehnung der Vertreter der Reaktion dir gegenüber, der du als SA-Mann der Zertrümmerer ihrer Kaste, Gesellschaftsordnung und Vorrechte und damit ihr bitterster Feind bist? Wie sie mit einem unmißverständlichen Ausdruck des Hasses an dir vorbeisehen?

Es gibt viele Dinge, die ihr, deutsche Menschen, von der SA nicht gewußt habt, Dinge, die an die letzten und an die ersten Dinge des menschlichen Lebens tief heranreichen.

Heute hast du hier den Blick, der dich als SA-Mann trifft, wenn eine Frau aus dem Volke oder auch eine Frau in teurer Kleidung, die noch nicht weiß, daß sie zum Volke gehört, eine Auskunft auf der Straße haben will. Sie fragt dich, den SA-Mann, weil sie ohne weiteres annimmt, daß du ihr helfen kannst.

Wen fragen Ausländer, wenn sie keinen Rat wissen? Den SA-Mann. Sie fühlen in ihm den vornehmsten Träger des Staates, sie wenden sich an

ihn, den sie nicht kennen, weil er sie irgendwie anzieht, weil sie empfinden, hier ist der direkte Vertreter des Führers, der Deutschland weckte.

In der Elektrischen, in der Eisenbahn oder einem andern Verkehrsmittel blickt der Kriegsbeschädigte oder Gebrechliche den SA-Mann an, er weiß, der ist ihm behilflich, und er weiß, dem SA-Mann kommt es nicht darauf an, einem jungen Schnösel zu sagen, er solle seinen Platz freimachen.

So, auf diese Weise und in vielen anderen Hinsichten ist der SA-Mann das Gesicht des neuen Deutschlands. Er hat sich seinen Platz erhungert und erkämpft und er hat damit eine Weltanschauung, eine tiefgewurzelte Gesinnung, eine feste und unerschütterliche Barrikade quer durch das Volk gezogen, aus dem er stammt und für das er blutete.

Der SA-Mann ist heute sehr kritisch.

Er sieht die Dinge, die in den Hirnen jener vorgehen, die behaupten, Nationalsozialisten zu sein, es aber nicht sind, die die alten, toten Weisheiten aussprechen und ihnen ein nationalsozialistisches Mäntelchen umhängen wollen oder möchten. Die da, wo sie die Möglichkeit haben, eine heimliche Herrschaft ausüben, sei es auch im Kleinen.

Der SA-Mann weiß, das Dritte Reich bedarf noch vieler Opfer, es bedarf einer revolutionären Befreiung und Säuberung in geistiger und materieller Hinsicht. Er läßt sich nicht täuschen, wenn jene Schmarotzer glauben, von seinem Erfolg ungestraft zehren zu können, weil er weiß, daß die Stunde kommt, in der sie alle ausgemerzt werden, wenn sie sich nicht rechtzeitig umstellen.

Der Gehalt und die Stärke des SA-Mannes unterliegen dem Wechsel der Zeiten. Sie werden ummodelliert und umgeformt. Die Wege der Faust sind verlassen, nun, da die Gegner niedergerungen sind. Eine Vergeistigung geht vor sich. Die Einstellung des SA-Mannes wird eine andere. Aus dem

politischen Soldaten, der überwiegend auf das Faustrecht pocht, wird der politische Soldat des Rechts. Gesicht und Seele des SA-Mannes verschieben sich in eine neue Richtung. Aus dem trotzigen Schläger der Straße wird der geistig und wehrsportlich geschulte Kämpfer und Wahrer der Freiheit mit einer Überlegenheit weltanschaulichen Wissens. Er steht damit bei weitem in allererster Linie des gesamten staatlichen Machtapparats und ist gleichzeitig sein unbrechbares Rückgrat. Viele aus andern Lagern mögen das heute noch bezweifeln, sie werden es eines Tages einsehen müssen.

Mit alledem erhöhen sich die Anforderungen, die an die SA gestellt werden.

Die Zeiten des Kampfes mit Schulterriemen und Bierglas, Stuhlbein und Pistole sind endgültig vorbei. Heute gilt es, neben der anstrengenden Arbeit des Tagewerkes die Zeit zu finden, gegen jene Hyänen und Fälscher vorzugehen, die in der Volkswirtschaft und in den Behörden, auf kulturellem und geistigem Gebiet, auf Arbeitsstätten und in Geschäften, in überflüssigen Vereinen und allen möglichen Zusammenschlüssen sich breit machen und ihre eignen Interessen im marxistischen oder reaktionären, im liberalistischen oder pazifistischen Sinne unter dem unverdienten Schutz und der Weitherzigkeit des Hakenkreuzes verfolgen und eine instinktive, bewußte oder unbewußte Sabotage treiben.

Die SA kennt sie. Es bedarf nur des deutschen Grußes, um genau zu wissen, wie der andere denkt. Wie er ihn beantwortet, wie er die Hand hebt und wie er dabei aussieht, besagt alles. Der SA-Mann älteren Schlages läßt sich nicht täuschen.

Er hat den ausgebildeten, geschulten Sinn und Instinkt für den Lauen und Weichen, für den Heuchler und den direkten Gegner, wie auch für den

selbstsüchtigen, gesinnungslosen Geschäftemacher, kurzum, für alle diejenigen, die sich hineingedrängelt haben. Aber er ist auch immer der erste, der dem ehrlichen Volksgenossen noch heute die Hand entgegenstreckt, der bereit ist, den Menschen aus einem andern Lager aufzunehmen.

Die SA duldet keine Tarnung. Sie gehört heute überall hin, in städtische und staatliche Betriebe, in Reichswehr oder Marine und Polizei, in alle Zweige der Wirtschaft, sei es auf den Bau, in das Werk oder in die Fabrik.

Die SA hat die sicheren, unverbildeten Sinne des gesunden deutschen Menschen, und sie hat die Lehren ihres Führers im innersten Herzen, sie hat sie in sich aufgesogen und hat für sie geblutet. Sie beherrscht sie, oft noch, ohne ihnen flüssigen Ausdruck geben zu können. Sie bewußt und mit Überlegung zu beherrschen, gehört heute zur Erziehung der SA.

Jedoch nie wird der SA-Mann sich vom Sinn und von der tiefen Bedeutung der Straße entfernen; denn sie verbindet ihn mit dem besten Herzen des Volkes. Immer wird er in revolutionärer Bereitschaft bleiben, das letzte Opfer zu bringen. Er wird ein gutes Teil Rabauke bleiben, alter rauher Kämpfer, der furchtlos und sicher an jene Geschehnisse der Öffentlichkeit herangeht, die der satte Bürger flieht. Die Kenntnis dieser Dinge sind dem SA-Mann auf seinem langwierigen Gang durch die Tiefen eines schmachvollen Zeitabschnittes nicht fremd geblieben.

Ja, mancher der alten Kämpfer der SA ist heute ausgeschieden, weil er sich nicht umzustellen vermochte. Weil Körper und Geist im hungernden Ringen schwerer Zeiten schwerfällig und verbraucht wurden. Weil die heutige Sicherheit und Ordnung der Dinge in ihm eine Leere erzeugten, die er nicht auszufüllen vermag. Oder weil er, rückwärtsblickend, nicht fassen kann, daß andere Aufgaben seiner harren als früher, Aufgaben, die in

andern Formen vielleicht noch mehr Zähigkeit und Uneigennützigkeit erfordern als die Eroberung eines roten Stadtviertels.

Denn hier handelt es sich um das schleichende Gift geistiger Bosheit in jenen Kreisen, die immer noch glauben, den stolzen Bau der Bewegung von innen heraus benagen und schwächen zu können.

Im Wandel des Gesichts der SA zeigen sich nun andere Züge. Hinter dem gemeißelten Kämpfergesicht bildet sich in langsamen Werden das überlegene und vergeistigte Gesicht einer neuen Führerschicht heraus, einer Führerschicht, die zweiflerisch, wägend und mit härtester Entschlossenheit, manchmal ohne Rang und Abzeichen, das zu erfüllen bereit ist, was in der nahen oder weiten Zukunft von der SA verlangt wird.

Sie sieht die Befehle, die ihr von oben erteilt werden, über weite Ebenen hinweg in aller Reinheit und Eindeutigkeit, sie saugt sie mit gebannten Sinnen in sich auf, und sie lebt sie. Sie erkennt die Notwendigkeit der SA in ihrer weitgehenden Bedeutung für die Festigung und den Ausbau des Dritten Reiches und sie weiß, daß sie die ehernen Pfeiler bilden wird, auf denen der vollendete Bau dereinst ruht.

Kühn und mit leidenschaftlichem, bedingungslosem Fanatismus schaut so die SA nach vorne und wendet den Blick nur selten rückwärts, gleichsam, um zu prüfen, ob der gegangene Weg der richtige war und ob seine Geschehnisse zum Lernen dienen können, niemals aber, um sich im Vergangenen zu verlieren oder sich daran zu berauschen.

Vorwärts gehen sie, die alte und die neue SA, mit schwingenden Armen und festen dröhnenden Schritten, unbeirrbar, sicher und rein im letzten Ziel. Hier ist der gewaltige Ausdruck des deutschen Volkes und jene unlösbare Einheit mit dem Manne, der sie ins Leben rief, mit dem Führer.

Und wenn heute, da der Wechsel der Zeiten die einstigen Geschehnisse unter einen andern Winkel stellt oder verblassen läßt, nichts anderes vorhanden wäre, um die ganze SA in ihrem wundervollen Kern zu halten oder auch notfalls erneut emporzureißen aus menschlichen Schwächen, so sind es die starken und stärkenden Schatten der vielen Toten aus ihren Reihen, die sie immer und ewig schirmen und begleiten werden.

Denn ihr Tod in Treue ist das Leben der SA. — — —

Quellenverzeichnis der Bilder

Photo G. Rosenkranz, Hattingen (Ruhr): Bild 11, 12, 15—22, 24, 29, 31, 32, 36, 37, 39—43, 46—48, 69, 73, 80, 90, 94, 95, 98, 99, 112, 134
Photo W. Wiesebach, Berlin: Bild 23, 25, 30, 33, 34, 44, 124, 127
Pressebildzentrale, Berlin: Bild 50—53
Photo W. Weiler, München: Bild 130, 131, 133
Photo Dr. Weller, Berlin: Bild 91—93
Photo H. Kurth, München: Bild 84, 86
Scherls Bilderdienst, Berlin: Bild 100, 128
Photo Ch. Nicolai, Berlin: Bild 71

Das weitere Bildmaterial wurde von Obergruppen und Gruppen zur Verfügung gestellt.